情世

Schi tshing.

Von

Martin Maier = Hugendubel.

YALE UNIVERSITY LIBRARY

THE LIBRARY OF THE

DIVINITY SCHOOL

THE DAY MISSIONS LIBRARY

世情

Schi tshing.

Bilder aus dem chinesischen Volks- und Missionsleben.

Von

Martin Maier-Hugendubel.

Stuttgart 1913.
Verlag von J. F. Steinkopf.

Yale Divinity Library,
New Haven, Conn.

MR5
M281s

Gedruckt in Stuttgart
bei J. F. Steinkopf.

Meiner lieben Frau

gewidmet.

5/G/69 DAY MISSIONS

Vorwort.

Drei Dinge tun die Chinesen gern: essen, schlafen und plaudern. Auch das letztere ist ihnen Lebensbedürfnis. Zu jeder Tag- und Nachtstunde sieht man sie zusammensitzen, die Zopfmänner, und kong Schi tshing, „sich unterhalten".

Manchmal habe auch ich mich zu ihnen gesetzt. Und viel Neues und Interessantes habe ich da erfahren. Auch habe ich vieles erlebt in ihrem merkwürdigen Lande. Beides, Gehörtes und Erlebtes, habe ich diesen Blättern anvertraut: Altes und Neues, Ernstes und Heiteres, wie ich es im Laufe der Jahre niedergeschrieben.

Die Chinesen sagen: „Mit einem Weisen eine Nacht sich unterhalten, ist besser als zehn Jahre Studium." Dieses Buch ist kein Weiser. Dennoch wird es dem einige Kenntnis von China vermitteln, der auf seine Schi tshing lauscht.

Bern, 1. August 1913.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Die Reise nach China 1

Erster Teil. Aus dem chinesischen Volksleben.

Schein und Sein 9
Die „Vierundzwanzig Beispiele von Kindesliebe“ 35
Kon-yim-nyong 42
Der Sohn als Brautwerber für den Vater 43
Von der eigenen Mutter geblendet 45
Vom Lehrer verführt 48
Die Opiumhöhle 50
Die Spielhölle 51
Einer der sich zu helfen wußte 51
Der Brand 53
Die Rache der Chinesin 57
Schwere Lebensschicksale 61
Des „Tigers“ Ende 69
Ungerechte Richter 75
Das Pfandhaus 76
Verunglückter Bittgang 77
Der Wahrsager als Lügenprophet 79
Memento mori! 82
Chinas Gräber 83
Lebendig begraben 86
Chinesische Quacksalber 88
Der Pechvogel 98
Die Tigerjagd 110
Der Fall der chinesischen Mauer 118
Die chinesische Revolution 129

Zweiter Teil. Aus dem Missionsleben.

Sprachstudium 137
Hausbesuche 141
Chinesische Mahlzeiten 143
Der Sonntagsgottesdienst 145
Die Heidenpredigt 152

Seite

Auf der Reise 159
Ein merkwürdiger Gottanbeter 164
Die Erstlinge von Nyen-hang-li 168
Ein Kaufmann, der die köstliche Perle fand 169
Die Bekehrung eines Wahrsagers 170
Finstere Mächte 176
Ein selbstsüchtiger Bruder 180
Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze 188
Auf der Flucht 191
Ein Brautzug in China 193
Die Zerstörung der Station Phyang-thong 200
Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein 207
Weihnachten zwischen Ruinen 213
Eine denkwürdige Schuleröffnung 220
Was mir das Geld erzählte 222
Fromm Gesinde 233
Li-A-schak 237
Gratulation zur Geburt eines Sohnes 243
Der beste Freund ist in dem Himmel 244
Herr, laß ihn noch dies Jahr 248
Heimweh 256

Anhang.

Deutschland in der chinesischen Presse 267
Deutsche Pionierarbeit in China 273
Liebe und Not 284

Die Reise nach China.

Wenn wir von Europa aus eine Reise nach China unternehmen, steht uns ein doppelter Weg offen: entweder wir machen die Landroute durch Sibirien, oder wir benützen den Wasserweg. Die erstere Strecke ist die kürzere, und darum auch schneller und leichter zurückzulegen. In kaum mehr als vierzehn Tagen bringt uns die transsibirische Bahn nach Peking. Die Reise per Schiff dauert mehr als doppelt so lang, ist aber die bei weitem interessantere und schönere.

Zunächst lösen wir eine Fahrkarte nach der Hafenstadt, von der aus wir die Seereise anzutreten gedenken. Wir wählen dazu Genua. Einmal können wir so die lange Fahrt um Frankreich und Spanien herum vermeiden, dann aber bekommen wir auf diese Weise auch noch Gelegenheit, die schöne Schweiz zu sehen.

Genua, dessen alte Paläste noch heute zeugen von der einstigen Größe und Macht dieser Beherrscherin der Meere, liegt in einem Halbkreis um den Hafen her, der von unzähligen kleinen und großen Fahrzeugen belebt ist. Hier schiffte auch ich mich ein, als ich im Herbst des Jahres 1894 mit einigen Freunden zum erstenmal nach China reiste. Außer dem berühmten Campo santo mit seinen herrlichen Marmordenkmälern konnten wir damals nur wenig von der Stadt sehen, denn bereits wartete die „Bayern" auf uns, die uns nach China bringen sollte. Gegen Mittag begaben wir uns an Bord. Der schwimmende Palast mit seinen vielen Zimmerchen, seinen Salons, Küchen, Vorratskammern und Gepäckräumen, seinen Masten und Flaggen, Strickleitern und Tauen, machte einen gewaltigen Eindruck auf uns. Um fünf Uhr etwa verließ der Dampfer den Hafen. Immer weiter trat das Land zurück, bis es zuletzt im Abenddunkel verschwand.

Unbeschreiblich schön war am andern Morgen der Sonnenaufgang. Die weite Wasserfläche mit schimmerndem Gold überziehend, erhob sich der Riesenball über der fernen italienischen Küste. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!" kam es unwillkürlich über meine Lippen, als ich, trunken von dem herrlichen Anblick,

das Promenadendeck auf und ab schritt. Doch unaufhaltsam durchfurchte unser Dampfer die blauen Fluten des Mittelmeeres, weiter und weiter nach Süden vordringend.

Das Wichtigste, was wir im Laufe dieses ersten Tages zu sehen bekamen, war die mächtige Kuppel der Peterskirche in Rom. Mit dem Fernglas war sie deutlich sichtbar.

Mit Einbruch der Nacht erreichten wir Neapel. Hafen und Stadt erstrahlten im Glanze von Tausenden von Lichtern. Ein wundervolles, einzigartiges Bild. Dieses wurde noch übertroffen durch das großartige Panorama, das sich in der Frühe des andern Tages vor unsern Augen ausbreitete: Zur Linken, im Schimmer der Morgensonne, die prächtige Stadt; vor uns, nach Süden, der Vesuv, dunkle Rauchwolken aus seinem Innern ausstoßend; rechts die Insel Capri mit der berühmten „blauen Grotte" und den düsteren Erinnerungen an den Mörderkaiser Tiberius. „Sieh Neapel und stirb!" Ich verstand jetzt dieses Wort. Auch ich war überwältigt von der unvergleichlich schönen Szenerie. Zum Sterben aber war mir trotzdem nicht, hatte ich doch noch gar so viel vor. Und so freute ich mich, als das Schiff die Anker wieder lichtete.

Wir fuhren dann vorbei an den Liparischen Inseln mit dem Stromboli, der steil und einsam aus dem Meere aufsteigt. Gegen Abend passierten wir die Straße von Messina. Und jetzt kamen wir in die offene See.

Am fünften Tag erreichten wir Port Said. Hier waren wir auf afrikanischem Boden, was sich auch durch die zunehmende Hitze bemerkbar machte. Die tief verschleierten Frauen, denen wir am Hafen und in den Straßen begegneten, erinnerten uns außerdem daran, daß wir uns hier im Herrschaftsgebiet des Islam befanden.

Nach kurzem Aufenthalt in Port Said fuhren wir in den Suezkanal ein. Die Fahrt durch diesen dauerte etwa achtzehn Stunden. Die Landschaft zu beiden Seiten des Kanals ist öde und trostlos. Soweit das Auge reicht, nichts als Sand. Doch gerade hier tauchten viele Erinnerungen in uns auf. Wir sahen im Geist den jungen Joseph, wie er von den ismaelitischen Händlern nach Ägypten geschleppt wurde. Wir erblickten seine Brüder, mit ihren schwer beladenen Kamelen über den Sand nach Norden ziehend. An jenem Berge sahen wir Mose die Schafe des Priesters von Midian hüten. Wir folgten dem ausziehenden Volk Israel durch die Wüste, hörten

das Donnern und Tosen von der Spitze des Sinai, und sahen an seinem Fuße die ehrfürchtig harrende Menge.

Vom Roten Meer aus, das wir in vier Tagen bezwangen, gelangten wir in den Indischen Ozean. Hier ist man nun im großen Meer und erblickt tagelang kein Land. Eine angenehme Abwechslung bilden die vorbeifahrenden Schiffe. Auch zeigen sich zahlreiche Fische, zumal die in Herden auftretenden Delphine, und dann die vielen fliegenden Fische. In Scharen erheben sich diese beim Herannahen des Schiffes aus dem Meer, um nach einem kurzen Flug wieder darin unterzutauchen.

Mit Jubel wurde nach einer Woche die Insel Ceylon begrüßt. Unter den Klängen der Schiffskapelle, das schwarz-weiß-rote Banner lustig im Winde flatternd, fuhr unser Dampfer langsam in den Hafen von Colombo ein. Wir waren in der indischen Welt. Überall tropische Pracht und Üppigkeit. Und doch, selbst dieses paradiesische Eiland konnte in meinem deutschen Gemüt den Vergleich mit unseren heimischen Buchen- und Tannenwäldern, unseren Wiesen mit ihren Tausenden von Blümlein und Bienchen, den blühenden Apfelbäumen, den reich behangenen Kirschbäumen, dem Duft des Flieders, besonders aber unserem Frühling mit seinem ganzen Zauber nicht aushalten.

Doch weiter eilte das Schiff. Zunächst in direkt östlicher, dann in südöstlicher Richtung durch die Straße von Malakka. Links hatten wir die gleichnamige Halbinsel mit dem herrlichen Hafenplatz Penang, rechts die Küste von Sumatra. In der Straße selbst fuhren wir an unzähligen kleinen und kleinsten Inseln vorüber, die oft nur einige hundert Quadratmeter groß und mit undurchdringlichem Urwald bestanden sind. Wohl noch nie hat der Fuß eines Menschen diese wellenumrauschten Inselchen betreten. Nur Papageien und anderes buntgefiedertes Volk haben sich hier eingenistet.

In Singapore ging die „Bayern" wieder vor Anker. Mit dieser Stadt hatten wir den südlichsten Punkt auf unserer Fahrt erreicht. Wir hatten uns dem Äquator bis auf etwa zwei Grad genähert. Dies merkten wir auch an der drückenden Hitze und der sengenden Sonnenscheibe über unseren Häuptern. Singapore ist Weltverkehrsplatz, was am deutlichsten in dem bunten Völkergemisch zum Ausdruck kommt. Fast alle Nationen der Erde sind hier vertreten. Einen internationalen Charakter tragen besonders die Hotels. Da ist zum

Beispiel das „Hotel de la Paix". Während der Name in französischer Sprache über der Türe prangt, ist die Besitzerin eine Deutsche, eine Kapitänswitwe. Die Kellner sind Chinesen, der Direktor ist ein Eurasier, der Geldwechsler ein Araber, der Kutscher ein Malaye, der Portier ein dunkelfarbiger Eingeborener. Die im Hotel ein- und ausgehenden Gäste sind hauptsächlich Holländer, Deutsche und Engländer, doch trifft man auch Amerikaner, Franzosen, Italiener, Portugiesen, Spanier, Japaner u. a. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner von Singapore aber sind Chinesen, was uns daran erinnert, daß wir dem Ziel unserer Reise immer näher kommen. Zuvor aber gilt es noch, das Chinesische Meer zu überwinden.

Dieses ist meist sehr bewegt, und hier machte ich auch zum erstenmal Bekanntschaft mit der Seekrankheit. Ein Chinese, der neben mir auf dem Schiffsstuhl lag und etwas Deutsch verstand, sagte zu mir mit kläglicher Stimme und einem Gesicht, als gehe es zum Sterben: „Die Chinesen sehre wilde sein, deshalb Meer auch sein wilde." Der Mann hatte mit dem zuletzt Gesagten nicht so unrecht, denn wild schlugen die Wogen an die Schiffswände und hochauf türmten sich die sturmgepeitschten Wassermassen. Daß auch zutraf, was er in bezug auf seine Landsleute sagte, sollte ich später erfahren.

Nach einer überaus glücklichen Seereise lief unser Schiff am dreißigsten Tag nach der Abfahrt von Genua in den Hafen von Hongkong ein. Hongkong ist eine kleine, schroff aus dem Meer aufsteigende Felseninsel. Diese ist durch einen schmalen Meeresarm vom chinesischen Festland getrennt. Seit dem Jahre 1842 ist die Insel in den Händen der Engländer und gilt heute als einer der ersten Handelsplätze der Welt. Ungefähr zwanzig Millionen Tonnen werden alljährlich hier verladen. Viele Europäer — darunter zirka vierhundert Deutsche —, und annähernd dreihunderttausend Chinesen bewohnen den Platz. Das Leben und Treiben im Hafen und in den Straßen ist äußerst interessant. Man wird unwillkürlich an einen Ameisenhaufen erinnert, wenn man auf dieses Chinesengewimmel blickt: dasselbe Laufen und Rennen, Zerren und Schleppen, Drängen und Stoßen; dieselbe Emsigkeit, derselbe Fleiß. —

Mit chinesischen Pässen versehen brachen wir nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Hongkong nach unserer Station im Innern auf. Die Reise dorthin dauerte drei Wochen. Wie machten wir Augen, als wir in Hongkong gleichsam Europa hinter uns

gelassen hatten und nun die chinesische Welt uns aufnahm. Alles kam uns so „chinesisch" vor. Die Menschen, die Tiere, die Städte, die Landschaft — alles war so ganz anders als in Europa!

Zuerst kamen wir nach Kanton, einer Stadt mit nahezu zwei Millionen Einwohnern. Diese Stadt bietet für den Europäer des Sehenswerten und Interessanten so viel, daß er Wochen, ja Monate brauchen würde, wollte er sich alles ansehen. Von dem vielen, was wir dort gesehen, sei nur der große Buddhistentempel mit den fünfhundert Heiligen erwähnt. Unter den letzteren ist auch einer in europäischer Tracht. Es sei ein ehemaliger holländischer Matrose, der bei einem Sturm achtzehn Chinesen das Leben gerettet habe; dafür sei er unter die buddhistischen Götter aufgenommen worden, erklärte uns ein kahlköpfiger Mönch. Wirklich eine große Ehre für ihn!

Von Kanton aus fuhren wir auf einem Boot den Tung-kong-ho hinauf. Da dieser viele Krümmungen macht und stellenweise sehr seicht ist, kamen wir nur langsam voran. Bald mußte das Boot mit langen Bambusstangen gestoßen, dann wieder an Stricken gezogen werden. Oft griffen wir selbst auch mit an. Die Chinesen, denen wir begegneten, riefen uns dann manchmal ein Wort nach: fan-kwui. Wir wußten nicht, was es zu bedeuten hatte. Später erfuhren wir es. Es hieß „fremder Teufel"!

Zwei Tage vor Weihnachten kam ich auf der Station Phyang-thong an. Ich war am Ziel meiner Reise.

Erſter Teil.

Aus dem chineſiſchen Volksleben.

Schein und Sein.

Schein und Sein decken sich nicht immer. Dies gilt von leblosen Dingen, gilt aber auch von Menschen und Völkern. Mancher große, bedeutende Charakter geht durchs Leben, ohne daß die Geschichte seinen Namen vermerkt. Andere wieder werden ganz unverdient in dicke Weihrauchwolken gehüllt. Desgleichen wird manche Gegend zu einem Krähwinkel gestempelt, während die andere den Ruf eines Wunderlandes genießt.

Zu den Völkern, die sich bisher eines besonders guten Rufes zu erfreuen hatten, wenigstens nach verschiedenen Seiten hin, gehören auch die Chinesen. Ich hatte in Europa Gelegenheit, vieles über diese zu hören, hatte auch manches über China und seine interessanten Bewohner gelesen. Als ich jedoch selbst in nähere Berührung mit diesem Volke kam, sah ich mich genötigt, das Bild, das ich mir von ihm gemacht hatte, einer starken Korrektur zu unterwerfen. Ich fand nämlich, daß die Farben viel zu hell und rosig aufgetragen waren, und gab nun dementsprechend sowohl dem Hintergrund, als auch den einzelnen Figuren, dunklere Nuancen.

Wie das neue Bild in seiner Umarbeitung aussieht, sei an einigen Zügen und Beispielen kurz veranschaulicht.

Man rühmt die Chinesen als ein fleißiges und arbeitsames Volk. Und gewiß, wer von Europa kommend, in Singapore oder Hongkong oder Shanghai ans Land geht und da zum erstenmal einen Schwarm von Chinesen zu sehen bekommt, der staunt über die Rührigkeit und den Fleiß dieser Menschen: keine Last ist zu schwer, keine Arbeit zu gering, kein Neubau zu hoch, kein Schacht zu tief; nichts ist zu waghalsig, nichts zu gefährlich; es ist weder zu spät noch zu früh, weder zu kalt noch zu warm — immer ist der Chinese willig zur Hand.

Einen ganz andern Eindruck bekommt man, wenn man ins Innere reist. Schon das Mieten eines Bootes hat seine Schwierigkeiten. Denn während in den Hafenstädten die Bootsleute mit ihrem „Sam-ban! Sam-ban!“ oft geradezu lästig werden, sind die

Schiffer im Inland nichts weniger als aufdringlich. Kommt man auf eines ihrer Boote, dann merkt man sofort, daß das Arbeiten nicht zur Liebhaberei dieser Leute gehört. Sechs bis acht Menschen liegen da herum und keiner rührt sich bei deinem Erscheinen. Fragst du nach dem Besitzer des Schiffes, dann steht schließlich einer auf und schaut dir gähnend ins Gesicht. Ist es dir gelungen, den Mann zu bewegen, dich nach dem von dir bezeichneten Orte zu fahren, und ist nach vielem Hin- und Herreden endlich der Preis festgemacht, dann vergeht gewöhnlich noch eine kleine Ewigkeit, bis wirklich Anstalten zur Abfahrt getroffen werden. Denn meinst du, die Fahrt könne jetzt beginnen, dann entdeckt plötzlich einer der Matrosen, daß er seine Pfeife irgendwo am Lande habe liegen lassen, ohne diese könne er nicht abreisen. Noch ist er vom Suchen nicht zurück, da spricht ein anderer die Besorgnis aus, die Küchenvorräte möchten am Ende nicht reichen, es fehle noch etwas Reis, auch die Salzfische genügen nicht. Und dann sollte man eigentlich doch auch ein wenig Fleisch haben. Du möchtest so gut sein und einen kleinen Vorschuß geben, er wolle das Fehlende beschaffen; er sei gewiß bald wieder da. So verschwindet auch er, ebenso ein dritter. Dieser gibt vor, er habe soeben vernommen, daß sein Onkel nicht ganz wohl sei, er wolle nur geschwind noch einen Blick zu ihm hineinwerfen, man könne nie wissen —. Viertelstunde um Viertelstunde verrinnt, bis die drei sich wieder einstellen. Und auch jetzt noch drücken sie sich bald da, bald dort herum, und wollen und wollen nicht abfahren! Erst wenn dir der Geduldsfaden allmählich reißt und du tüchtig polterst, greifen sie nach ihren Bambusstangen, um das Schiff vom Lande zu stoßen.

Nicht weniger Verdruß bereitet dir eine Reise mit dem Tragstuhl. Auch da schaust du vergeblich nach jenen Kulis aus, die dir in Hongkong und den andern Hafenplätzen mit ihrem „Chair! Chair!“ so oft den Weg verlegten. Gar lange dauert es, bis endlich der Diener mit zwei zerlumpten Gestalten anrückt. Und sind diese da, dann denke nur ja nicht, daß du jetzt aufbrechen kannst. O nein, den beiden pressiert es nicht halb so wie dir. Zuerst mustern sie dich eingehend. Hat dir die Natur eine ansehnliche Größe und etwas breite Schultern verliehen, dann führt das zu fast endlosen Verhandlungen, wenn die Kerle nicht gar vorziehen, Reißaus zu nehmen. Und nur die Erkenntnis, daß es in China keine Eisenbahn,

kein Auto, kein Zweirad und nichts dergleichen gibt, hilft dir deinen Unmut niederzukämpfen. Doch endlich ist alles in Ordnung, und tip tap, tip tap, geht es lustig voran. Indes plötzlich sitzst du wieder am Boden. Die Träger finden schon nach einer Stunde, daß du eben doch ungeheuer schwer seiest und daß sie dich ohne eine kleine Stärkung nicht mehr weiterbringen. Diese besteht in einem Täßchen Tee und einer Pfeife Tabak. Und bald schwebst du wieder zwischen Himmel und Erde. Doch das Bedürfnis nach einer Erfrischung stellt sich aufs neue ein. Dabei werden die Zwischenpausen immer kleiner, und der Aufenthalt dauert immer länger. Auch während sie gehen, bringen sie allmählich allerhand Wünsche und Beschwerden zum Ausdruck. „Du drückst zu sehr auf meine linke Schulter, fremder Herr, setze dich mehr nach rechts," läßt sich der Vordermann vernehmen. „Und mir wäre es lieb, wenn du dich ein wenig nach vorn neigen wolltest, damit ich nicht alles Gewicht allein zu tragen bekomme," orakelt Numero zwei. Oder aber fangen beide im Chorus an: „Diesen Berg bringen wir dich nicht hinauf, du mußt absteigen." Oder: „Über diese Brücke wagen wir dich nicht zu tragen, du solltest gehen" usw.

Endlich ist es Mittag. Sie wollen also essen. Diese Arbeit ist ihnen wichtig, sie wird darum auch gründlich besorgt. Du wartest eine Stunde, wartest zwei Stunden. Niemand denkt an Aufbruch. Doch, du möchtest weiter. Du rufst also nach den Leuten und wetterst etwa auch ein wenig. Macht gar keinen Eindruck. Deine beiden Träger sind jetzt beim Nachtisch. Sieh, dort auf dem Bett schmort der eine etwas. Riechst du nichts Brenzliches? Und schau hier, der andere. Der stiert mit gläsernen Augen in die Luft — er schwebt durch den Opiumhimmel.

Jetzt haben sie alle ihre Bedürfnisse befriedigt. Es kann also weitergehen. Du freust dich, besonders auch darüber, daß die Schlingel wieder so wacker ausschreiten. Doch bald wird der Gang wieder schleppender. Dazu kommt, daß die Sonne zu sinken beginnt und die Schatten der Bambusgruppen anfangen immer länger zu werden. Die Nacht bricht herein. Du mahnst zur Eile. Du findest keine Bundesgenossen. So steigst du aus und machst die letzte Strecke zu Fuß!

Und nun bist du am Ziel. Du hast für heute genug. Du möchtest jetzt nur noch etwas essen und dann schlafen. Nun, wenn du

Geduld hast, dann soll dir beides werden. Doch muß ich dir verraten, daß der Reis für dein Nachtessen noch beim Kaufmann ist, die Fische schwimmen noch im Teich, das Gemüse steht noch im Garten und das Fleisch hängt noch beim Metzger. In anderthalb bis zwei Stunden kann das alles auf dem Tisch sein.

Auch Ruhe sollst du bekommen, nur darfst du es auch damit nicht allzu eilig haben. Namentlich darfst du nicht empfindlich sein gegen Störungen, denn links und rechts, über und unter dir wird geschwatzt, gespielt, geraucht und rumort bis — ja bis zwölf Uhr und noch länger. Du wirfst dich im Bett herum, kannst nicht schlafen, und wünschst die Ruhestörer in alle Fernen. Auch fragst du dich wohl, ob denn diese Menschen kein Bedürfnis nach Schlaf haben. Gewiß haben sie das, nur zu einer andern Zeit als du. Sie haben heute nachmittag geschlafen und werden morgen wieder schlafen, denn morgen haben sie Feiertag. Sie haben alle Tage Feiertag!

Wenn auch nichts weniger als erfrischt und ausgeruht, erhebst du dich andern Tags doch frohen Herzens von deinem Lager. Aber war das eine Nacht gewesen! Du hast vielleicht schon da und dort in der Welt umher dein Haupt zur Ruhe niedergelegt, und wohl auch nicht immer in Hotels ersten Ranges. Aber was du in dieser Nacht erlebt hast, übersteigt jedenfalls alles Dagewesene. Diese Hitze! Dann keine Luft und keine Ruhe. Dafür Schmutz und Ungeziefer und allerhand Düfte! Und dann das Bett! Entsetzlich! Gewiß hast du jetzt nur noch einen Wunsch und der heißt: fort aus dieser Höhle, nur fort!

So komm einmal mit, wir wollen uns die Stadt etwas ansehen. Nicht wahr, das ist nicht mehr Hongkong, das ist eine Inlandstadt. Da wohnen jetzt Chinesen, wirkliche, echte Chinesen. Und obwohl es noch früh am Tag ist, ist doch schon allerlei Volk auf den Beinen. Eine Eskorte von etwa sechzig Köpfen schließt sich uns an. Weder eine Schulglocke noch eine Fabrikpfeife ruft diese Leute. Sie haben frei. Famos!

Vor dem Tempel, den mir betreten, treffen wir auch bereits eine Menge Menschen. Hat gläubige Andacht oder ein Bittgang sie hergeführt? Es scheint nicht so. Die zwanzig bis dreißig zerlumpten Gesellen, die da zuvorderst stehen, sind kaum einer frommen Rührung fähig, und ihre wenigen Wünsche liegen in einer Richtung, die eine Gewährung selbst von einem chinesischen Gott ausschließt.

Auch dort jene Gruppe von jungen und alten Spielern ist ebenfalls nicht von der Heiligkeit des Ortes angezogen worden. Dasselbe gilt von den biederen Spießbürgern, die uns so naiv anstaunen. Sie haben nichts zu tun, diese Menschen, wenigstens jetzt nicht, und so stehen und laufen sie eben da herum. Auch der Tempelwärter ist in der glücklichen Lage, nichts arbeiten zu müssen, wenigstens scheint er sein Amt so aufzufassen, denn seine Schutzbefohlenen, die riesigen Holzgötzen, wie auch das ganze Gebäude starren von Schmutz. Und Kehrbesen, Abstaubtücher und Wassereimer sind offenbar weder im Budget der Tempelverwaltung noch in der Dienstanweisung des Wächters vorgesehen. Jedenfalls macht sich's der Bursche bequem. Sein Neben- und Lieblingsgeschäft, das Opiumrauchen, nimmt all sein Interesse und seine Zeit in Anspruch.

Doch, es geht schon gegen elf Uhr. Wenn es dir recht ist, dann wollen wir noch dem Kreismandarin unsere Aufwartung machen. Ich kenne ihn, er ist ein jovialer, alter Herr, raucht Zigarren und plaudert gerne. Ja, er weiß sogar etwas von Napoleon, von Bismarck und den — Indianern. Also Stoff genug zur Unterhaltung. Doch will ich dir gleich zum voraus sagen, daß du sonst keine allzu hohen Erwartungen hegen darfst. Der Mann ist zwar ein gewaltiger Herr, er regiert über zirka achthunderttausend Menschen, hat also mehr Untertanen als mancher deutsche Bundesfürst, trotzdem wirst du staunen über die Lotterwirtschaft, die bei ihm herrscht.

Ein großes Gefolge begleitet uns nach dem Amthaus. Die äußeren, riesigen Torflügel sind geöffnet und gestatten einen Blick in die weiten Hofräume. Man könnte meinen, da drinnen werde Jahrmarkt abgehalten, so wimmelt es von Menschen. Auch wird da gekauft und verkauft, gekocht und gebraten, geraucht und gespielt. Alles begleitet von einem wahren Höllenspektakel. Und das unter den Augen des hohen Herrn, der noch vor vierzehn Tagen an alle Stadttore den strengen Befehl hatte anschlagen lassen, es dürfe bei Strafe der Enthauptung nicht mehr gespielt werden! Doch, der gute Mann ist gewiß sehr mit Amtsgeschäften überhäuft und kann darum nicht allem nachgehen. Nun, dann hat er ja Hilfskräfte. Da stehen eine ganze Anzahl Soldaten herum. Und was machen denn jene dort mit den langen, seidenen Röcken und den großen Brillengläsern, seine Unterbeamten und Schreiber? Warum sorgen sie nicht für Ordnung? Guter Freund, wir dürfen nicht vergessen, daß wir

unter Chinesen sind. Diese Herren sind an diesen Anblick gewöhnt, er stört sie nicht, unterscheiden sie sich ja doch selbst nur wenig von jenen lungernden Haufen. Auch ihre Lebensauffassung gipfelt im dolce far niénte. Doch, wir sind nicht zu Reformatoren chinesischer Amtshäuser berufen, lassen wir diesen Leuten ihr Vergnügen.

Ein Soldat führt uns durch den Menschenknäuel, ein spanisches Rohr leistet ihm dabei wirksame Hilfe. Man öffnet uns zu Ehren die große Mitteltüre, die nach der Gerichtshalle führt. In dieser erwartet uns ein freundlicher Herr, der Sekretär des Mandarins. Er geleitet uns in einen Seitenraum, wo er uns höflich bittet, Platz zu nehmen und eine Tasse Tee zu trinken. Auch Tabak bietet er uns an. Zugleich bedauert er lebhaft, daß er uns nicht sofort zum Thai-lau-ya, dem „großen, alten Vater" führen könne, da dieser noch schlafe. Wir möchten uns ein wenig gedulden, so gegen zwölf Uhr pflege er aufzustehen. Es werde ihm gewiß große Freude machen, uns zu sehen. Wir geben dem Manne zu verstehen, daß unsere Zeit knapp sei, und entschuldigen uns für die verursachte Störung. Es sei durchaus keine Störung, sondern eine hohe Ehre für ihn gewesen, versichert der Beamte unter vielen Verbeugungen, während wir uns anschicken, das Amthaus zu verlassen. Es kommt uns dabei unwillkürlich das chinesische Sprichwort in den Sinn: „Wenn der obere Querbalken schief liegt, dann gerät auch das Untere in Unordnung." Ja, oben fehlte es. Der große, alte Vater gab seinen Kindern ein schlechtes Beispiel. Manches in China wird verständlicher, wenn man von jenem oberen Querbalken aus urteilt.

Doch, es ist jetzt Mittagszeit. Unser Interesse für die Sehenswürdigkeiten der Stadt hat einem andern Verlangen Platz gemacht. Aber, warum so verblümt reden? Gestehen wir, wir haben Hunger und möchten etwas essen. Komm also mit nach einem Teehaus. Hast du schon so ein Teehaus im Innern Chinas gesehen? Nicht! Nun, dann stelle dir eine Schmiedewerkstätte oder eine alte Wagenremise oder etwas ähnliches vor, dann hast du ein ziemlich zutreffendes Bild. Überall Schmutz und Ruß und Finsternis. Es wird daher gut sein, wenn wir uns in die Nähe der Türe setzen. Hier ist es etwas heller und luftiger, auch ist die Atmosphäre freier von Fremdstoffen. Daß uns beim Essen alle unsere Freunde zuschauen, die uns den ganzen Vormittag nicht von den Fersen gewichen sind, soll unseren Appetit nicht beeinträchtigen.

Das Menü, nach dem wir gespeist haben, will ich nicht verraten, dagegen wollen wir uns die Tischnachbarn etwas näher ansehen. Der etwas gigerlhaft aufgeputzte junge Mann zu meiner Linken gibt auf die Frage nach seinem Beruf fast beleidigt zur Antwort, daß er lyau, „nichts tue". Seine beiden Freunde bestätigen dies, mit der Bemerkung, daß er der Sohn eines Tshoi-tschu, eines „reichen Mannes" sei, und daß sein Großvater sogar Mandarin gewesen sei. Er habe also nicht nötig zu arbeiten. O, du Glücklicher! Verzeih, daß wir das nicht gewußt haben, und empfange jetzt um so größere Reverenz, wie sie deinem hohen Stande gebührt. Auch euch beiden einen Diener, denn ihr seid wohl ebenfalls in der beneidenswerten Lage, nicht arbeiten zu müssen, wenn ihr es vielleicht auch nicht so überzeugend nachweisen könnt, wie dieser Mandarinsenkel. Auch unserem Gegenüber darf man gratulieren. Seine langen Fingernägel schon sprechen für ihn. Er ist etwas Hohes, etwas Besonderes. Ich will dir's ins Ohr sagen. Doch nein, der Mann versteht ja nicht Deutsch, also: er ist Winkeladvokat, Bauernfänger. Und er hat viele Kollegen in China, denn dieses Geschäft ist hier sehr einträglich. Sein dicker Nachbar gehört einem verwandten Berufszweig an, er ist Tschung-nyin, „Mittelmann". Wo immer ein Stücklein Feld, ein alter Gaul, ein Haus oder eine Kuh, ein Baum oder eine Kiste feil ist, das schnüffelt er heraus und drängt sich als Makler auf. Wo Frieden ist, richtet er Streit an, und wo Streit ist, vermittelt er den Frieden. Alte Frauen verschachert er als junge Witwen, und unschuldige Mädchen überliefert er der Schande. Er besorgt Träger und vermittelt Schiffe, borgt Geld und leiht Geld, kurz, er treibt alles, nur keine ehrliche, rechtliche Hantierung. Eine gemeine, schmutzige Seele. Die Zahl dieser Leute ist in China Legion.

Die andern Gäste sehen etwas zerlumpter aus. Man gewinnt bei den meisten den Eindruck, daß sie eben so sehr gewohnt sind nicht zu arbeiten, als sie gewohnt sind zu hungern. Denn auch das letztere bringt der Chinese fertig. Ja, er hungert oft lieber, als daß er arbeitet.

Doch, wir haben uns nun lange genug in dem Teehaus aufgehalten, wir wollen weitergehen. Dort drüben über der Straße wohnt ein Bekannter von mir, laß uns dem einen Besuch machen. Der Mann war früher auf Mauritius und hat dort Geld gemacht.

Das siehst du an seinem stattlichen Haus und auch daran, daß er nicht arbeitet. Seine Söhne und Enkel folgen seinem Beispiel und tun ebenfalls nichts. Zum Teil stehen sie da herum, zum Teil liegen oder schlafen sie irgendwo. Drücke einmal dort jene Türen auf, dann wirst du gewiß einige dieser Jüngelchen fest eingeschlafen finden. Das ganze Haus huldigt dem Müßiggang!

Nun hätte ich dir gerne noch jene Schule dort gezeigt. Indes die Schüler treiben Allotria, wie du siehst, und der Lehrer, wahrhaftig, der liegt auf dem Bett und schläft, am hellen, lichten Tag, im Angesicht seiner Schüler! Laß ihn, den würdigen Jünger des großen Konfuzius. Wenn seine Schüler ausgetobt haben, wird die plötzliche Stille ihn wieder ins Dasein zurückrufen.

Doch, der Tag geht zur Neige, und da du kaum große Lust haben wirst, deine Beobachtungen weiter auszudehnen, wollen wir nach unserem Absteigequartier zurückkehren. Aber, gelt, dir graut vor der Nacht. Nun, tröste dich damit, daß es nur noch eine Nacht ist. Ich habe schon Hunderte solcher Nächte in noch elenderen Spelunken zugebracht. Im übrigen können wir die Schrecken dieser Nacht auch etwas abkürzen, indem wir noch ein wenig plaudern.

Ich sehe es dir an, du hast allerhand Fragen auf dem Herzen. Es will dir nicht recht ein, daß jene Chinesen, die du in Hongkong ihres Fleißes wegen so bewundert hast, die gleichen Leute sein, das heißt: zum selben Volk gehören sollen, wie diese nichtsnutzigen, trägen, faulen Menschen, denen du heute und in den letzten Tagen begegnet bist. Du kannst nicht begreifen, warum jene so angestrengt arbeiten, während diese hier offenbar ohne Arbeit auskommen.

Nun, jene Kulis arbeiten aus verschiedenen Gründen. Sie kommen nach den Hafenstädten, entweder weil ihnen daheim der Boden zu heiß wurde, oder sie sind auf der Jagd nach dem „Glück". Sie hoffen, daß ihnen dieses hier in irgend einer Gestalt in den Schoß fallen werde. Sind sie an dem neuen Platze angekommen, dann stehen sie meist da ohne Geld und ohne Bekannte, fremd und mittellos. Sie sind also gezwungen, Arbeit zu suchen, die sie gewöhnlich auch finden. Doch das Ding sagt ihnen nicht zu. Sie finden, es sei sehr khu, sei eine „Schinderei". Und so zieht ein großer Teil dieser Leute es vor, schon nach wenigen Tagen wieder nach den Thong-san, den „chinesischen Bergen", zurückzukehren. Andere schämen sich, dies zu tun, oder sie dürfen es nicht, oder aber es fehlt ihnen am nötigen

Geld. Also halten sie zunächst aus, mit der stillen Hoffnung im Herzen, es sei dies nur ein Übergangsstadium, später werde es schon besser kommen. Doch die meisten werden in ihren Erwartungen getäuscht. Ehe es ihnen selbst recht zum Bewußtsein gekommen ist, haben sie sich einen Hemmschuh angelegt. Entweder sie haben sich dem Opium oder dem Spiel ergeben, oder sie frönen sonst einer Leidenschaft. Und nun heißt es für sie arbeiten ohne Rast und ohne Ruh, wenn sie sich bei den gesteigerten Lebensbedürfnissen durchbringen wollen.

Andere sind solider und haben mehr Glück. Sie finden eine Anstellung als Diener, oder Koch, oder Schreiber, oder sie treiben einen kleinen Handel. Ja, manche von ihnen haben es schon bis zum Großkaufmann gebracht. Und diese Leute sind nun oft sehr tätig und fleißig. Doch auch bei ihnen liegt der Sporn ihres Fleißes nicht in der Freude am Schaffen und Wirken, sondern sie wollen reich werden! Sind sie dies geworden, dann kehren sie in die Heimat zurück, um dort das Erworbene in trägem Nichtstun zu verzehren. In unserer Präfektur Ka-yin-tschu leben zahlreiche solcher in Hongkong oder im Ausland reich gewordener Chinesen. Einige davon sind mehrfache Millionäre. Sie kaufen gewöhnlich viel Land zusammen, das sie in Pacht geben, bauen sich ein stattliches Haus und lassen es sich dann wohl sein.

Du ziehst dein Notizbuch heraus. Du willst gewiß die vor einer Woche in Hongkong eingetragene Bemerkung über die „fleißigen" Chinesen abändern. Laß das. Urteile nicht voreilig. Denke nach dem, was du jetzt gesehen hast, nicht, daß es in China nur faule Menschen gebe. Nein, es gibt auch solche, die arbeiten. Zu diesen gehören vor allem die Handwerker, Bauern, Lastträger und in manchen Gegenden auch die Frauen. Doch auch diese arbeiten meist nur zeitweise. Hat der Bauer seine Reispflanzen gesetzt, dann hat er bis zur Ernte so gut wie nichts zu tun. Beschäftigst du einen Zimmermann oder Maurer, dann staunst du über dessen Fleiß. Doch plötzlich bleibt der Mann weg, mitten in der dringendsten Arbeit. Er ist daheim und ruht aus. Dasselbe gilt vom Lastträger. Er unterwirft sich für einige Tage der größten Schinderei, ist da oft mehr Lasttier als Mensch, dann aber läßt auch er eine Ruhepause eintreten. Also auch keiner dieser Leute, die für gewöhnlich arbeiten, hält den Vergleich aus mit unseren „hart schaffend.n

Bauern", unseren vielen fleißigen Arbeitern, Handwerkern, Geschäftsleuten, Beamten. Und während nach unseren Begriffen die Arbeit den Menschen adelt, gilt sie in China im allgemeinen als etwas Entehrendes.

Es entspricht daher nicht den Tatsachen, wenn man die Chinesen als ein „besonders fleißiges" Volk hinzustellen sucht. Dieser Ruhm kommt ihnen wirklich nicht zu.

Auch das so oft gehörte Lob der Genügsamkeit verdienen die Chinesen nicht.

Genügsam sein heißt doch wohl: wenig Bedürfnisse haben, keine großen Ansprüche machen. Nach dem Augenschein zu urteilen, wie er sich uns bei nur flüchtiger Berührung mit ihnen aufdrängt, leisten die Chinesen allerdings auch hier das Menschenmögliche. Viele von ihnen könnte man, was zum Beispiel die Kleidung anbelangt, für Schüler des Diogenes halten. Auch ihre Ansprüche an die Wohnung sind kaum größer als bei jenem griechischen Sonderling. Manche gehen fast noch weiter als der Meister. Man sieht sie mitten am Tag auf dem Trottoir, oder in der Straßenrinne, oder auf einem Mäuerchen liegen, fest eingeschlafen, das Gesicht schutzlos der glühenden Tropensonne zugekehrt. Und bei Nacht, wenigstens im Sommer, schlagen sie vielfach ihr Lager auf der Straße oder in einem Hof auf: eine dünne Matte auf dem Boden, ein kleines Bambusbänkchen zur Stütze des Kopfes, über sich den Sternenhimmel!

Schon wichtiger als die Kleider- und Wohnungsfrage ist für die Chinesen die Magenfrage. Diese sucht jeder, wenigstens quantitativ, zu möglichster Zufriedenheit zu lösen.

Doch treten wir der Sache näher. Genügsam sind die Menschen entweder aus Tugend oder aus Geiz, etwa auch aus Trägheit, die meisten jedoch aus Not. Für den Chinesen kommt hauptsächlich der letzte Grund in Betracht. Er ist genügsam, wenn er nichts zu genießen hat. Gelingt es ihm, sich etwas Geld zu verschaffen, oder ist er gar reich geworden, dann zeigt sich sofort der Genußmensch. Und es ist gewiß nicht von ungefähr, daß gerade die Chinesen sich dem Opium ergeben haben. Es fehlt zwar nicht an Übertreibungen, sowohl was die Verbreitung als auch was die schädliche Wirkung des Opiumrauchens anbelangt. Dennoch steht so viel fest, daß dieses

bisher das Nationallaster der Chinesen war. Ja, die Angehörigen gewisser Berufszweige huldigten fast ausnahmslos dem Genuß des Opiums, so die Last- und Chairträger, Soldaten, Hausierer, Schuh- und Kesselflicker, Schiffer usw. Aber auch die Handwerker, Bauern, Kaufleute, Beamten und Literaten stellen ein starkes Kontingent, obwohl gerade die letzteren das Opiumrauchen unter die vier großen Laster zählen.

Man hat zugunsten der Chinesen schon auf die Trunksucht hingewiesen, als das Hauptlaster der westlichen Völker. Und es ist wahr, es wird bei uns viel getrunken, und es ist beschämend, daß wir überhaupt Anhaltspunkte zu einem solchen Vergleich bieten. Indes, es muß gesagt werden, daß der Vergleich nicht stimmt. Denn man kann Bier und Wein trinken, um seinen Durst zu stillen oder zur Stärkung und Kräftigung seiner Gesundheit. Und für Millionen haben tatsächlich die genannten Getränke nur diese Bedeutung. Nun wird aber niemand behaupten wollen, daß vom Opium dasselbe gelte. Soweit dieses nicht als Medizin verabreicht wird, wirkt es immer schädlich, und dient nur der Befriedigung der Leidenschaft.

Daß viele Europäer über den richtigen Gebrauch der geistigen Getränke hinausgehen, ist, wie gesagt, eine leidige Tatsache. Doch von vielen Chinesen kann das gleiche gesagt werden. Und es ist ein Zeichen großer Unkenntnis chinesischer Verhältnisse, wenn in Büchern und Vorträgen die Behauptung aufgestellt wird, die Chinesen seien keine Freunde des Alkohols, man habe in so und so viel Jahren im Reiche der Mitte keinen Betrunkenen gesehen. Natürlich, es kommt eben ganz darauf an, wo man seine Beobachtungen anstellt. Wer in einer Hafenstadt im Europäerviertel wohnt, und nur seine Dienstboten und etwa noch einige Kaufleute oder Beamte kennt, wird kaum Gelegenheit haben, Bekanntschaft mit betrunkenen Chinesen zu machen. Wer diese dagegen in ihren Heimstätten aufsucht, oder auch nur einmal einem chinesischen Gastmahl beigewohnt hat, wird nicht wagen, obigen Satz aufrecht zu erhalten.

Sehr bezeichnend ist schon der Ausdruck für ein chinesisches Essen: Schit tsyu, „Wein trinken“. Der Chinese ladet nicht zu einem „Essen“ ein, sondern zu einem „Trinken“. Während der Mahlzeit lobt er den Wein, weniger die Speisen. Und die gewöhnliche Begrüßung für den von einem Gastmahl Zurückkehrenden ist die:

„Hast du dich betrunken?“ Und dies ist nicht etwa eine bloße Redensart, sondern der Wein, das heißt der Reiswein, spielt tatsächlich bei einem solchen Mahl eine große Rolle. Man eröffnet dasselbe, indem man sich gegenseitig zutrinkt. Dieses Zutrinken wird während des Essens so oft wiederholt, bis alle Teilnehmer rote Köpfe haben und mehr oder weniger betrunken sind. Nun aber, und hierin unterscheidet sich der betrunkene Chinese von seinen westlichen Kollegen, geht er nicht unter Fluchen und Krakeelen nach Haus, sondern er verschwindet im Bett seines Gastgebers, wo er ruhig ausharrt, bis der Kopf wieder klar und die Füße wieder fest geworden sind. Der Europäer hat es da weniger leicht. Denn auch der freundlichste Gastgeber und der toleranteste Wirt würden wenig erbaut sein, wenn plötzlich drei oder vier Zechbrüder Besitz von ihrem Bett ergreifen wollten.

Solche Gastereien gehören in China nun keineswegs zu den Seltenheiten. Bei Hochzeiten und Beerdigungen, Geburtstagen und Ahnenopfern, bei Käufen und Verkäufen, Geschäftseröffnungen, Friedensschlüssen, Theateraufführungen, am Neujahrsfest und bei tausend andern Anlässen gibt es Festlichkeiten und Gelage. Und dabei kommt nicht etwa nur der Wein in Betracht. Man sehe einmal das Menü einer besseren Mahlzeit durch. Nur ein Feinschmecker kann auf solche Zubereitung und auf diese reichliche und seltene Auswahl von Speisen verfallen.

Aber auch an gewöhnlichen Tagen liebt der Chinese eine allzu frugale Mahlzeit keineswegs. Ohne Tshoi, „Gemüse“, schmeckt ihm sein Reis nicht. Hierzu rechnet er vor allem Schweinefleisch — der höchste Leckerbissen für die unteren Volksschichten. Wenn irgend möglich, leistet er sich dies mehrmals in der Woche, und es ist komisch zu sehen, wie selbst Literaten im langen Seidenrock mit schmunzelndem Gesicht ihr halbes Pfündchen Fleisch durch die Straßen tragen. Doch auch ein Stück Fisch, ein Hühnerschlegel und etwas Grünes gehören auf den Tisch.

Daß Millionen von Chinesen fast nur von Reis leben, und weitere Millionen ihr ganzes Leben hungern, spricht nicht gegen diese Ausführungen, liefert auch durchaus keinen Beweis für die Behauptung, die Chinesen seien ein genügsames Volk. Jene Millionen sind genügsam, weil ihnen anders zu sein die Not nicht gestattet. Kommen sie zu Geld, dann kehren sie sofort die entgegen-

gesetzte Seite heraus. Bezeichnend ist auch, daß ein so recht schwammiges, feistes Gesicht mit entsprechendem Leibesumfang in China für schön gilt und besonderes Ansehen verleiht.

Von der Kleidung der Chinesen gilt dasselbe wie vom Essen. Gegen den chinesischen Kuli freilich kann man nicht den Vorwurf erheben, daß er in bezug auf Kleiderpracht zu weit gehe. Er nähert sich in seiner Mode oft bedenklich unserem ältesten Stammvater. Auch die Handwerker und Bauern sind meist einfach gekleidet. Schon weniger anspruchslos sind die zahlreichen Schreiber, Lehrer, Literaten, und besonders die reichen Kaufleute. Diese entfalten oft großen Luxus. Und dann erst das weibliche Geschlecht! Selbst Frauen, die Lasten schleppen oder auf dem Felde arbeiten müssen, tragen sich noch äußerst kleidsam: ein grünes oder blaues Obergewand, eine schöne, kunstvolle Haarfrisur, dann an den Ohren und Armen und auch im Haar noch allerhand Schmuck.

In einer Beziehung allerdings sind die Chinesen genügsam, in ihren Ansprüchen an die Wohnung. Die Wohnstätten der ärmeren Klassen spotten oft jeder Beschreibung. Da ist auch gar nichts, was die Räume behaglich macht und was der Europäer unter keinen Umständen missen möchte. Die Zimmer sind eng und fast ohne Licht und Luft. Im Scheine des Öllämpchens, das auch am Tage brennt, entdeckt man kahle, rußige Wände, einen Fußboden aus Lehm, einen Tisch, einige wacklige Stühle und etwa noch ein Wandschränkchen. Und dann hinten in der Ecke noch etwas, etwas ganz Unheimliches: ein Bett, das mit seinen harten Brettern, der modernden Strohunterlage, dem schmutzigen Vorhang und dem vielen Ungeziefer jedem Europäer Grauen und Entsetzen einflößt. Bei den reichen Leuten liegen die Verhältnisse etwas anders. Sie wohnen oft in recht schönen, großen Häusern. Ich bin schon in wahre Paläste gekommen, die eine halbe Million Mark und mehr gekostet haben mögen. Doch auch diese Häuser geraten im Lauf der Zeit in Verfall, weil der Chinese eine periodische Reparatur nicht kennt. Und auch sie haben mit den Wohnungen der ärmeren Klassen den Schmutz gemein. Besen und Staubtuch sind auch hier unbekannte Dinge. Auch haben Hunde und Katzen, Hühner und Schweine freien Zutritt zum Salon.

Abgesehen von diesem einen Gebiet verdienen die Chinesen das Lob eines genügsamen Volkes nicht. Vielmehr ist gerade die

chinesische Nation ein äußerst empfänglicher Boden für jegliche Art von Genuß. So hat, um nur noch eines zu erwähnen, in den besser gestellten Kreisen Chinas neuerdings auch das Morphium Eingang gefunden und bereits angefangen, mit dem Opium zu rivalisieren.

Wir kommen daher zu dem Schluß: Der Chinese ist genügsam, wenn ihm nichts anderes übrig bleibt. Er hungert, wenn er kein Geld hat; ist er reich, dann ergibt er sich der Völlerei. Er geht in Lumpen, wenn er arm ist, kleidet sich aber in Seide, sobald seine Mittel es ihm gestatten. Heute zieht er den Wagen, morgen schon läßt er sich ziehen. Die beste Illustration hierzu bietet der chinesische Self-made man. Dieser ist in der Regel schon in der zweiten Generation durch Laster und Müßiggang so degeneriert, daß er zu keiner ernsten Arbeit mehr fähig ist.

Doch auch hier gilt: es gibt Ausnahmen. Es gibt auch genügsame, mäßige, einfache Chinesen. Der chinesische Charakter dagegen kann keinen Anspruch auf das Prädikat „genügsam" erheben.

Man hört vielfach rühmen, die Chinesen seien ein intelligentes, gebildetes und kulturell hochstehendes Volk. Sie verdanken diesen Ruf gewissen Reisenden, dann aber hauptsächlich den sogenannten Sinologen. Diese Männer machen Bekanntschaft mit den chinesischen Klassikern, lernen durch sie die Geschichte und Philosophie der Chinesen kennen, studieren etwa auch noch einige Fachschriften über Astronomie, Medizin usw., und staunen nun über die Begabung, Bildung und hohe Moral dieses Volkes.

Zunächst gilt es, hier einmal festzustellen, wem dieses Lob gelten soll, ob den Zeitgenossen jener alten Autoren und Philosophen oder den Chinesen von heute? Wenn den ersteren, dann kann man vielleicht zustimmen. Die letzteren dagegen verdienen jenen Ruhm nicht, oder wenigstens nur bedingt, denn sie sind andere Menschen als die Chinesen zur Zeit der Chou-Dynastie. Ich möchte diesen Unterschied an einem analogen Beispiel verdeutlichen. Wie haben wir uns seinerzeit für die Griechen begeistert, als unsere Lehrer uns mit den Gesängen des Homer, den griechischen Dichtern und Helden bekannt machten. Übertragen wir diese Begeisterung auch auf die Griechen von heute? Keineswegs, wir reden vielmehr ausdrücklich von den „alten" Griechen. Ein ebenso klaffender Riß trennt die „alten" Chinesen von denen der Jetztzeit. Es trifft auch hier zu,

was ein chinesisches Sprichwort sagt: „Der Name ist noch da, die Sache selbst fehlt.“ Damit, daß die Werke der Alten vorhanden sind, ist noch nicht gesagt, daß sie auch gelesen und verstanden werden. Eine Befolgung derselben darf erst recht nicht aus ihnen abgeleitet werden.

Es ist daher unrichtig, ein Volk nach seinen Klassikern beurteilen zu wollen. Dieser Fehler aber wird oft gemacht, und besonders hinsichtlich der Chinesen. Und so kommt es, daß viele sich ein ganz falsches Bild von diesen gemacht haben, und sogar so weit gehen, zu sagen, die Tätigkeit der Missionare unter einem so hochstehenden Volk wie die Chinesen sei „stupid und barbarisch“.

Wie es in China — um damit zu beginnen — mit dem Lesen und Verstehen der Klassiker bestellt ist, wird klar werden, wenn ich sage, daß unter zehn Chinesen mindestens zwei Analphabeten sind. Vier weitere lernen nur so viel, daß sie notdürftig einen Brief lesen und einige Aufzeichnungen machen können. Wieder drei sind zwar etwas weiter in den Klassikern gekommen, aber sie bringen es zu keinem Verständnis derselben, weil sie schon mit zwölf oder vierzehn Jahren von der Schule weggenommen werden. Und nur einer von zehn dringt tiefer ein, und erst dieser wird ein „Bücherleser“, ein Literat.

So sind also die Klassiker der großen Masse des chinesischen Volkes so gut wie verschlossen. Aber auch den Literaten geht ein tieferes Verständnis derselben vielfach ab. Sie lernten in ihrer Jugend den Stoff zunächst nur auswendig, ohne viel von der Erklärung zu verstehen. Nun weiß aber jeder aus eigener Erfahrung, wie schwer es hält, für eine Sache, die man sich früher durch totes Auswendiglernen angeeignet hat, später noch Interesse zu wecken. Man denke an den religiösen Stoff. Wird dieser in einer Zeit, in der das Verständnis dafür noch nicht erschlossen ist, nur mechanisch eingepaukt, dann ist der Geschmack daran meist für immer verdorben.

Ist nun schon die Lehr- und Lernmethode für viele Chinesen ein Hindernis für tieferes Eindringen in die Klassiker, so noch mehr der nur auf das Materielle gerichtete Sinn dieses Volkes. Jeder Chinese studiert mit dem Gedanken an einen literarischen Grad. Dieser verschafft ihm großes Ansehen und öffnet ihm den Weg zu einem Amt und damit zu Reichtum und Genuß. Also nicht die Liebe zur Wissenschaft treibt den Chinesen zum Studium. Schon

Konfuzius hat hierüber Klage geführt. „Früher," sagt er, „studierten die Leute noch um ihrer selbst willen (um ihr Wissen und ihre Tugenden zu bereichern), heute tun sie es der Menschen wegen (damit diese ihnen Lob spenden oder ein Amt anbieten)." Wen diese Motive beim Studium leiten, der wird nicht vom Geist erfaßt, dies um so weniger, als auch beim Examensaufsatz der Inhalt kaum, die elegante, metrische Form dagegen vor allem in Betracht kommen.

Daß ferner die Chinesen vom westlichen Wissen bisher keine Ahnung hatten, ist bekannt. Ganz köstlich waren ihre Erklärungen von Sonnen- und Mondfinsternissen, Erdbeben usw., ebenso ihre anatomischen und pathologischen Begriffe, ihre Länder- und Völkerkunde. Auch von Mathematik, Chemie und Physik verstanden sie so gut wie nichts. Daß einmal einer ihrer Ahnen den Kompaß, ein anderer das Pulver erfunden hat, darf man den Chinesen von heute — und nur um sie handelt es sich für uns —, nicht als Verdienst anrechnen. Diese zeichnen sich wahrlich nicht durch Forschungstrieb und Erfindungsgabe aus.

Nimmt man also Bildung gleich „Wissen", dann ist es mit dieser in China nicht weit her, besonders wenn man bedenkt, daß auch die Frauen mit sehr vereinzelten Ausnahmen bisher ohne jegliche Schulbildung waren. Daß „die Heldinnen in Novellen und Romanen meist gut erzogen sind und sogar Verse machen", beweist nichts, stammen doch diese Novellen auch aus früherer Zeit, oder behandeln doch wenigstens antiken Stoff. Sie gestatten somit keinen Schluß auf die Gegenwart.

Doch, wie steht es bei den Chinesen mit der Bildung von Herz und Gemüt? Nun, ich habe schon Abhandlungen gelesen, in denen diese so ideal geschildert werden, daß der Leser fast bedauert, daß eine germanische Mutter ihm das Leben geschenkt und er nicht vielmehr als Chinese zur Welt gekommen ist. Der Fehler dieser Schreiber ist eben der, daß sie in den chinesischen Klassikern den Chinesen von heute erblicken, daß sie meinen, all die schönen Theorien, die man in diesen Büchern findet, seien Gemeingut des chinesischen Volkes. Indes, hat Konfuzius schon bei Lebzeiten verhältnismäßig wenig Anklang mit seiner Lehre gefunden, so steht das heutige Geschlecht dem großen Weisen im Grunde genommen kaum weniger indifferent gegenüber. Und dies ist im Wesen der Sache begründet: Konfuzius predigt Moral. Diese, von einer starken

Persönlichkeit vorgetragen, findet immer und überall begeisterte Anhänger, schließt aber auch stets die Gefahr in sich, in Schematismus und Formenwesen auszuarten. Dies trifft auch auf den Konfuzianismus zu. Die Formen, ja, die haben seine Anhänger noch. Man lese nur einmal einen chinesischen Brief, ein Aktenstück, einen Aufsatz, oder betrete ein Amtshaus, einen Tempel, eine Schule, und sehe sich da die Inschriften an. Oder man beobachte die Zeremonien bei Begrüßungen, Verabschiedungen, Gastmählern, Hochzeits- und Begräbnisfeierlichkeiten, Totenopfern usw. Da fehlt nichts. Alles geht nach der Li, „Vorschrift". Und dieser äußere Firnis besonders hat mitgeholfen, die Chinesen in den Ruf eines gebildeten und hochstehenden Volkes zu bringen. Man hält äußeren Schliff, gewandte Umgangsformen für gleichbedeutend mit Bildung.

Aber was haben wir von der Begabung der Chinesen zu halten? Sind sie wirklich das intelligente Volk, als das sie gewöhnlich gerühmt werden? Ich möchte auch bei der Beantwortung dieser Frage auf meine persönliche Erfahrung zurückgreifen. Ich hatte in China während einer Reihe von Jahren viel mit Schulen zu tun. Da bot sich mir reichlich Gelegenheit, Beobachtungen in dieser Hinsicht anzustellen. Nun war unter allen meinen Schülern auch nicht einer mit hervorragenden Leistungen. Gut begabt waren eine ganze Anzahl, aber auch viele mittelmäßig und schwach Begabte waren darunter. Dabei fehlte auch den Begabteren der Sinn für konsequentes, logisches Denken. Nur das Gedächtnis war so ziemlich bei allen gut. Ob in anderen Teilen Chinas die Zahlen günstiger lauten, weiß ich nicht. Sprachbegabung indessen scheint den meisten Chinesen abzugehen. So traf ich einen Gelehrten aus Kanton, der vier Jahre am orientalischen Seminar in Berlin tätig war. Der Mann war kaum imstande, einige deutsche Sätzchen zu stammeln. Dann gibt es viele Chinesen, die sich jahrelang in englischen Kolonien oder in Amerika aufgehalten haben, über das „good morning" und „yes" wagen sie sich jedoch selten hinaus.

Mir scheint, die Chinesen sind durch ihr gewandtes, anstelliges Wesen in den Geruch besonderer Intelligenz gekommen. Und nach dieser Seite hin zeichnen sie sich allerdings aus. So hatte ich einen Diener, einen Burschen vom Lande. Gab ich dem ein Gewehr in die Hand, dann verstand er auch sofort die Konstruktion, schob die Patronen in die Kammer und drückte ab, sicher und furchtlos. War

meine Uhr nicht in Ordnung, dann reparierte er sie. Er flickte mir auch die Schuhe, und hantierte mit Lötkolben und Nähnadeln, Rasiermesser und Hobel mit dem gleichen Geschick. Daneben war er mein Koch. Auch verstand er sich auf Pferde und Hunde, Katzen und Vögel. Er ritt ohne Sattel im gestreckten Galopp und — spielte Harmonium. Bei Einkäufen rechnete er mit fabelhafter Schnelligkeit die Ausgaben zusammen, verwandelte die Taels in Dollars und Cents, alles im Kopf, obwohl er kaum eine Schule besucht hatte. Auch das Haus und den Garten verwaltete er. Zugleich war er Sekretär, Portier. Er war alles! Dabei ist der Mann nichts weniger als begabt. Für die Wissenschaften ist sein Gehirn nicht eingerichtet. Aber er ist gewandt, anstellig und geschickt, und in diesem Sinne allerdings intelligent.

Und dann erst der chinesische Kaufmann! Sieh ihn dir einmal an in seiner Geschäftsgewandtheit, seinem Spekulationsgeschick, seinem ruhigen, sichern Auftreten und seinem zufriedenen Gesicht, das dir immer sagt: für mich kommt schon ein Gewinn heraus. Auch hier triffst du Intelligenz.

Dasselbe gilt von den Handwerkern. Mit welch primitiven Mitteln und zugleich mit welcher Leichtigkeit bringt der Maler, Goldschmied, Graveur, Klempner, Tischler, Korbflechter, Maurer etc. etwas ganz Ordentliches zustande, so daß wir nur staunen müssen. Hier ist wirkliche Intelligenz.

Und durch diese Art von Intelligenz, durch seine Gewandtheit und Geschicklichkeit wird der Chinese einmal gefährlich werden, sowohl für den Handels- wie für den Arbeitsmarkt. Und sie hauptsächlich ist es auch, die ihm die Türen ins Ausland öffnet. In vier Weltteilen trifft man ihn schon in allen möglichen Stellungen, und wie lange wird es dauern, bis er auch in Port Said, im Mittelmeer und in Europa erscheinen wird? Die chinesische Frage ist noch nicht gelöst. Sie wird noch oft aufgerollt werden und späteren Geschlechtern noch einmal heiß machen. Ihr eingehendes Studium wäre daher keine Zeitversäumnis.

Viel gepriesen wird auch die Kindesliebe der Chinesen. Und es ist wahr, man begegnet in China rührenden Beispielen von kindlicher Pietät, aber im allgemeinen stoßen wir auch hier auf den Gegensatz zwischen Schein und Sein.

Pietät gegen die Eltern ist unzertrennlich von der Erziehung. Je nachdem diese eine gute oder mangelhafte ist, werden die Kinder mit Liebe und Verehrung zu den Eltern aufschauen, oder aber sie mit Gleichgültigkeit, Geringschätzung und Roheit behandeln. Dieser Satz trifft ja wohl nicht in allen Fällen zu, doch bildet er die Regel. Nun fällt aber in China, sowohl in der Familie als auch in der Schule, das erzieherische Moment so gut wie ganz weg. Auch in den Büchern der Chinesen zeigt sich hier ein auffallender Mangel. Sie reden wohl viel von den Pflichten der Kinder gegen die Eltern. Daß aber diese auch Pflichten gegen ihre Kinder haben, kommt weniger zum Ausdruck. In unserer christlichen Literatur ist das Verhältnis ein umgekehrtes. Die Mahnung an die Jugend ist hier hauptsächlich zusammengefaßt in dem kurzen, schlichten Wort: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren," während über die Erziehung Dutzende von Bänden handeln.

Das größte Hindernis für eine gesunde Kindererziehung liegt in China in der allzu großen Wertschätzung der Knaben. Der Chinese schreibt auf die Lampions über seiner Türe: „Hundert Söhne, tausend Enkel." Auch in Neujahrswünschen, bei Besuchen und sonstigen Anlässen spielt die Zahl der Söhne eine wichtige Rolle. Diese geben ihm Macht und Ansehen, auf sie rechnet er im Alter und im Jenseits. Die Geburt eines Sohnes oder Enkels wird daher auch mit großem Jubel begrüßt. Und der kleine Goldprinz ist bald der Mittelpunkt des ganzen Hauses und wird nicht selten zum Tyrannen an Vater und Mutter. Erklärt so ein Knirps: „ich will" oder: „ich will nicht", dann sind die Eltern rat- und machtlos. So reiste vor einiger Zeit eine Frau in ihr Heimatdorf und nahm in großem Mutterstolz ihren dreijährigen „kleinen Mandarin" mit. Da der Ort mehrere Tagreisen entfernt war, mietete sie einen Tragstuhl. Doch kaum hatte die Fahrt einige Stunden gedauert, als dem Schlingel aus irgend einem Grund die Sache nicht mehr behagte. Er verlangte kategorisch, die Mutter müsse absteigen und ihn tragen. Ohne Widerrede gehorchte die Frau und lief nun mit der schweren Bürde bei sengendem Sonnenbrand über Berg und Tal, über Stock und Stein hinter dem Tragstuhl her. Auf das Törichte ihrer Handlungsweise aufmerksam gemacht, erklärte sie: „Ja, er will aber doch nicht mehr." Somit war also nichts zu machen! Würde der weise Salomo einer solchen Mutter die Rute empfehlen und körperliche

Züchtigung als Liebesbeweis auslegen, dann würde diese ein solches Ansinnen mit Entrüstung als einen rohen, barbarischen Brauch zurückweisen.

Und damit ist die Frage nach der Kindesliebe in China eigentlich schon entschieden. Wo so die erzieherischen Faktoren fehlen, kann diese nicht vorhanden sein.

Doch, grau ist alle Theorie. Das chinesische Volksleben zeigt vielleicht das überraschende Bild, daß auch auf Disteln Feigen wachsen. Gewiß! Soeben war ein angesehener Mann mit seinem Sohne bei mir. Während des ziemlich langen Besuches sprach der letztere kein Wort. Er wagte auch nicht in Gegenwart des Vaters sich zu setzen. Sieh hier durchs Fenster, dann kannst du die beiden noch sehen. Der Vater schreitet würdevoll voran, der Sohn ebenso würdevoll hinter ihm her, genau in einem Abstand von anderthalb Fuß. Bleibt der Alte stehen, dann tut der Sohn ein Gleiches; dreht sich jener um, dann folgt der Sprößling wieder seinem Beispiel. Ist das nicht rührend? Doch, ich kann dir noch weitere Züge aus dem Leben dieses Mustersohnes erzählen. Als er heiratete, legte er die Werbung ganz und gar in die Hände seiner Eltern. Und als er im vorigen Jahr einen literarischen Grad bekam, galt sein erster Gang dem Vater, vor dem er sich auf den Boden warf. Ja, letzthin sah ich selbst, wie er eigenhändig ein großes Stück Schweinefleisch nach Hause trug, um die Eltern auf den Abend damit zu erfreuen. Besonders eifrig aber soll er in der Verehrung und Versorgung der Verstorbenen sein. Und so steht er in der ganzen Gegend in hohem Ansehen als das Muster eines braven Sohnes. Nun, ich will ihm seinen Ruhm nicht schmälern; ich möchte nur darauf hinweisen, daß nach unseren Begriffen diese Art von Erweisung von Kindesliebe etwas Steifes, fast Lächerliches an sich hat, und teilweise nur Form ohne Inhalt ist. Und dann zeigt gerade der Umstand, daß der junge Mann so gerühmt wird, daß er offenbar nicht viele Gesinnungsgenossen hat.

In der Tat, man muß sich wundern, daß die Hau-thau, „Lehre von der Kindesliebe", in China so wenig wirkliche Anhänger hat, wo sie doch in Wort und Bild über die Maßen verherrlicht wird. So besuchte mich einmal ein zweiundachtzigjähriges Mütterchen und brachte mir einen englisch geschriebenen Brief von seinem Sohne in Sarawak. Der Brief enthielt einige nichtssagende Phrasen und

das Versprechen, er werde bald Geld schicken. Der alten Frau liefen große Tränen über das runzlige Gesicht, als ich ihr den Inhalt des Briefes mitteilte. Dieser Sohn, sagte sie, sei ihr einziges Kind, aber er habe ihr schon viel Kummer bereitet. Nachdem es ihr mit größter Anstrengung gelungen sei, ihm eine Frau zu kaufen, sei er schon zwei Monate nach der Verheiratung ins Ausland gezogen und habe sie mit der jungen Schwiegertochter in der bittersten Armut zurückgelassen. Achtzehn Jahre lang habe sie dann nichts mehr von ihm gehört, bis er plötzlich mit einer fremden Frau (Malayin) zurückgekommen sei. Als die beiden das mitgebrachte Geld verjubelt gehabt haben, seien sie wieder abgezogen, und dieser Brief sei nun das erste Lebenszeichen.

Dies ist ein Beispiel von vielen. Mancher junge Chinese verläßt die Heimat, wenn er durch Opiumrauchen, Spielen und andere Schlechtigkeiten das Gut der Eltern verpraßt und diese ins Unglück gestürzt hat. Und doch gehört es zu den Hauptstücken der Hau-thau, daß man Kummer und Sorge von den Eltern fern hält und ihnen, namentlich im Alter, hilfreich zur Hand geht. Es ist daher bitterer Hohn, wenn diese Menschen, nachdem sie durch ihre Herzlosigkeit selber den Eltern das Grab geschaufelt haben, später dann nach diesen Gräbern pilgern, um zu opfern und anzubeten. Eine feine Satire auf diesen Widerspruch enthält auch das chinesische Sprichwort: „Im Leben hat man für die Eltern keine vier Lot (Fleisch) übrig, wenn sie tot sind, schlachtet man Schweine und Schafe." Doch, um dies gleich zu sagen, der Chinese sucht auch jetzt diese Schweine und Schafe nicht etwa den Verstorbenen zuzuwenden, sondern der Ahnenkult ist oft nur ein erwünschter Anlaß zu einer Gasterei. Eine tiefere Bedeutung hat er für die meisten nicht. Sie denken auch bei dieser Sache in erster Linie an sich selbst. So fragt der Chinese bei der Platzwahl und der Anlage des Grabes seines Vaters oder seiner Mutter nicht: „Wird es meinen Eltern Glück im Jenseits verschaffen, wenn ich das Grab hier anlege?" Die stehende Frage an den Geomanten ist vielmehr die: „Wie viel Reichtum und Ansehen glaubst du, daß mir aus diesem Grabe erwachsen wird?" Und so ist die Ahnenverehrung nicht ein Beweis für, sondern eher gegen die Kindesliebe.

Nun sagt man vielleicht, daß auch im christlichen Europa viele Fälle von Ungehorsam gegen die Eltern vorkommen. Das ist leider

wahr. Doch sind diese Fälle in China fürs erste ungleich häufiger. Und dann ist bei der Grundverschiedenheit der Anschauungen ein Vergleich hier gar nicht möglich. Denn das Christentum predigt persönliche Freiheit, und dies auch für die Kinder, wenigstens für die erwachsenen Kinder. In China dagegen herrschen patriarchalische Zustände. Die Eltern haben hier Macht über Leben und Tod ihrer Kinder, und so lange Vater und Mutter leben, ist der Sohn, sollte er auch schon grau und gebückt sein, unmündig. So die Lehre von der Kindesliebe.

Doch, in welch krassem Gegensatz stehen auch hier Theorie und Praxis, Schein und Sein.

Daß die Chinesen fremdenfeindlich sind, weiß jedes Kind. Daß sie es nicht sind, oder wenigstens nicht mehr als andere Völker auch, dürfte manchem neu sein. Und in diesem einen Stück, scheint mir, sind sie besser als ihr Ruf.

Bekanntlich sind nicht alle Menschen gleich. Jeder einzelne ist eine Persönlichkeit, und als solche nach Charakter, Bildung und Fähigkeiten von den andern verschieden. Diese Verschiedenheit an sich schon würde Reibungsflächen genug bieten. Nun kommt aber noch hinzu der Egoismus, der in jedes Menschen Brust schlummert. Nur starke, edle Geister sind imstande, hier einen Ausgleich zu schaffen. Wo es dagegen an der nötigen sittlichen Arbeit fehlt, werden Differenzen, Gehässigkeiten, versteckte und offene Feindschaft nicht ausbleiben. Dies gilt von einzelnen, wie von ganzen Nationen. In der Weltgeschichte finden sich hierzu die Illustrationen.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt das Verhalten der Chinesen zu den fremden Völkern, namentlich den Europäern, dann wird vieles verständlicher. Der Chinese findet in hundert Dingen einen Unterschied zwischen sich und dem Westländer. Dies würde bei ihm zunächst nur ein Gefühl der Bewunderung oder Geringschätzung hervorrufen, wenn nicht jenes zweite hinzutreten würde, die Selbstsucht. Und da diese bei ihm weder durch Erziehung noch Religion eingedämmt wird, kann es nicht ausbleiben, daß es den Fremden gegenüber zuweilen zu Reibungen und Feindseligkeiten kommt. Doch an solchen fehlt es auch in andern Ländern nicht. Man denke an die Zustände in Böhmen, auf dem Balkan, an die Italienerkrawalle in der Schweiz, an die Vorfälle in Luneville und Nancy

und an all jene Ausbrüche von Unduldsamkeit und Feindschaft, wie sie Chauvinismus und Fanatismus immer wieder erzeugen. Und die hier in Frage kommenden Nationen nennen sich christlich und wollen Kulturvölker sein. Man sollte glauben, es müßte ihnen leichter werden, die Leidenschaften zu zähmen, als dem halbbarbarischen, asiatischen Chinesenvolk. Ja, man muß sich geradezu wundern, daß dieses nicht noch mehr Feindschaft gegen die Fremden zeigt, denn abgesehen von vereinzelten Fällen, die immer auf Verhetzung zurückgeführt werden müssen, stehen die Chinesen dem Ausländer durchaus nicht so feindlich gegenüber, wie allgemein angenommen wird.

Schon in den ältesten Zeiten, bis tief hinein ins Mittelalter, kamen fremde Gesandtschaften und Handelsmissionen nach China, und fanden hier fast immer freundliche Aufnahme. Auch den fremden Religionen, die in jenen Zeiten in China ihren Einzug hielten, dem Buddhismus, Taoismus und Islam, brachten die Chinesen Toleranz entgegen. Ersterer hat allgemeine Verbreitung gefunden und kann als die eigentliche Religion Chinas gelten, da der Konfuzianismus keine Religion ist und der Taoismus kaum in Betracht kommt. Aber auch die Lehre Mohammeds hat viele Anhänger, namentlich in den südlichen und nordwestlichen Provinzen. Und diese können daheim und in der Öffentlichkeit unbehindert ihre religiösen Übungen verrichten. Dasselbe gilt von der kleinen Judenkolonie in Kai-feng-fu. Fast zwei Jahrtausende hindurch lebte diese unbehelligt ihres Glaubens.

Aber mit dem Christentum verhält es sich anders, wird man einwenden. Gewiß, gegen dieses sind die Chinesen weniger duldsam. Indes nicht etwa weil es eine fremde Religion ist, sondern der Grund liegt hier tiefer. Die Feindschaft gegen das Christentum wurzelt im Wesen desselben und ist ausgedrückt in dem Wort seines Stifters: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert." Das Christentum beansprucht Alleinherrschaft. Es ist nicht damit zufrieden, eine Religion neben andern Religionen zu sein, sondern es will die Religion sein. Und es verlangt vom Menschen völlige Unterwerfung und ruft als neue, unsichtbare Macht oft ungeheure Umwälzungen wie im Leben des einzelnen, so auch in den gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen hervor. Daß es dabei nicht ohne Zusammenstöße abgehen kann, liegt auf der Hand. Also die weniger günstige Gesinnung, der die christliche Religion in

China begegnet, gilt nicht der fremden Religion, sondern deren Wesen und Eigenart. Hat doch auch das Imperium Romanum Toleranz geübt gegen alle möglichen Religionen der unterjochten Völkerschaften, das Christentum dagegen immer wieder blutig verfolgt.

Doch, welche Aufnahme wird den Fremden selbst zuteil, wenn sie chinesischen Boden betreten? Nun, ich habe im Innern Chinas schon Japaner und Koreaner getroffen, die durch Sprache, Kleidung und Benehmen sich sofort als Fremde verraten. Die Leute ziehen als Händler durchs Land und niemand belästigt sie. Dann trifft man in Hongkong und anderwärts oft Hindu (Soldaten und Polizisten) mitten unter den Chinesen. Ich habe mich manchmal gewundert, wie vertraulich und nett diese mit ihnen verkehren und wie sie sich an den Sprachversuchen der braunen Leute ergötzen. Weiter leben in China eine ganze Anzahl fremder Frauen, die von Chinesen aus dem Ausland mitgebracht wurden. Sie gehören hauptsächlich der malayischen Rasse an. Ich habe nie gehört, daß diese Frauen deswegen, weil sie Ausländerinnen sind, etwas zu leiden hätten. Auch die solcher Verbindung entsprossenen Kinder bleiben unbehelligt. So hatte ich in meiner Schule einen Jungen, der sich kaum von einem Kamerunneger unterschied und mütterlicherseits wahrscheinlich aus einem Kaffernkral stammte. Der Junge lernte und spielte mit den andern Schülern, und kein Mensch stieß sich an seiner Hautfarbe. Ja, sein Großvater zeigte eine besondere Vorliebe gerade für diesen Enkel. Auch traf ich auf einer Reise in einem Buddhistenkloster einmal einen fast ganz schwarzen Mönch, der auch irgendwo in Südafrika das Licht der Welt erblickt haben mochte. Dem Mann ging es offenbar gut in China, denn er war dick und vergnügt. Er staunte sehr, als er sah, daß meine Haut noch heller war als die der Chinesen.

Aber welche Erfahrungen macht der Europäer? Nun, zunächst erregt er natürlich sehr die Neugierde. Überall, wo er sich zeigt, strömen die Leute zusammen. Man gafft ihn an, bewundert ihn, lacht wohl auch über ihn. Einige Literaten zeigen ihm vielleicht ein hochmütiges Gesicht, und ein paar flegelhafte Burschen und kleine Kinder schreien ihm etwa auch „fremder Teufel" nach. Indes hieran ist gar nichts Besonderes. Ein Chinese, der im Herzen Deutschlands in einem Dorf oder einer kleinen Stadt auftauchte, würde ebenso angestaunt werden, und die Gassenjungen der Großstadt würden

gewiß mit seinem Zopf allerhand Ulk treiben. Auch das Schimpfwort „fremder Teufel" darf nicht allzu schwer genommen werden. Die Chinesen selbst geben sich ähnliche Titel. So nennen die Hakka-Chinesen ihre Landsleute in der Gegend von Swatow mit Vorliebe „Hoklo-Teufel". Ja, „fremder Teufel" ist oft einfach so viel wie „Fremder". Es kam mir vor, daß höhere Beamte im freundschaftlichsten Verkehr von den Europäern ganz naiv als von den „fremden Teufeln" sprachen.

Abgesehen von diesen kleineren Unannehmlichkeiten wird der Europäer in China, sofern nicht gerade Aufruhr herrscht, überall unbelästigt reisen können. Versteht er die Sprache, dann wird sich ihm immer Gelegenheit bieten, mit den Leuten in ein Gespräch zu kommen. Sie sind dann gewöhnlich sehr zutraulich und freundlich.

Ist ein Europäer in China seßhaft und wohnt er für längere Zeit an demselben Ort, dann genießt er nicht selten allgemeines Vertrauen und großes Ansehen. So bezeugt ein Europäer, der zweiundfünfzig Jahre in diesem Lande gelebt hat, daß er, abgesehen von der ersten Zeit, in der die Mandarine noch einen Preis auf seinen Kopf setzten, als Fremder kaum belästigt worden sei. Und als dieser Mann in hohem Alter im Innern Chinas das fünfzigjährige Jubiläum seiner Wirksamkeit feierte, gestaltete sich diese Feier zu einer erhebenden Volkskundgebung, aus der viel Vertrauen, Verehrung und Liebe sprachen.

Doch, wie stimmen zu diesen Ausführungen die Vorkommnisse im Jahre 1900, die Blutbäder von Tientsin und Kutscheng, die immer wieder vorkommenden Plünderungen und Zerstörungen von Missionsniederlassungen, und vor allem jenes riesenhafte Bauwerk im Norden, die große chinesische Mauer? Nun, wir dürfen nicht vergessen, daß die Chinesen eben Heiden sind, zum Teil rohe Barbaren. Jene „Boxer" wenigstens verdienen keinen andern Namen, auch die Regierung nicht, die den Gesandtenmord befiehlt. Von heidnischen Barbaren aber wurden zu allen Zeiten und überall Grausamkeiten verübt. Man braucht da noch gar nicht an die Massakres der Sandwich-Insulaner und anderer Wilden zu denken. Auch die alten Germanen, bei denen sonst die Gastfreundschaft als Tugend galt, haben Fremden gegenüber ihre Hände nicht immer rein von Blut gehalten.

Und dann bietet uns gerade die chinesische Mauer den Schlüssel zu unserer Frage. Diese wurde nicht aus Feindschaft gegen die

Fremden erbaut, sondern ihre Erbauer wollten durch sie die wilden, räuberischen Stämme im Norden von ihren Grenzen fernhalten. Diesen galt die Absperrung Chinas. Und als deren Gebiet später zum größten Teil dem chinesischen Reich einverleibt wurde, blieb die Grenzsperre eben bestehen. Und jetzt erst nahm sie einen allgemeinen Charakter an und richtete sich gegen die Fremden überhaupt. Das Motiv war mehr Mißtrauen als Feindschaft. Und dieses Mißtrauen hat der Chinese heute noch. Er hat sich in die Idee verrannt, der Fremde wolle ihm sein Land, die Schätze seiner Berge, die Augen seiner Kinder, die Herzen seiner Toten stehlen. Ferner glaubt er, dieser vergifte die Brunnen, bringe die Cholera und Pest, beeinträchtige das Fung-schui, halte den Regen ab, und was dergleichen Unsinn mehr ist. Unwissenheit und Aberglauben sind der üppige Mutterboden für diesen Argwohn. Tritt noch hinzu, daß fanatische Hetzer sich an die Spitze des Pöbels stellen, dann kommt es zu jenen Ausbrüchen der Volkswut, wie wir sie in China des öftern erleben. Doch zu solchen kommt es nicht nur hier, sondern überall da, wo die genannten Faktoren zusammenwirken. Man denke an die Hexenprozesse im Mittelalter, an jene Bauern in Südrußland, die noch vor wenigen Jahren Angriffe auf die Choleraspitäler und die Ärzte machten, weil sie glaubten, diese seien die Urheber der Seuche. In China ist der Unterschied nur der, daß das Objekt solcher Verfolgungen häufig die Fremden sind, und daß die Zahl der Hetzer in die Tausende geht. Es sind dies meist verkommene Literaten. Die geheimen Fäden fast aller Ausschreitungen gegen die Fremden münden in das Gehirn und das Herz dieser Menschen.

Um gerecht zu sein, darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß zuweilen die Europäer auch selber die Schuld an feindlichen Kundgebungen tragen, seien es einzelne, seien es die Regierungen.

Und so wiederhole ich: Wenn dem Chinesen kein Grund zu Mißtrauen gegeben wird, wenn man ihn mit Takt und Wohlwollen behandelt und ihm das Seine läßt, und wenn nicht gewissenlose Agitatoren ihn aufstacheln, ist er nicht so fremdenfeindlich, wie oft behauptet wird. Dies kann mit um so größerem Recht gesagt werden, als wir ja gegenwärtig in einer merkwürdigen Zeit leben. Hier schwärmt man für den Pangermanismus, dort für den Panslavismus, Panamerikanismus usw. Wer will es da den Chinesen verdenken, wenn

auch bei ihnen der Chauvinismus sich zeigt, und auch sie — allerdings in chinesischer Tonart — in das allgemeine Feldgeschrei einstimmen und rufen: „China den Chinesen!“ Suum cuique.

Die „Vierundzwanzig Beispiele von Kindesliebe“.

Das göttliche Gebot „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren“ wird in China durch vierundzwanzig kleine Geschichten ersetzt, welche die Kinder zur Ehrfurcht vor den Eltern anspornen sollen. Diese Geschichten werden vielfach bildlich dargestellt, auch sind sie in einem Büchlein zusammengefaßt, das kanonische Bedeutung hat und den Titel trägt: „Vierundzwanzig Beispiele von Kindesliebe.“ Die einzelnen Beispiele sind:

1.

Der berühmte Kaiser Schun war der Sohn des Ku-seu. Er bekam einen Stiefbruder namens Syong. Dieser und die Stiefmutter haßten Schun und suchten ihn zu töten. Eines Tages mußte er in einen tiefen, leeren Brunnen steigen. Sie warfen dann Erdschollen hinunter und wollten ihn so lebendig begraben. Glücklicherweise hatte der Brunnen einen Ausgang, durch den Schun entfliehen konnte. Ein andermal, als dieser in der Scheune war, zog Syong die Leiter weg und zündete unten ein Feuer an, um ihn zu verbrennen. Schun wurde aber auch diesmal bewahrt. Er fand zwei Bambushüte, band sich diese als Flügel an die Arme und ließ sich hinunter, ohne Schaden zu nehmen. Obschon so verfolgt, blieb er dennoch ein guter Sohn und Bruder. Die Folge war, daß sogar die Tiere, vom Himmel veranlaßt, ihn liebten und für ihn arbeiteten. Als der Kaiser Nyau von ihm hörte, berief er ihn an den Hof, gab ihm seine zwei Töchter zu Frauen und neun Dienstboten. Achtundzwanzig Jahre lang war Schun Minister, und nach dem Tode des Kaisers bestieg er den Thron. Er starb hundertundzehn Jahre alt auf der Jagd.

2.

Kaiser Wun war der vierte Herrscher der Hon-Dynastie. Er war sparsam und regierte gut, so daß das Staatswesen unter ihm in hoher Blüte stand. Als seine Mutter, Phok mit Namen, krank wurde, pflegte er sie mit unermüdlicher Geduld. Drei Jahre lang verließ er

das Krankenzimmer nicht, wechselte die Kleider nicht, und schloß die Augen nicht zum Schlaf. Er versuchte auch jede Medizin zuerst selbst, und nur wenn sie gut schmeckte, gab er sie der Kranken.

3.

Tsen-sem war einer der besten Schüler des Konfuzius. Als er eines Tages Unkraut ausjätete, brach er aus Unachtsamkeit auch einen Melonenstengel ab. Sein Vater war darüber so erzürnt, daß er ihn schlug, bis Tsen-sem in Ohnmacht fiel. Konfuzius schalt dann den letzteren, denn durch ihn sei beinahe sein Vater zum Mörder geworden. Einmal sammelte er auf einem Hügel Holz. Seine Mutter, die die Abwesenheit des Sohnes zu lang fand, biß sich in den Finger, und sogleich spürte der Sohn Herzklopfen und ging nach Haus. Ein andermal jagte er sogar seine Frau fort, weil diese die Birnen für die Mutter nicht gut gekocht hatte. Nach dem Tod seiner Eltern bereitete Tsen-sem sich nur alle drei Tage seine Mahlzeit, und nur alle zehn Jahre kaufte er sich ein neues Kleid. Auch aß er nie mehr Pflaumen, weil diese des Vaters Lieblingsspeise gewesen waren.

4.

Men-sun, ein Zeitgenosse und Schüler des Konfuzius, hatte eine Stiefmutter. Diese war nicht gut gegen ihn. Ihre eigenen Söhne kleidete sie in Baumwolle und Seide, während Men-sun nur Kleider aus getrockneten Baumblättern und groben Stoffen bekam. Eines Tages, als er seinen Vater in einem Wägelchen spazieren fuhr, zitterte er plötzlich vor Kälte und wurde ganz blaß. Der Vater fragte ihn nach der Ursache. Als er hörte, daß Men-sun nicht genügend Kleider habe, wurde er sehr zornig und wollte seine Frau fortjagen. Aber Men-sun sagte: „Es ist besser, daß ein Sohn friert, als daß drei Söhne keine Mutter haben.“ Die böse Stiefmutter war gerührt von dieser Antwort und hielt ihn nun gleich wie ihre Söhne.

5.

Ts-lu war ein Lieblingsschüler des Konfuzius. Seine Eltern waren sehr arm und nährten sich nur von Gemüse. Um ihnen Reis zu verschaffen, ging der Sohn oft viele Meilen weit auf die Suche. Ts-lu war sehr kühn, so daß Konfuzius ihn manchmal schalt. Trotzdem sagte er: „Wenn ich über den Ozean fahren müßte, würde ich

ihn als Reisegefährten wählen.“ Nach dem Tod seiner Eltern ging Ts-lu nach dem Süden. Er wurde im Staat Tsho Oberst und allmählich sehr reich. Bei seiner kostbaren Mahlzeit sagte er zuweilen seufzend: „Ach, wenn ich nur wieder einfaches Gemüse essen und meinen Eltern Reis verschaffen könnte. Leider ist das nicht mehr möglich.“

6.

Lau-Loi-ts war ein besonders guter Sohn. Als er schon siebzig Jahre alt war, zog er noch bunte Kleider an, sprang und hüpfte und suchte durch kindliche Spiele seine Eltern zu zerstreuen. Wenn er Wasser trug, machte er sie glauben, die Eimer seien zu schwer für ihn. Er fiel mit denselben zu Boden, weinte und gebärdete sich wie ein Kind. Dies alles nur, um seine Eltern zu belustigen und sie ihr Alter vergessen zu lassen.

7.

Es lebte einmal ein Mann, der hieß Yam-ts. Seine Eltern wurden in ihrem Alter blind. Eines Tages sprachen sie den Wunsch aus, Hirschmilch zu trinken. Um solche zu bekommen, wickelte sich Yam-ts in eine Hirschhaut und mischte sich unter ein Rudel Hirsche. Schon hatte er eine Schale Milch gewonnen, als plötzlich ein Jäger erschien und seinen Pfeil gerade auf ihn richtete. Glücklicherweise konnte Yam-ts ihn noch rechtzeitig auf seine Verkleidung und seine Absicht aufmerksam machen.

8.

Tung-yun war so arm, daß er sich gezwungen sah, sich selbst zu verkaufen, um das nötige Geld für das Begräbnis seines Vaters zu bekommen. Als er einmal heimkehrte, begegnete ihm eine junge, hübsche Frau, die ihm einen Heiratsantrag machte. Er nahm diesen an, und sie gingen nun zusammen zu Tung-yuns Herrn, um über die Schuld zu sprechen. Dieser verlangte dreihundert Stück Stoff. Die Frau machte sich mit Eifer ans Weben, und nach Verlauf eines Monats konnten sie alles zurückbezahlen. Nun zogen die beiden Gatten fort. Aber als sie an dem Platz ankamen, wo sie sich zuerst getroffen hatten, sagte die Frau: „Ich bin eine Fee, die der Himmel dir zu Hilfe gesandt hat zum Dank für deine kindliche Liebe.“ Darauf verschwand sie.

9.

Kong-ket, bekannt durch seine Aufrichtigkeit und kindliche Liebe, lebte unter der Tshin-Dynastie. Sein Vater starb früh, und er wohnte nun mit seiner Mutter zusammen. Als er fünfzehn Jahre alt war, brach eine Revolution aus. Er floh, seine Mutter auf dem Rücken tragend. Die Rebellen erreichten sie aber und hätten beide getötet, wenn nicht Kong-ket sie dadurch entwaffnet hätte, daß er sagte: „Seht ihr nicht, daß ich meine Mutter bei mir habe.“ So wagten jene nicht, sie anzugreifen.

10.

Wong-hyong war neun Jahre alt, als seine Mutter starb. Er widmete sich nun ganz dem Vater. Im Sommer fächerte er ihm seine Kissen, um ihn zu erfrischen, und im Winter legte er sich in sein Bett, um dasselbe zu erwärmen. Er war ein begabter und fleißiger Schüler und machte die besten Aufsätze. Später wurde er Vizekönig von Tschili und Honan und zeichnete sich in Zeiten von Hungersnot und Überschwemmung durch große Freigebigkeit aus.

11.

Kyong-schi und seine Frau wetteiferten in Liebesbeweisen für ihre Mutter. Die Schwiegertochter ging Tag für Tag einige Meilen weit, um der Schwiegermutter Wasser aus dem Fluß zu holen, das diese dem Quellwasser vorzog. Die Alte aß auch sehr gern Fische, zu welchem Leckerbissen jedesmal die Nachbarsfrau, ihre Freundin, eingeladen wurde. Diese kindliche Liebe wurde durch ein Wunder belohnt. Eines Tages entdeckten die beiden Gatten eine Quelle neben dem Haus, deren Wasser den gleichen Geschmack hatte wie das Flußwasser, und jeden Morgen lieferte die Quelle auch zwei schöne Karpfen.

12.

Ten-lan war noch ein Kind, als seine Eltern starben. Als er groß war, plagte es ihn, daß er ihnen die Mühe, die sie mit ihm gehabt hatten, nicht habe vergelten können. Er schnitzte daher Holzfiguren, die seine Eltern vorstellen sollten, und behandelte sie gerade so, als wären es die lebenden Eltern. Seine Frau weigerte sich, ein Gleiches zu tun und stach die Figuren eines Tages in die

Fingerspitzen. Da spritzte Blut heraus. Ten-lan kam gerade dazu und sah Tränen in den Augen seiner Eltern. Als er die Schuld seiner Frau entdeckte, jagte er sie davon.

13.

Kok-khi, ein sehr armer Mann, hatte außer seiner Frau und einem dreijährigen Knaben auch noch seine Mutter zu ernähren. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß die letztere nicht genug zu essen habe. So sagte er eines Tages zu seiner Frau: „Wir müssen unsern Kleinen lebendig begraben, um die Mutter ernähren zu können. Söhne können uns noch geboren werden, aber unsere Mutter könnten wir nicht wieder bekommen.“ Die Frau durfte nicht widersprechen, und er ging nun, um eine Grube zu graben. Als er noch damit beschäftigt war, stieß er plötzlich auf einen Topf mit Gold, mit der Inschrift: „Dies ist eine Gabe des Himmels für Kok-khi, den guten Sohn. Kein Mandarin und niemand darf sie ihm nehmen.“

14.

Es war einmal ein Mann namens Yong-hyong. Als dieser einst aufs Feld ging, wurde er von einem Tiger angefallen. Sein vierzehnjähriger Sohn Schong sprang herzu. Und obwohl er nicht bewaffnet war, stürzte er sich doch auf das wilde Tier, um seinen Vater zu retten. Der Tiger zeigte zwar seine Zähne, zog sich dann aber zurück, ohne jemand zu verletzen.

15.

Tshai-schun lebte in der Provinz Honan. Er verlor früh seinen Vater. Unter dem Usurpator Wong-mang brach eine schreckliche Hungersnot aus. Tshai-schun hatte nichts mehr zu essen und pflückte eines Tages wilde Beeren. Die reifen legte er sorgfältig beiseite für seine Mutter, die weniger schönen nahm er für sich. In diesem Augenblick kamen Räuber und fragten ihn rauh, was er da habe. Als er es ihnen sagte, waren sie gerührt von seiner kindlichen Liebe und schenkten ihm drei Maß Reis und ein Stück Schweinefleisch. Einige Jahre später starb seine Mutter. Sie war noch nicht begraben, als eine große Feuersbrunst im Dorf ausbrach. Man rief den Sohn, aber dieser wich nicht von dem Sarg seiner Mutter, und siehe da, das Haus blieb verschont. In späteren

Jahren wurde Tshai-schun ein hohes Amt angetragen, aber er konnte sich nicht entschließen, das Grab seiner Mutter zu verlassen.

16.

Lyuk-tsit, ein Sohn aus guter Familie, besuchte mit sechs Jahren einen Mandarin. Dieser bot ihm Orangen an. Während er aß, versteckte Lyuk-tsit zwei der schönsten Früchte in seinem weiten Ärmel. Beim Abschiednehmen, als er die übliche Verbeugung machte, fielen die Orangen heraus und gerade vor die Füße des erstaunten Mandarins. „Wie, du bist mein Gast und stiehlst mir Orangen!“ schrie dieser zornig. Das Kind verbeugte sich und sagte: „Meine Mutter ißt sie so gern, und ich wollte sie damit erfreuen.“ Der Mandarin war erstaunt und erfreut über die kindliche Liebe eines so jungen Knaben.

17.

Während ihres ganzen Lebens hatte Wong-phyaus Mutter sehr Angst vor Gewittern. Nach ihrem Tod ging der Sohn jedesmal, wenn es donnerte, zu ihrem Grab, weinte und sagte: „Sieh, Mutter, ich bin hier, fürchte dich nicht.“ Wong-phyau lebte zurückgezogen und hatte mehrere Schüler, die er unterrichtete. Er ließ sie auch Oden lesen. Aber als sie einmal an die Stelle kamen: „O, meine Mutter, o, mein Vater, welche Mühe hat meine Geburt und Erziehung euch gekostet,“ konnte er seine Tränen nicht mehr zurückhalten. Seine Schüler vermieden es von da an, diese Ode zu lesen, um seinen Schmerz nicht von neuem anzufachen.

18.

Men-tsung war Gärtner des Kaisers Wu-ti. Einmal, als seine Mutter krank war, wünschte sie Bambussuppe zu essen. Leider war es noch zu früh im Jahr und noch keine Bambussprossen zu finden. Men-tsung ging zu einer Bambusgruppe, umschlang einen der Stämme, weinte und klagte über seine Unfähigkeit, seiner Mutter das Gewünschte zu bringen. Nach einigen Augenblicken öffnete sich der Boden und mehrere zarte Sprossen zeigten sich. Er pflückte sie schnell, brachte sie nach Haus und kochte die Suppe. Da wurde die Kranke gesund.

19.

Wong-syong lebte in der Provinz Shantung. Er verlor schon früh seine Mutter, und die Stiefmutter war hart gegen ihn. Eines

Tages wollte diese frische Fische essen, obwohl alle Flüsse und Teiche zugefroren waren. Wong-syong legte sich nun mit dem bloßen Rücken auf das Eis, das unter seiner Körperwärme schmolz. Dann bat er den Himmel um Hilfe. Plötzlich sprangen zwei mächtige Karpfen heraus, die er dann der Stiefmutter brachte.

20.

Einer namens Ng-mang zeichnete sich schon im Alter von acht Jahren durch seine kindliche Liebe aus. Sein Vater war so arm, daß er nicht einmal ein Moskitonetz besaß. Ng-mang legte sich nun jeden Abend auf seines Vaters Bett und ließ sich von den Moskitos stechen. Obwohl deren Zahl groß war, rührte er sich nicht, damit sie nachher, weil schon satt, den Schlaf des Vaters nicht stören.

21.

Yi-Khyam-leu war seit zehn Tagen Beamter in der Provinz Honan, als plötzlich eine unbestimmte Angst vor einem großen Unglück ihn ergriff. Er eilte heim und fand seinen Vater schwer krank. Der Arzt hatte wenig Hoffnung. Der Sohn war deshalb sehr traurig. Er wußte kein anderes Mittel, als in der Nacht den Polarstern anzuflehen, sein eigenes Leben wegzunehmen, anstatt das des Vaters.

22.

Eine Frau, dem Stamm Tshui angehörend, zeichnete sich aus durch ihre Liebe zu ihrer Schwiegermutter. Als diese alt war und keine Zähne mehr hatte, reichte sie ihr die eigene Brust. Sterbend sagte die Alte zu ihr: „Ich habe nichts, das ich dir zum Lohn für deine Liebe geben könnte, aber ich wünsche dir, daß deines Sohnes Frau auch einmal so viel Liebe und Rücksicht für dich haben möge in deinem Alter.“

23.

Wong-Thin-ken war ein berühmter Dichter und Kalligraph. Er erreichte den obersten literarischen Grad und gehörte der kaiserlichen Akademie an. Sein hoher Posten hinderte ihn aber nicht, seine kranke Mutter mit seltener Geduld und Hingebung zu pflegen. Er verließ sie ein ganzes Jahr nicht, wechselte die Kleider nicht und verrichtete bei ihr die niedrigsten Dienste.

24.

Unter der Sung=Dynastie lebte ein Staatsminister namens Tschu=Schu=tschhong. Sein Vater hatte zwei Frauen. Die eine hatte keine Kinder und beneidete darum die andere, die einem Knaben das Leben geschenkt hatte. Einmal, als der Vater fort war, verkaufte die erstere die Mutter des siebenjährigen Tschu=Schu=tschhong. Als dieser groß war, wünschte er sehr, seine Mutter wieder zu finden. Er kasteite sich nach buddhistischer Weise, aber ohne Erfolg. Da tat er das Gelübde, nicht eher ins Vaterhaus zurückzukehren, als bis er die Mutter gefunden habe. Endlich, nach langem Suchen, gelang ihm dies. Seine Mutter war inzwischen siebzig Jahre alt geworden.

Kon-yim-nyong.

Unter den Graduierten der Kreisstadt Hin=nen steht in vorderster Reihe ein Mann vom Stamm Fu. Seinen Namen habe ich nie erfahren, weil er allgemein nur der Fu Ki=nyin genannt wird. „Ki=nyin", das ist sein literarischer Titel und bedeutet so viel wie „auserwählter, beförderter Mensch"; auserwählt aus dem Haufen der Unwissenden.

Der Fu Ki=nyin ist ein Bücherleser nach dem Herzen des Konfuzius. Er kann sich rühmen, unsträflich gewandelt zu haben und keinen Finger breit abgewichen zu sein von den Wegen seines Meisters. Des letzteren Lehren waren seine tägliche Speise. Und alles, was Konfuzius gesagt hatte über das Verhalten des „Edelmenschen" gegenüber der Obrigkeit, gegenüber den Eltern, den Kindern, der Gattin, den Freunden, hatte er treulich gehalten von Jugend auf. Als das höchste Gebot aber galt ihm das der kindlichen Liebe.

Er hatte eine alte Mutter, der Fu Ki=nyin, für die er rührend besorgt war. War sie krank, dann lief er alle Ärzte und Medizinläden ab; klagte sie über Müdigkeit, dann kaufte er ihr die teure koreanische Kraftwurzel. Wenn sie schlief, schlich er auf den Zehen durchs Haus, und vom Essen bekam sie immer das Beste.

Das alte Mütterchen war eine fromme Heidin. Niemand besuchte regelmäßiger und fleißiger die Tempel und Altäre der Stadt. Besonders ins Herz geschlossen hatte die Frau die Kon=yim=nyong,

die Göttin der Barmherzigkeit. Ein kleines Vermögen hatte sie dieser Gnadenmutter schon gespendet. Nun aber war sie alt, und der Weg zum Tempel wurde ihr immer beschwerlicher. Da schaffte der Sohn Rat.

In aller Heimlichkeit hatte er beim Bildhauer eine Kon-yim-nyong bestellt. Diese stellte er in einer Nische seines Hauses auf, ließ einen kleinen Altar davor errichten und bekam so eine niedliche, hübsche Hauskapelle. Als das Ganze fertig war, nahm er die Mutter bei der Hand und führte sie nach dem kleinen Heiligtum. Die Überraschung und Freude der alten Frau waren groß.

Andern Tags schon wollte sie die erste Andacht vor dem Bilde verrichten. Der Sohn selbst war ihr dabei behilflich. Er zündete die Räucherstäbchen an und stellte die Opfergaben zurecht. Das Weiblein schaute voll Liebe und Verzückung zu der jugendlich schönen, milden Göttin auf. Da, plötzlich neigte sich diese ihr zu. Nein — es war keine Täuschung! Die alte Frau breitete unwillkürlich die Arme aus. Doch, was war das! Zuerst ein Aufschrei, dann lautes Gepolter. Das schwere Holzbild war von seinem Standort gestürzt und hatte der Frau den Kopf zerschmettert! Aus einer klaffenden Stirnwunde rieselte Blut. Das Leben war entflohen.

Der Sohn hatte sich über die Leiche gebeugt. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck tiefsten Schmerzes und starren Schreckens. Da hatte ihm die Göttin der „Barmherzigkeit" grausam sein Mütterchen erschlagen! Sein Gehirn zerarbeitete sich umsonst an diesem Widerspruch. Auch sein großer Lehrer ließ ihn ohne Antwort. — —

Der Sohn als Brautwerber für den Vater.

Wenn ich früher nach dem Markt Thai-lyung-then ging, kam ich auf etwa halbem Wege immer an einer Teehütte vorüber. Es war eine äußerst primitive Einrichtung: vier Bambusstangen waren in den Boden gerammt, darüber ein Strohdach. Dann ein Tisch, eine Bank und einige Steine zum Sitzen. Das war alles. Recht heimelig und idyllisch aber wurde der Platz durch einen riesigen Banianenbaum, der seine weiten Äste schirmend über die Siedelung breitete.

Hinter dem einfachen Tisch stand jahraus, jahrein ein schlanker, junger Mann. Er hatte einige Brötchen ausgelegt, dann allerhand

Früchte. Ferner einen breiten, schwarzen Kuchen, eine Art Gelee, dessen Genuß durststillend wirken soll. Auch Rauchgelegenheit war da; brauner, billiger Tabak und wohl ein Dutzend Pfeifen. Wichtiger als dieses alles aber war der stattliche Teetopf, der fast den halben Tisch einnahm. Der Inhalt dieses braunen Gefäßes, sowie die Kühle und der Schatten mußten es den Vorübergehenden angetan haben, denn die Teehütte war immer ganz belagert.

Jetzt ist es unter dem Banianenbaum still und einsam geworden. Der großgewachsene junge Mensch ist nicht mehr zu sehen. An seiner Stelle hantiert dort ein alter, halb tauber Mann, der sein Geschäft offenbar weniger gut versteht.

Als ich zum erstenmal die Veränderung wahrnahm, fragte ich einen Bekannten nach der Ursache. Von diesem erfuhr ich folgendes:

Der junge Mann, der in der Teehütte seit Jahren seinen kleinen Handel betrieben hatte, gehörte dem Stamm Lyau an. Er hatte eine junge Frau und einen alten, lahmen Vater, sonst keine näheren Verwandten. Seines Fleißes und seines Charakters wegen war er allgemein beliebt. Auch stand er in dem Ruf eines guten Sohnes, der die Pflichten der Kindesliebe aufs gewissenhafteste erfülle. Daß sein Beruf ihn und sein junges Weib zwang, die meiste Zeit von daheim abwesend zu sein, und daß dann sein Vater allein war in seiner hilflosen Lage, war sein besonderer Schmerz. Oft und viel sann er darüber nach, wie da Abhilfe zu schaffen wäre. Endlich hatte er es gefunden: die beste Lösung war, er kaufte seinem Vater eine Frau! Das Geld dazu hatte er bereits verdient. Sein kleiner Handel hatte ihm in den letzten Jahren ein hübsches Sümmchen eingebracht.

Und so schritt er zur Ausführung. Sein guter Ruf diente ihm als Empfehlung, so daß er die passende Person bald gefunden hatte. Es war eine ältere Witwe. Der Preis war mäßig. Er bezahlte ihn und nahm sie mit. Der Vater war nicht wenig überrascht, als der Sohn ihm die neue Frau vorstellte. Auch in der Nachbarschaft und auf dem Markt wunderte man sich über die Maßen. Daß ein Vater für den Sohn eine Frau kaufte, ja, das war allgemein Sitte. Den umgekehrten Fall jedoch, daß ein Sohn seinem Vater eine Frau besorgte, hatte man kaum je gehört. Da die begleitenden Umstände jedoch den Fall erklärten und rechtfertigten, wurde das Lob des Sohnes nur um so lauter gesungen.

Aber warum ist der junge Mann jetzt nicht mehr auf seinem Posten unter dem Banianenbaum? Ach, es ist eine traurige Geschichte. Bald nachdem er seinem Vater die neue Mutter zugeführt hatte, war die Pest ins Dorf gezogen. Er war der erste, der ergriffen wurde. Dann kam seine junge Frau an die Reihe, zuletzt auch der Vater. Nur die Stiefmutter blieb am Leben. Und die hat bereits wieder einen neuen Käufer gefunden.

So steht das Haus jetzt leer. Auch die Teehütte war vereinsamt, bis jener Alte sich dort niedergelassen.

Aber warum durfte so etwas geschehen? War nicht der junge Mann ein guter Sohn gewesen? Und hat nicht Konfuzius selber gesagt: „Das Gute findet guten Lohn?“ Warum? Ja, warum? So fragen die Vorübergehenden, und so fragt auch der Markt, der Kreis. „Heidnische“ Fragezeichen!

Von der eigenen Mutter geblendet.

Etwa drei Stunden von unserer Station Phyang-thong entfernt erheben sich die Tschhong-lok-Berge. Am Fuße eines dieser Berge, am Eingang eines schmalen, romantischen Tales, steht ein stattliches, massives Haus. Hier wohnt die alte Tai-pak mit ihren drei Söhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln. Ihr Mann ruht schon seit Jahren dem Haus gegenüber auf einem Bergvorsprung. Dort hat sie ihn in die Erde gebettet. Und er, „der im Leben nichts nutz gewesen“, wie sie männiglich versichert, soll nun im Tode das Versäumte nachholen und von seinem Ruheplatz aus den Seinen Glück und Segen zuwenden.

Und nach einer Seite hin wenigstens schien er seine Pflicht zu erfüllen. Die Familie kam voran. Der Besitz mehrte sich und schob sich immer weiter ins Tal hinein. Auch zahlreiche Enkel stellten sich ein. Man lohnte es dem Toten, indem man es auch ihm gegenüber an nichts fehlen ließ. Jedes Jahr, immer um die Mitte des achten Monats, fand an seinem Grab eine große Feier statt. Da ging es dann jedesmal hoch her. Der Reiswein floß in Strömen, und die Zahl der Gerichte wollte kein Ende nehmen. Auch widerhallten die Berge von dem Schießen und der ausgelassenen Fröhlichkeit der Festteilnehmer.

Und dennoch war die Alte mit ihrem Mann nicht recht zufrieden.

Sie hatte einen großen Kummer, und um den schien er sich offenbar nicht zu kümmern. Es handelte sich um ihren zweiten Sohn, den Nam-tshyung. Sie hatte ihn nie leiden mögen, diesen Sohn. Schon als Kind war er ihr zuwider gewesen. Und diese Abneigung hatte sich mit den Jahren nicht gemindert, sondern war in förmlichen Haß übergegangen.

Und das war so gekommen. Der ältere Bruder des Nam-tshyung war ein Opiumraucher, der jüngere ein Spieler, wie überhaupt ein ausschweifender, liederlicher Mensch. Nun hing aber das Herz der Tai-pak mit besonderer Liebe gerade an diesem letzteren, ihrem Jüngsten. Und die sonst so sparsame, fast geizige Frau zeigte eine rührende Bereitwilligkeit, wenn es galt, für ihren Liebling eine Spielschuld zu bezahlen oder die Beamten zu bestechen, wenn er es einmal wieder besonders arg getrieben hatte.

Der ältere Sohn ließ die Mutter gewähren. Denn hatte er sein tägliches Quantum Opium, dann kümmerte ihn wenig, was sonst im Hause vorging. Anders der zweite Sohn, der Nam-tshyung. Der war fleißig und sparsam. Mit tiefem Groll sah er dem Treiben der Brüder zu. Wären die beiden solide und arbeitsam gewesen, wie ganz anders noch würde sich der Wohlstand mehren und die Familie im Ansehen steigen. Ganz und gar unbegreiflich erschien ihm die Mutter. Wie diese nur schweigen und es ruhig mitansehen konnte, ja sogar noch die Hand dazu bieten konnte, wenn jene in Trägheit und Leichtsinn das so sauer Erworbene durchbrachten!

Im Anfang ließ er die Sache in sich hineinfressen, ohne etwas zu sagen, kannte er doch zu gut die Gesinnung seiner Mutter. Er wußte, daß sie von ihm nichts annehmen würde. Als er jedoch sah, wie es die Brüder je länger je schlimmer trieben, und die Mutter in ihrer Verblendung sogar so weit ging, ein Grundstück nach dem andern wieder zu veräußern, um die Gläubiger der beiden zu befriedigen, da hielt er nicht länger an sich. Nicht nur den Brüdern, sondern auch der Mutter machte er heftige Vorwürfe.

Während ihn aber die Brüder bloß verlachten, kam er bei der Mutter schlecht an. Die Alte, die schon seinen stummen Groll als Anklage empfunden hatte, wurde von dem lauten Vorhalt erst recht getroffen. Ihr Gewissen gab zwar dem Sohne recht, ihr Mund konnte dies nimmermehr. Dies um so weniger, als der Sohn leider die Form verletzt hatte. Er war in seiner Aufregung weiter ge-

gangen, als es die chinesische Auffassung von der kindlichen Liebe gestattet. Und daran faßte ihn nun die Mutter. Sie konnte ihn mit Recht einen „ungehorsamen Sohn" schelten. Und das tat sie in der rohesten Weise und mit vor Haß und Wut erstickter Stimme, so daß einem um den armen Nam-tshyung ordentlich bange werden konnte.

Diesem selber war nach dem vulkanartigen Ausbruch der Schreck auch etwas in die Glieder gefahren, so daß er für Tage und Wochen der Mutter aus dem Wege ging. Tief hinten im Tal hatte er einen Freund, den suchte er auf und klagte ihm sein Leid. Der Freund riet ihm zur Geduld. Nam-tshyung nahm sich vor, den Rat zu beherzigen. Indes kaum war er wieder zu Haus, als es zu einem neuen Auftritt kam. Er konnte und durfte dem Treiben der Seinigen gegenüber nicht schweigen.

Diesmal lachten die Brüder nicht mehr. Tödlicher Haß traf ihn aus ihren Augen. Auch die Blicke der Mutter wurden immer düsterer und unheimlicher. Und dann geschah das Fürchterliche, das Gräßliche.

Der Nam-tshyung hatte sich eines Abends ahnungslos zur Ruhe begeben. Am andern Morgen, bald nach Tagesanbruch, wurde an seine Türe geklopft. Die junge Frau ging hin, um nachzusehen. Es waren die Schwiegermutter und die beiden Schwäger. Das Blut stockte ihr, als sie in die Gesichter der dreien blickte. Doch man ließ ihr keine Zeit zu langem Besinnen. Wie eine Teufelin krallte die Alte ihre dürren Finger in die üppigen Haare der Schwiegertochter. Ein Ruck, und der Kopfschmuck und zwei dicke Haarbüschel blieben in den gierigen Händen. Das junge Weib sank vor Schreck und Schmerz in die Knie; dann riß sie sich los und sprang nach dem Hof. Plötzlich hörte sie einen furchtbaren, markdurchdringenden Schrei. Schlimmes ahnend stürzte sie wieder zurück. Doch da war es schon geschehen. Ihr Mann lag am Boden und stöhnte. Es lag etwas Rasendes, etwas wie ein Heulen in diesem Stöhnen. Sie beugte sich über ihn und schrie im gleichen Moment entsetzt auf. Bei allen Göttern — der Mann hatte ja keine Augen mehr! Zwei blutrünstige Löcher starrten sie an! Ein grausiger Anblick! Nochmals ein verzweifelter Aufschrei, und hart schlug die arme Frau auf den Boden.

Die eigene Mutter hatte dem Nam-tshyung die Augen ausgestochen! Die Brüder mußten ihr dabei helfen und ihm die Arme

festpressen. Sie war zu dieser Selbsthilfe geschritten, weil der Mann dort oben nichts getan hatte, um sie von dem verhaßten Sohn zu befreien. Sie hatte lange auf sein Einschreiten gewartet. Umsonst!

Das chinesische Gesetz und die öffentliche Meinung haben keinen Tadel für die Frau und die Brüder. Eine Mutter kann mit ihrem Sohn anfangen was sie will. Sie kann ihn umbringen, wenn sie es für gut findet. Und wenn sie ihre übrigen Söhne dabei zur Hilfeleistung auffordert, sind ihr diese zum Gehorsam verpflichtet.

Der Nam-tshyung und sein junges Weib fanden bei mitleidigen Freunden eine Zufluchtsstätte. Dort sieht man ihn Tag für Tag vor der Türe sitzen. Seine erloschenen Augen stieren in ewige Nacht. Auch um seine Frau lagert sich Dunkel und Finsternis. Einen blinden Mann, bitterste Armut und kein Heim! Und die beiden sind noch so jung: er dreiundzwanzig, sie siebzehn Jahre alt!

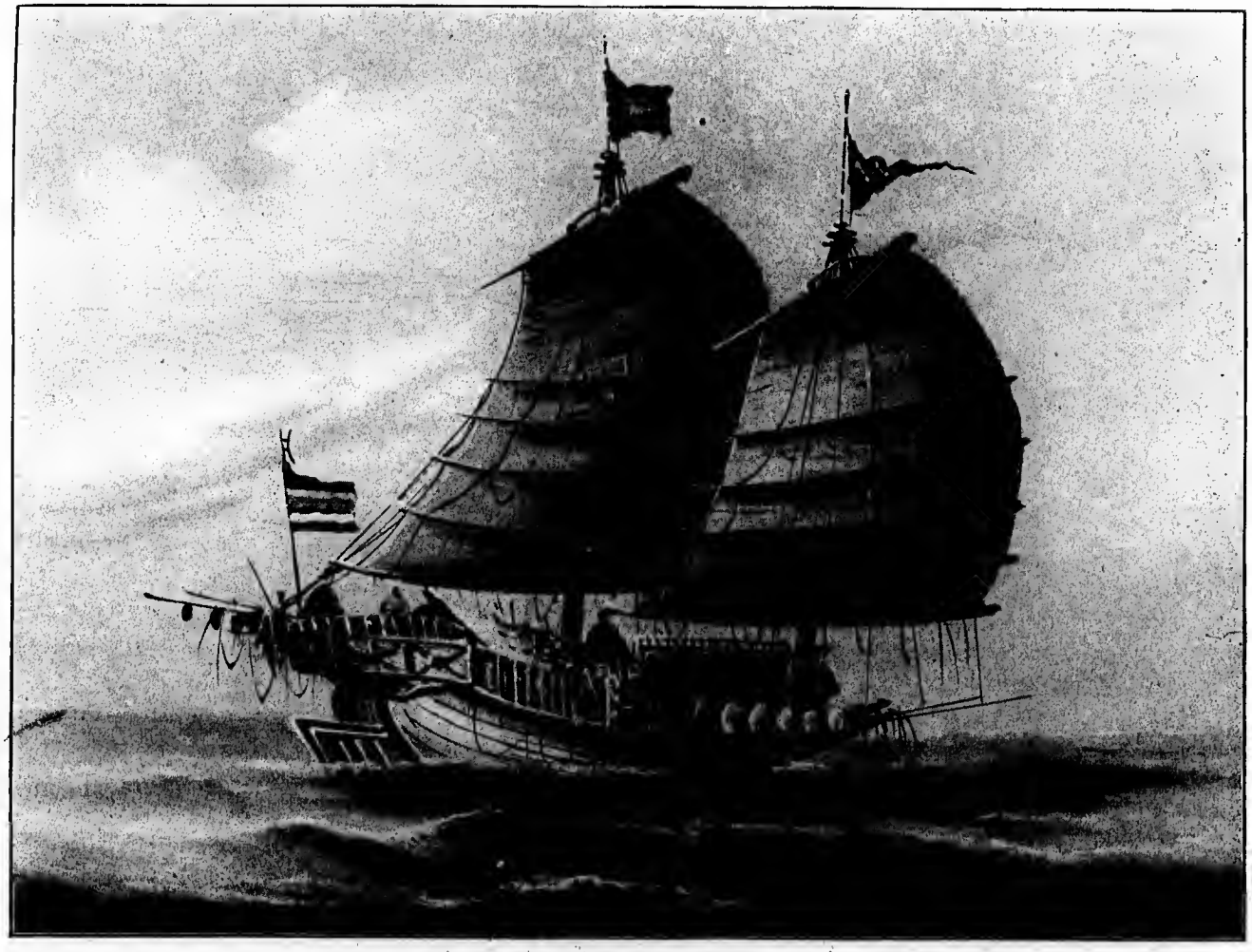
Vom Lehrer verführt.

Der alte Khin-hyong-pak von Lo-feu-s brach in Tränen aus, als Missionar Lechler zum erstenmal mit ihm redete. So väterlich, so wohlwollend, so herzlich hatte noch nie jemand mit ihm gesprochen. Und wie hatte dieser Fremde so ruhig und teilnehmend zugehört, als er ihm sein Herz ausschüttete. Und dieses war so voll, ach, so übervoll!

Er hatte zwei Söhne, der Khin-hyong-pak. Der jüngere war jetzt achtzehn und ging noch so an. Der ältere dagegen war einfach verkommen, total verkommen.

Eigentlich war er selbst schuld an diesem Jammer. Er war zu vertrauensselig gewesen. Aber wie konnte man so etwas auch ahnen! Der Mann war ja von den Stammesgenossen als Lehrer angestellt worden, er war Bücherleser, er würde seinem Büblein die Lehren des Konfuzius beibringen. Und diese Lehren konnten nur gut sein. So nahm er an, und so glaubten es auch die andern. Aber was hatte er erleben müssen! Was hatte dieser Mensch aus seinem Buben gemacht! Er hätte aufschreien mögen vor Ingrimm und Schmerz.

Der Sohn war jetzt vierundzwanzig Jahre alt und hatte die



Eine chinesische Dschunke.

festpressen. Sie war zu dieser Selbsthilfe geschritten, weil der Mann dort oben nichts getan hatte, um sie von dem verhaßten Sohn zu befreien. Sie hatte lange auf sein Einschreiten gewartet. Umsonst!

Das chinesische Gesetz und die öffentliche Meinung haben keinen Tadel für die Frau und die Brüder. Eine Mutter kann mit ihrem Sohn anfangen was sie will. Sie kann ihn umbringen, wenn sie es für gut findet. Und wenn sie ihre übrigen Söhne dabei zur Hilfeleistung auffordert, sind ihr diese zum Gehorsam verpflichtet.

Der Nam-tshyung und sein junges Weib fanden bei mitleidigen Freunden eine Zufluchtsstätte. Dort sieht man ihn Tag für Tag vor der Türe sitzen. Seine erloschenen Augen stieren in ewige Nacht. Auch um seine Frau lagert sich Dunkel und Finsternis. Einen blinden Mann, bitterste Armut und kein Heim! Und die beiden sind noch so jung: er dreiundzwanzig, sie siebzehn Jahre alt!

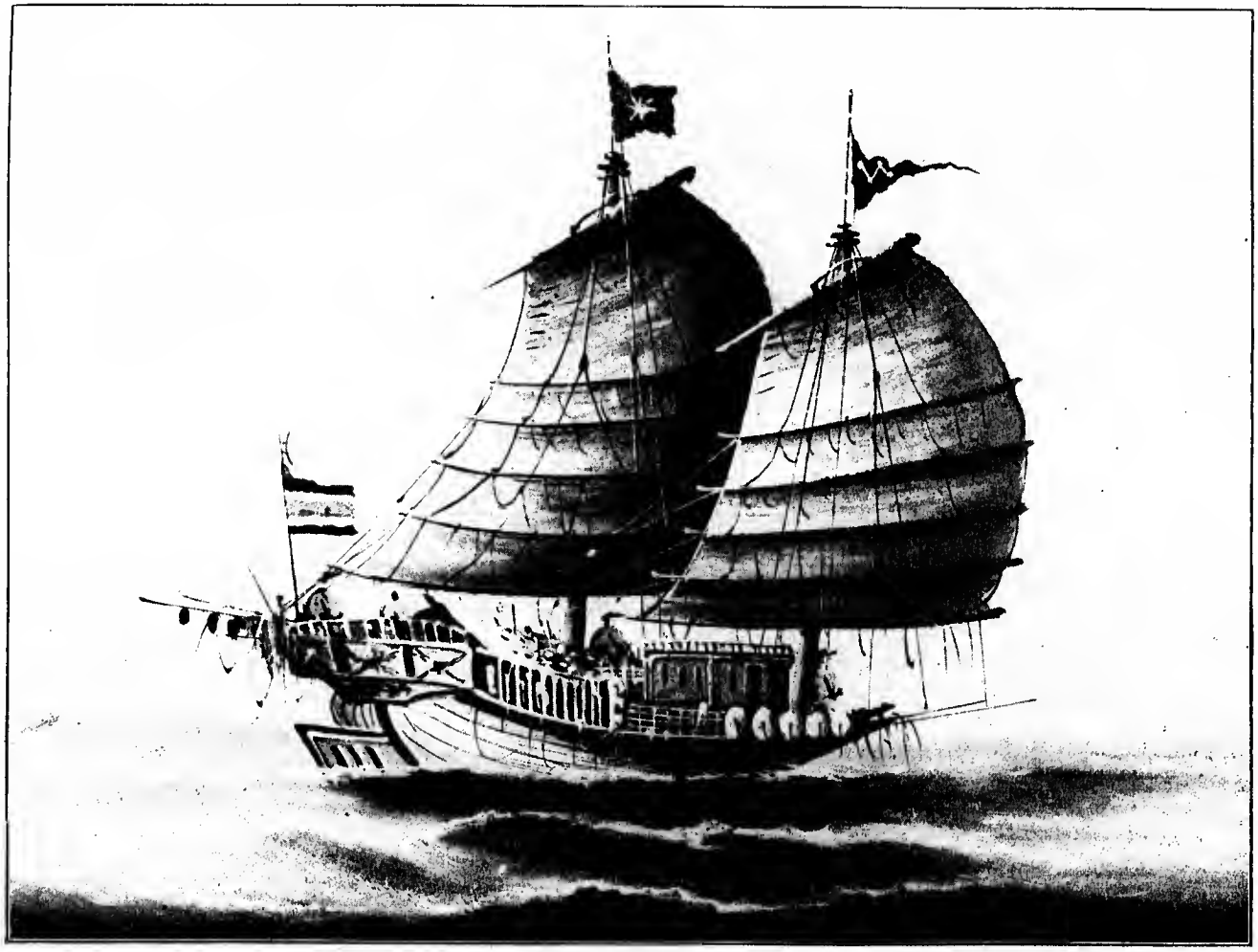
Vom Lehrer verführt.

Der alte Khin-hyong-pak von Lo-feu-s brach in Tränen aus, als Missionar Lechler zum erstenmal mit ihm redete. So väterlich, so wohlwollend, so herzlich hatte noch nie jemand mit ihm gesprochen. Und wie hatte dieser Fremde so ruhig und teilnehmend zugehört, als er ihm sein Herz ausschüttete. Und dieses war so voll, ach, so übervoll!

Er hatte zwei Söhne, der Khin-hyong-pak. Der jüngere war jetzt achtzehn und ging noch so an. Der ältere dagegen war einfach verkommen, total verkommen.

Eigentlich war er selbst schuld an diesem Jammer. Er war zu vertrauensselig gewesen. Aber wie konnte man so etwas auch ahnen! Der Mann war ja von den Stammesgenossen als Lehrer angestellt worden, er war Bücherleser, er würde seinem Büblein die Lehren des Konfuzius beibringen. Und diese Lehren konnten nur gut sein. So nahm er an, und so glaubten es auch die andern. Aber was hatte er erleben müssen! Was hatte dieser Mensch aus seinem Buben gemacht! Er hätte aufschreien mögen vor Ingrimm und Schmerz.

Der Sohn war jetzt vierundzwanzig Jahre alt und hatte die



Eine chinesische Dschunke.

Größe eines zehnjährigen Kindes. Waren das Ärmchen! Und dann diese dünnen Stelzenbeine! Nur der Kopf zeigte die Züge eines Erwachsenen. Und es waren wüste, gemeine Züge. Es lag etwas früh Gealtertes, etwas Abgestorbenes in diesem Gesicht. Nur die Augen lebten noch. In ihrer stechenden, dunklen Glut bildeten sie einen krassen Gegensatz zu der erschlafften, totenblassen Umrahmung.

Aber, wie war das nur gekommen? Man hatte es nicht gleich gemerkt. Der Kleine ging des Morgens zur Schule und kam zum Essen wieder heim. Am Nachmittag war er wieder fort. Er sah wohl etwas blaß aus, behauptete auch manchmal, er habe Schmerzen im Unterleib und wollte nicht so recht essen. Auch fiel sein Benehmen auf. Doch niemand dachte an etwas Schlimmes. Erst als man ihn dabei erwischte, wie er am Markttag ein Huhn verkaufen wollte, kam man hinter sein Treiben. Die Henne stammte aus dem Hühnerhof seiner Mutter. Schon zweimal hatte diese Hühner vermißt, auch waren ihr Eier weggekommen. Ein Nachbar war damals im Verdacht gewesen. Jetzt erst erfuhr man, daß der Dieb im eigenen Hause wohnte. Wie aber kam der Schlingel ans Stehlen? Das herauszubringen war nicht leicht. Worte und Ohrfeigen führten zunächst zu keinem Ziel. Erst als der erhitzte Vater nach einem dicken Bambusrohr griff, machte das etwelchen Eindruck. Aber auch jetzt noch brachte er nicht viel heraus, doch genug, um zu wissen, daß sein zehnjähriger Junge bereits gründlich verdorben war. Er hatte die Hühner und die Eier gestohlen, weil er Geld brauchte zum Opiumrauchen! Der Vater war wie gelähmt, als er das hörte. Er glaubte den Sohn in guter Obhut, und nun mußte er eine solche Entdeckung machen. Und der eigene Lehrer hatte dieses Zerstörungswerk bei seinem Kinde zustande gebracht. Er hatte den Knaben regelrecht angelernt. Er rauchte nämlich Opium, und zwar vor den Schülern. Ja, die Büblein mußten ihm dabei helfen: das Lämpchen anzünden, die Pfeifen bereithalten usw. Und da es bekanntlich ein Trost ist nicht nur für den Unglücklichen, sondern auch für den Lasterhaften, Genossen seines Elends zu haben, so verführte er die Buben zu gleichem Tun.

Den einen aber war der Geschmack zuwider; sie ließen es beim ersten Versuch bewenden. Bei andern erfolgte Übelkeit und Erbrechen. Der kleine Magen konnte das Gift noch nicht ertragen. Auch sie hatten bald genug. Einige aber, und unter diesen beson-

ders der Sohn des Khin-hyong-pak, rauchten mit wachsendem Eifer und zunehmender Fertigkeit.

Nachdem der Khin-hyong-pak die furchtbare Entdeckung gemacht hatte, war das erste, daß er seinen Sohn von der Schule wegnahm. Doch damit war noch nicht viel gewonnen. Der Bursche wußte auf anderem Weg zu Opium zu gelangen. In dem kleinen Städtchen gab es eine Menge Opiumhöhlen. Dorthin entschlüpfte er jetzt. Das Geld verschaffte er sich auf dem früheren Weg: er stahl Eier, Hühner, Geld, versetzte Kleider, machte Schulden und war bald ein fertiger Vagabund. Der Vater ermahnte ihn, schlug ihn, schloß ihn ein, legte ihn in Ketten. Nichts fruchtete. Die Stammesältesten schritten ein, der Mandarin faßte ihn ab. Alles umsonst. Man riet jetzt dem Vater, er solle ihn umbringen, wie es der Nachbar, der Lo-Kon-tschhong, in einem ähnlichen Fall getan hatte. Doch das brachte der Khin-hyong-pak nicht fertig. Es war doch sein Sohn.

Dieser treibt es heute schlimmer als je. Er ist zum Tier geworden. Der Vater aber ist schlohweiß und geht gebückt. Und jener Lehrer? Der waltet noch heute seines Amtes. Würdevoll trägt er seinen Schülern die erhabenen Tugendlehren des großen Konfuzius vor und — raucht Opium!

Die Opiumhöhle.

Hier diese Hütte ist es. Die Türe ist nur angelehnt, nicht geschlossen. Treten wir also ein. Dumpfe Luft, widerlicher, brenzlicher Geruch umfängt uns. Wir stehen in einem spärlich erleuchteten, fast dunklen Raum. Allmählich erst können wir sehen. Auf bettartigen Gestellen den rußigen Wänden entlang entdecken wir einige Gestalten. Und was für Gestalten! Ruinen von Menschen! Skelette!

In Lumpen gehüllt, mit ausdruckslosen, stieren Augen in tief eingesunkenen Höhlen liegen sie da, die armen Sklaven des Opiums. Die einen vor Elendigkeit kaum fähig sich aufzurichten, andere hüstelnd und stöhnend. Wieder andere mit der Pfeife im Mund. Sieh, wie sie ziehen! Sie möchten die ganze Welt einsaugen! Sie wollen dem Rohr Kraft und Leben abringen und holen sich doch den Tod! — Gift!

Daheim jammert ein alter Vater. Die Mutter ist vor Gram

gestorben. Der noch jungen Frau, abgehärmt und lebensmüde, hängen die Fetzen um die magern Glieder. Und den Kindern wehrt der Hunger Wachstum und Gedeihen. Doch was kümmert das diese Elenden! Ihr ganzes Sein, der ganze Rest ihrer Seele ist glühende Gier nach Opium — Opium! Opium!

Die Spielhölle.

Aber herrscht hier Leben! Bis auf die Straße heraus stehen die Leute, und kaum ist es möglich, durch den Menschenknäuel nach dem Tisch vorzudringen, der den Brennpunkt zu bilden scheint. Dort sitzen einige Männer, denen die Umstehenden mit äußerster Spannung über die Schultern blicken. Wenn wir ein Gleiches tun, dann wissen wir, wen wir vor uns haben. Spieler sind es, typische Vertreter dieses Lasters.

Sieh ihnen einmal in die Gesichter, diesen Menschen! Sieh, wie der eine dort die Karten herumbietet, kalt und ruhig, ein wirklicher Teufel! Und schau, wie jenem die Hand zittert! Und dieser hier, mit blauweißen Lippen, fahl wie eine Leiche, bewegungslos sitzt er da. Nur das Auge verrät die innere Glut. Und dann noch der dort in der Ecke — in wilder Leidenschaft hängen die Blicke an der Hand seines Gegenüber. Der Schweiß perlt ihm auf der Stirn. Man hört das Hämmern unter seinem Rock. Jetzt wendet sich jene Hand. Sein Schicksal ist entschieden. Er hat verloren! Sein Letztes verloren! In dumpfer Verzweiflung sinkt er auf den Stuhl zurück. In seiner Brust aber brennt und nagt es. — —

Einer der sich zu helfen wußte.

Wie vorsichtig man sein muß, wenn man nicht zum Spielball in den Händen der Chinesen werden will, zeigt folgender Vorfall.

In der Präfekturstadt K. hatte der Besitzer einer Spielhölle aus irgend einem Grund den Zorn des Mandarins auf sich geladen. Aus zuverlässiger Quelle war ihm Kunde geworden, daß auf höheres Geheiß am nächsten Tag, nachmittags gegen zwei Uhr, eine Anzahl Soldaten sein Haus überfallen und ausplündern werden. Der

Mann war in nicht geringer Not und Angst. Doch plötzlich kam ihm ein rettender Gedanke. Vielleicht konnte einer der Fremden ihm helfen.

Daß er bei den deutschen Missionaren wenig Glück haben werde, wußte er von früheren Fällen her. So schritt er an deren Kapelle vorbei nach der nur ungefähr zwanzig Minuten von dieser entfernten Niederlassung des französischen Priesters. Dort suchte er den eingeborenen Prediger auf. „Wenn du mir morgen mittag um ein Uhr — unter welchem Vorwand, das sei dir überlassen, — deinen Fremden in mein Haus bringst, dann gebe ich dir zwanzig Dollar," sagte er diesem. Der Mann zwinkerte mit den Augen. Er hatte begriffen. Es war dies nicht der erste derartige Handel. Und bald waren die beiden einig. Und leichteren Herzens zog der Spielerhäuptling ab.

Am andern Tag aber erschien der chinesische Levit bei seinem Priester, einem noch jungen, netten Franzosen. So beiläufig erinnerte er diesen daran, daß sie eigentlich die Katholiken in der Stadt schon lange nicht mehr besucht hätten, fragte auch, ob dies nicht vielleicht heute nachmittag geschehen könnte. Der nichts ahnende Priester antwortete zustimmend, und nach dem Mittagsmahl brachen sie auf. Der Franzose zu Pferd voran, der Chinese zu Fuß folgend.

Als sie eben das Stadttor passiert hatten, fragte der letztere, ob sie nicht vielleicht zuerst zu einem Kaufmann gehen könnten, der in der Seitenstraße rechts sein Geschäft habe, und seit einiger Zeit großes Verlangen nach der katholischen Lehre bekunde. Der Priester war des zufrieden, und so zogen beide nach der Spielhölle.

Hocherfreut „über die unverdiente Ehre" und unter Abbrennen von allerhand Feuerwerk, empfing der Spielbudenbesitzer seine Gäste. Kaum hatten diese Platz genommen und eine Tasse Tee getrunken, als auch schon auf der Straße ein Lärm sich erhob. Richtig, sie kamen! „Hinaus! Was fällt euch ein? Seht ihr nicht, welch hohen Besuch ich habe?" Mit diesen Worten warf sich der Spieler scheinbar voller Entrüstung den eindringenden Soldaten entgegen. Doch diese hatten den Fremden noch nicht bemerkt und kehrten sich nicht an das Gerede des Mannes. Jetzt stürzte dieser auf den Priester zu und sagte zu dem im Tone größter Verlegenheit und höchsten Unwillens: „Nun hatte ich mich so gefreut auf deinen Be-

such, großer Herr, und jetzt muß mir das passieren. Aber sieh, so sind eben wir Chinesen, wir haben keinen Anstand. Sage doch du, bitte, diesen Menschen, daß sie sich anständig und ruhig verhalten und weggehen sollen. Auf mich hören sie nicht, wie du siehst." Der gute Priester erhob sich und wies die Soldaten hinaus. Kaum hatten diese den Fremden erkannt, als sie schleunigst Reißaus nahmen. „Der Fremde sitzt in dem Laden, wir konnten nichts machen," berichteten sie ihrem Vorgesetzten.

Gewiß, einem französischen Priester gegenüber waren die Abgesandten eines chinesischen Mandarins machtlos. Das war diesem klar. Und so blieb der Spielhöllenbesitzer unbehelligt. Der lachte sich natürlich ins Fäustchen. Dasselbe tat sein katholischer Landsmann. Auch die ganze Stadt lachte, als die Sache auskam. Nur der arme Priester ahnte nichts von dem Spiel, das man mit ihm getrieben hatte.

Wo zwei schlaue Chinesen sich verbinden, da ist der Fremde der Betrogene!

Der Brand.

Es war am 2. Februar 1897, an einem Sonntag. Ich war in Thai-lyung-then gewesen, hatte dort gepredigt, und war nun auf dem Heimweg. Es pressierte mir nicht sonderlich, war doch niemand, der mich erwartet hätte. Der einzige Freund, den ich hatte, war mein Hektor, und der war mitgekommen und umsprang mich lustig und vergnügt.

So hatte ich auf diesem abendlichen Ritt viel Zeit zum Nachdenken. Und so ein Sonntag bringt Stoff genug für diese Art von Beschäftigung. Man hat da allerhand erlebt, Heiteres und Ernstes, Erfreuliches und Unangenehmes. Dann ist der Sonntag im Heidenland auch der Tag des Heimwehs, an dem man nicht nur die „lieblichen Gottesdienste des Herrn" vermißt, sondern auch seine Lieben, seine Freunde, wie die ganze Sonntagsluft.

Plötzlich wurde ich in meinem Sinnen unterbrochen durch ein Bild von bezaubernder Pracht und Schönheit. Es war der Sonnenuntergang. Schon war der Feuerball hinter den Tschhong-lok-Bergen untergetaucht, aber noch färbte wundervolles, entzückendes Rot den westlichen Abendhimmel. In scharfen Konturen hob sich

das tiefdunkle Gebirge von dem purpurnen Hintergrund ab. Ein ganz überwältigender, prächtiger Anblick.

Inzwischen war es Nacht geworden. Noch ganz versunken in das herrliche Bild, hatte ich das gar nicht bemerkt. Erst als der sogenannte „Geisterberg" in roter Beleuchtung vor mir auftauchte, verwandelte sich meine Bewunderung plötzlich in Verwunderung. Denn der Geisterberg, der lag bei unserer Kreisstadt, und diese wiederum lag von hier aus in direkt südlicher Richtung. Jenes merkwürdige Rot dort über der Stadt und am Berge hin konnte somit kaum etwas mit dem Sonnenuntergang zu tun haben. Es mußte hier eine andere Ursache vorliegen. Vielleicht handelte es sich um eine Feuersbrunst.

Und es war so. Ein Mann, der mir begegnete, berichtete mir, daß die halbe Stadt in Flammen stehe. Das war nun allerdings übertrieben, wie ich andern Tags erfuhr, immerhin waren über vierhundert Geschäftshäuser abgebrannt.

Das Feuer war von einer Spielhölle ausgegangen. Es war dort, wie schon oft, zwischen den Spielern zu einer Rauferei gekommen. Einer der Zornwütigen stieß in der Hitze des Gefechts die Lampe vom Tisch. Im Nu hatten die Bettvorhänge, Kleider und Strohmatten Feuer gefangen.

Die Spieler, die in der ersten Verwirrung auf die Straße geflüchtet waren, kehrten bald wieder zurück. Aller Streit und Hader war vergessen, und in seltener Eintracht machten sie sich jetzt an die Arbeit des Plünderns. Der Spielhöllenbesitzer, die Gefahr ahnend, war gerade daran, mit seinen Gehilfen die Berge von Silber, die auf dem großen Spieltisch aufgeschichtet lagen, in Sicherheit zu bringen, als die Spieler wieder hereintraten. Sofort entstand ein Handgemenge. Der Tisch kam zum Fallen, und in wilder Gier stürzte sich der Haufe auf die davonrollenden Silberstücke. Das Fluchen und Schreien lockte die Nachbarn herbei. Auch sie krochen schleunigst unter Stühle und Bänke, um die Taschen zu füllen. Das inzwischen rasch weiterfressende Feuer beleuchtete einen wild erregten Menschenknäuel, der gierig das blinkende Metall zusammenraffte. Erst als ein brennender Deckenbalken herniederstürzte und die Räuber mit einem Feuerregen überschüttete, stoben diese auseinander.

Jetzt stand auch schon das ganze Haus in Flammen. Auch der

Dachstuhl des Nachbarhauses hatte bereits Feuer gefangen. Und bei der Gluthitze, die in den letzten Tagen geherrscht hatte, machte das Feuer rasche Fortschritte. Es züngelte von First zu First, von Straße zu Straße. Bald bildete der ganze Stadtteil ein großes Flammenmeer.

An ein Löschen dachte niemand. Keine Sturmglocken riefen um Hilfe, keine Feuerwehr jagte heran. Man sah auch weder Spritzen noch Schläuche, obwohl keine fünfzig Schritte entfernt der Fluß beträchtliche Wassermengen vorbeiführte. Auch „der Hände lange Kette", an der bei uns daheim um die Wette der Feuereimer fliegt, war hier nirgends zu sehen. All das kennt man in China nicht. Niemand rührt hier einen Finger. Nicht einmal der „große, alte Vater", der Mandarin, zeigte sich in dieser Nacht, trotzdem der vierte Teil seiner Residenz in Flammen stand. Er saß gerade beim Spiel und schickte nur von Zeit zu Zeit einen Boten aus, um sich Bericht erstatten zu lassen, vor allem aber um nachzusehen, ob keine Gefahr für das Amthaus bestehe. Auch keiner seiner Unterbeamten kümmerte sich um den Brand. Es kümmerte sich überhaupt niemand um denselben in dem Sinn, daß er hätte helfen, löschen wollen. Dagegen stellten sich nach und nach ganze Scharen von Plünderern ein. Und nicht etwa nur das Gesindel, sondern jedermann, selbst der gut situierte Bürger, schleppte aus den Läden und Magazinen weg, was er nur tragen konnte.

Die Ladenbesitzer waren zuerst wie betäubt, als die Feuergarben plötzlich über ihnen gen Himmel loderten. Niemand hatte eine so rasche Ausdehnung des Feuers für möglich gehalten. Zum Löschen war es zu spät. Und so war jeder nur darauf bedacht, von seinen Waren so viel wie möglich zu retten. Am glücklichsten waren die daran, die nahe bei der Stadt wohnten, oder in den vom Feuer verschonten Stadtteilen Freunde hatten. Sie konnten so leichter Hilfe bekommen, hatten auch einen sicheren Ort für ihr Eigentum. Manches wurde freilich auch ihnen unterwegs noch abgenommen. Ja, es kam zu regelrechten Straßenkämpfen.

Übel erging es den vielen Kaufleuten aus der Swatower Gegend, die am Ort fremd waren und oft kaum den Dialekt verstanden. Von den einheimischen Angestellten im Stiche gelassen, waren ihre Läden schutzlos der Plünderung preisgegeben. Viele von ihnen schauten händeringend zu, wie die schweren, kostbaren

Seidenballen von den Dieben lachend davongeschleppt wurden. Andere standen mit Hellebarden bewaffnet unter ihren Ladentüren, fest entschlossen, jeden niederzustechen, der es wagen sollte, sich an ihrem Eigentum zu vergreifen. Konnten sie dieses selber nicht retten, so sollten es auch andere nicht haben. Doch auch sie mußten zuletzt weichen. Die Übermacht oder das zusammenbrechende Haus trieben sie hinweg.

Nicht wenige fanden auch den Tod in den Flammen. Sie wollten noch dieses oder jenes retten, aber der Rauch erstickte sie, oder das Feuer verlegte ihnen den Ausweg. Auch auf seiten der Plünderer blieb mancher in den Flammen. So waren in einen großen Reisspeicher etwa fünfzehn Frauen und Männer eingedrungen. Als der Besitzer sah, daß er machtlos war, sprang er wütend nach dem Ausgang und riegelte von außen zu. Alle fünfzehn verbrannten! Ein Bäuerlein war mit seinen Söhnen an ein reichhaltiges Warenlager geraten. Sie hatten schon manche Last nach ihrem Haus vor dem Osttor getragen, als sie bei der vierten Rückkehr in einem hinteren Gemach plötzlich auf eine schwere eiserne Kiste stießen. Die mußte natürlich Geld enthalten, und das wollten sie haben. Sie zerrten an der Kiste herum, brachten sie aber nicht von der Stelle. Doch gerade das reizte sie, sie mußten die Kiste haben. Plötzlich ein donnerähnliches Getöse, und der ganze Bau stürzte zusammen, Vater und Söhne unter sich begrabend.

Aber war denn keine Polizei da, die diesem Treiben wehren konnte? Nein, denn eine Polizei gibt es in China nicht, wenigstens damals noch nicht. Die Schergen des Mandarins, die zuweilen die Polizeigewalt handhaben, trieben es heute selber am schlimmsten. Sie stapelten die gestohlenen Sachen nicht nur in ihrem Wachtlokal auf, sondern auch in der Amtswohnung ihres Vorgesetzten. Und wenn sie in dessen Kasse einen Teil des Gewinns fließen ließen, konnten sie sogar ruhig im Amthaus die Versteigerung abhalten!

Der Mangel einer Polizei ließ es natürlich auch nicht zu einer Untersuchung in Sachen des Brandes kommen. Jener Spielhöllenbesitzer etablierte sich schon in den nächsten Tagen wieder in einem andern Teil der Stadt. Und seine Kameraden, mit denen er sich bereits wieder versöhnt hatte, weil in der Brandnacht auch er noch auf seine Rechnung gekommen war, gingen unbehelligt bei ihm aus und ein.

Gegen Morgen war die Gewalt des Feuers gebrochen. Zwischen den Mauerresten und Backsteinsäulen qualmte noch schwarzer Rauch. Trotzdem suchten Tausende von Menschen die Brandstätte nach Schätzen ab. Einige hatten Glück, andere verbrannten sich nur die Hände und Füße. Einige kamen durch stürzende Mauern und Torbogen auch ernstlich zu Schaden.

Dann sah man auch solche, die mit verzweifelten, traurigen Gesichtern auf das „Grab ihrer Habe" starrten. Manche waren in dieser Nacht zu Bettlern geworden. Ihr Warenlager war ihr Reichtum gewesen. Andere hatten ihr Geschäft vermietet gehabt, der Mietzins hatte ihre einzige Einnahme gebildet. Diese wie jene waren nicht versichert gewesen, weil man Feuerversicherungen hierzulande nicht kennt. Auch gibt es keine Sammlungen für Feuerbeschädigte. Wer in China ins Unglück kommt, hat dieses allein zu tragen.

Heute sind die Geschäftshäuser und Läden neu erstanden, und das Leben geht wieder seinen gewohnten Gang. Jener 2. Februar aber wird dem Volke von Hin-nen unvergeßlich bleiben.

Die Rache der Chinesin.

Gestern morgen, ich saß gerade am Schreibtisch, streckte der Teehändler Ng-Sam-khwui den Kopf zur Türe herein. „Ist mein Yun-khwui nicht hier gewesen?" fragte er aufgeregt. „Doch, und auch der Tsin-khwui; beide haben sich aber nicht lange aufgehalten, sondern sind gleich weiter nach der Kreisstadt." Dieser Bescheid regte den Mann noch mehr auf. Ohne einzutreten und ohne Gruß eilte er davon, der Kreisstadt zu. Der Mann hatte Grund zu dieser Eile, denn wenn jene beiden vor ihm die Stadt erreichten, war er ein ruinierter Mann.

Der Yun-khwui war nämlich sein Vetter, ebenso der Tsin-khwui. Und des letzteren Weib war die Ursache der heutigen Aufregung.

Die Frau war noch jung und führte offenbar einen nicht ganz einwandfreien Wandel. Vor einigen Wochen machte ihr Mann ihr einen Vorhalt in dieser Richtung. Daraufhin kam es zwischen den beiden Ehegatten zu einem heftigen Auftritt. Im Verlauf des Streites berief sich der Mann auf die Aussagen seines Vetters, des Teehändlers. Das brachte die Frau vollends in Wut.

Der Teehändler war zum guten Glück nicht zu Hause. Er war im Bergland von Fo-phin, wo er seinem Handel nachging. So alle zwei Monate kam er einmal heim, um seinen Teevorrat zu ergänzen. Dann kehrte er wieder nach seinen Bergen zurück. Dort zog er von Tal zu Tal, von Dorf zu Dorf, und es hieß dann überall: „Der Teemann ist wieder da." Schon sein Großvater war der „Teemann" gewesen, ebenso sein Vater. Der Enkel fand daher allerorts gebahnte Wege und offene Türen. Er war wohl gelitten bei alt und jung, und hatte sich schon einen tüchtigen Groschen verdient. —

Vor vier Tagen, gegen Abend, war er heimgekommen, nichts ahnend. Die Frau des Tsin-khwui hatte hierauf nur gewartet. Kaum hatte er den Teesack abgelegt und nach der Kuh und den Schweinen gesehen, als ihn das robuste Weib wütend anfiel: daß er es wage, ihr Schlechtes nachzusagen, so ein Lump wie er! Und nun kam es wie Hagel über ihn. Ausdrücke und Schimpfwörter so wüst und abscheulich, daß zuletzt auch dem Teehändler der Geduldsfaden riß. Er versetzte der Frau eine kräftige Ohrfeige.

Doch damit hatte er etwas Schlimmes gemacht. Er hatte der Frau eine Waffe in die Hand gedrückt, mit der sie ihn tödlich verwunden konnte. Denn sie hatte dadurch, daß er sie geschlagen, ihr „Gesicht", ihr Ansehen verloren.

Ohne sich weiter um den Teehändler zu bekümmern, stürzte die Frau in wild erregtem Zustand aus dem Haus. Sie rief ihre Ngoi-ka herbei. Die „Ngoi-ka" ist die Sippe der Frau, im Gegensatz zu der Verwandtschaft des Mannes. Sie wird von der Chinesenfrau herbeigeholt, wenn ihr vom Mann oder dessen Angehörigen ein Unrecht zugefügt wird. Und wehe diesen, wenn der Stamm der Frau stark und mächtig ist. Sie kommen da manchmal in Haufen von hundert und zweihundert Mann herangezogen, schwer bewaffnet. Kann man ihnen keine gleich starke Macht entgegenstellen, dann bekommt man die Leute nur gegen schwere Geldopfer wieder los. Bis aber das Geld beschafft ist, werden Hühner und Schweine geschlachtet, die Reiskammer geleert, die Kühe weggetrieben, überhaupt gehaust wie in Kriegszeiten.

Kein Wunder, wenn dem Teehändler der kalte Schweiß auf die Stirne trat, als er das wütende Weib davoneilen sah. Er wußte, was das zu bedeuten hatte. Und so schlief er nur wenig in dieser

Nacht. Immer wieder schreckte er auf und horchte nach der Straße hin. Niemand kam. Als dann der Morgen dämmerte, atmete er auf. Er glaubte, die Gefahr sei vorüber. Doch plötzlich stürzte ein Nachbar herein: „Soeben hat man die Frau des Tsin-khwui aus dem Dorfteich gezogen!“ Der Teehändler wankte. Jetzt war er ein Mörder! Er wußte, man würde ihn für den Tod der Frau verantwortlich machen. Und so war es.

Zuerst kam der Tsin-khwui, dann der Yun-khwui, sein Bruder. Wild die Augen rollend stürzten sie über den Hof, der Haustüre zu. „Du hast mein Weib umgebracht!“ brüllte der eine, „du hast meine Schwägerin ermordet!“ der andere. Der Teehändler brachte kein Wort hervor. Er war wie gelähmt. Auch die Umstehenden schwiegen. Jedermann wußte, diese Männer ermahnen zu wollen, wäre gleichbedeutend mit dem Versuch, kämpfende Tiger durch gütliches Zureden auseinander zu bringen. Doch endlich zog der eine, der Yun-khwui, ab.

Ein Kind auf dem Arm, zwei an der Hand, erschien der Mann auf unserer Station. Ich kannte nämlich die beiden, ebenso auch ihren Vetter, den Teehändler. Sie hatten alle drei ihre Buben in unserer Schule und kamen deshalb oft zu mir.

Der Yun-khwui war furchtbar erregt. „Mein Vetter, der Sam-khwui, hat meine Schwägerin umgebracht, ich bin auf dem Weg nach der Kreisstadt, um ham yen, um beim Mandarin ‚um Rache zu schreien‘,“ stieß er heraus. Ich suchte den Mann zu beschwichtigen, redete zum Frieden. Umsonst! Zum Mandarin wollte er. Mit den drei Kindern — sie gehörten seinem Bruder — zog er ab. Noch mochte er kaum den halben Weg zurückgelegt haben, als auch der Tsin-khwui bei mir eintrat, in Begleitung eines schon etwas älteren Mannes. Dieser war einer der Verwandten der toten Frau, vom Stamm Wong. Die beiden fragten nach dem Yun-khwui, ob der schon dagewesen sei und wohin er gegangen sei. Ich hatte den Eindruck, daß bei dem jüngeren der Tod seiner Frau nicht gerade tief gegangen war, und der vom Stamm Wong behandelte die Sache erst recht geschäftsmäßig. Mit Geld mußte sich bei denen schon etwas erreichen lassen. Sie hatten es auch gar nicht eilig; sie schwatzten hier eine Weile, ließen sich dort ausfragen, bis sie endlich abtrottelten, auch in der Richtung nach der Kreisstadt.

Als letzter kam der Sam-khwui, der Teehändler. Der hatte es,

wie wir bereits gesehen haben, eiliger. Ihm mußte alles daran gelegen sein, die andern noch einzuholen, bevor sie das Amthaus erreichten. War die Sache einmal vor dem Mandarin, dann war nichts mehr zu machen, dann war sein Schicksal besiegelt. Im Davoneilen hatte er gerade noch Zeit, schnell unsern Lehrer Tsen und den Katechisten Wong zu bitten, mit ihm zu kommen, um ihm beizustehen. Ich ließ diese gerne ziehen, denn der Mann hatte Augen wie einer, der zum Schafott abgeführt wird.

Natürlich war ich nun sehr gespannt auf den Ausgang der Sache. Soeben erfuhr ich diesen. Der Teehändler ist verhältnismäßig noch glimpflich weggekommen. Der Streit kam dank des Eingreifens unserer Leute nicht vor den Mandarin, sondern die Beteiligten schlossen unter sich Frieden. Der Teehändler muß dem Tsin-khwui wieder eine Frau kaufen. Hundertundvierzig Dollar machte das. Der Witwer hatte die Summe sorgfältig abgewogen und sich zuvor genau erkundigt, wie hoch zurzeit die Frauen im Preise stehen. Und dabei war seine Frau noch nicht einmal begraben! Auch hatte sie ja als Selbstmörderin geendet. Von vier Kindern weg, das Kleinste war noch nicht einmal entwöhnt, war sie freiwillig in den Tod gegangen.

Doch all dieses ließ die Parteien hier kalt. Das waren Erwägungen ganz untergeordneter Natur. Der Geldpunkt allein spielte für sie eine Rolle. Und als der für den Tsin-khwui zur Zufriedenheit erledigt war, war für ihn der Fall überhaupt erledigt. Und daß er nur Schadenersatz beansprucht hatte — der Verlust seiner Frau war für ihn ein „finanzieller Schaden" —, wurde ihm hoch angerechnet. Nach allgemeiner Ansicht hätten wenige die Sache so billig abgemacht.

Nun mußte der arme Ng-Sam-khwui noch mit denen vom Stamm Wong ins reine kommen. Das war schon schwieriger, denn die hatten von vornherein nur ein Geldinteresse an der Sache. Das merkte ich dem Alten an, der am Morgen hier durchgekommen war. Der Mann erinnerte mich lebhaft an einen Juden, den Nathan Hirsch, den ich in meiner Jugend auf unseren Märkten daheim manchmal gesehen. Genau so hatte der ein Gesicht. Weil er immer darauf aus war, „ein Profitchen zu machen", hatte sich das zuletzt ganz seinen Zügen aufgeprägt.

Auch dieser chinesische Jude verstand sich auf seinen Vorteil, das

sah man ihm an. Nach langem Hin- und Herreden, und nachdem man sich gegenseitig allerhand Grobheiten gesagt hatte, wurden mit dem Teehändler fünfzig Dollar vereinbart, die er an die Verwandten der Frau zu zahlen hatte. Und doch trugen diese eigentlich die Hauptschuld an dem Unglück. Sie hatten nämlich, wie jetzt erwiesen ist, der Frau heimlich den Rat gegeben, sich das Leben zu nehmen. Sie ließen sich dabei von einem doppelten Gesichtspunkt leiten. Einmal wurden sie so die Frau los, die durch ihren unsoliden Lebenswandel nicht nur sich selbst, sondern auch den ganzen Stamm ins Gerede gebracht hatte. Und dann kamen sie daneben noch zu Geld. Der Frau selber aber redeten sie ein, sie könne sich auf diese Weise am besten an dem Teehändler rächen. Das verfing bei dieser. Tausende ihrer Schwestern in China taten alljährlich dasselbe aus Rache.

So hat jetzt der Ng-Tsin-khwui seine Frau verloren. Indes, er ist getrost dabei, hat er doch das Geld in der Tasche, sich eine neue zu kaufen! Weniger wohl zumute ist seinem Vetter, dem Teehändler. Ihn hat die Geschichte gut den dritten Teil seines Vermögens gekostet.

Schwere Lebensschicksale.

In dem chinesischen Dorf Tung-pa lebte ein Mann vom Stamm Tschu. Er war stumm. Nichtsdestoweniger hatten ihm die Eltern schon in seiner Jugend eine Frau gekauft. Diese gehörte dem Geschlecht Lyu an. Obwohl erst neunjährig, war sie doch verständig genug, um zu merken, daß ihr das Los nicht aufs Liebliche gefallen war. Und nicht nur, daß der Mann stumm war, sondern fast noch mehr die bittere Armut in dem neuen Heim, bedrückte das Herz des unglücklichen, aufgeweckten Mädchens. Doch die Schwiegermutter ließ ihm nicht viel Zeit zum Grübeln. Das kleine Ding mußte auf dem Berg Gras schneiden, Holz und Wasser herbeitragen, in der Küche mithelfen, die Kuh auf die Weide treiben, und daneben auch noch auf dem Felde arbeiten. So lernte die kleine Schwiegertochter tüchtig angreifen, bekam nach und nach große Übung, und offenbarte zugleich viel natürliches, praktisches Geschick. Dabei blieb sie nach wie vor das Aschenbrödel des Hauses, das Los vieler chinesischer Schwiegertöchter.

Ihre Stellung änderte sich, als sie ihrem Mann einen Sohn schenkte. Sie war damals sechzehn Jahre alt. Große Freude herrschte in dem niederen, halb zerfallenen Häuschen, als der kleine Weltbürger sich einstellte. Sogar der Stumme konnte jetzt reden. Mit lebhaften Gebärden und freudig erregten Lauten machte er der Nachbarschaft Mitteilung von dem frohen Ereignis. Auch das Gesicht der bösen Schwiegermutter zeigte sich in Güte gerührt. Am meisten im Glück aber war die junge Mutter. Den Knaben an der Brust, alles um sich her vergessend, das Gesicht von stillem Glück verklärt, war sie wirklich schön, diese junge Chinesin. Jetzt wurde sie auch Lyu-sau genannt, „Schwägerin" Lyu, während sie bisher nur das Lyu-tsai, die „kleine" Lyu gewesen war.

Doch bald fielen dunkle Schatten auf das sonnendurchwärmte Häuschen. Der Großvater brachte eines Tages eine Erkältung mit heim, legte sich hin und starb. Ein Jahr später folgte ihm die Großmutter, und kurze Zeit darauf auch der stumme Sohn. Nur die junge Mutter mit dem Kind war übrig geblieben. Der Schmerz der letzteren war nicht groß. Von den beiden Alten hatte sie wenig Gutes erfahren, und auch von ihrem Mann war sie nicht verwöhnt worden. Dazu war dieser ja stumm gewesen. Dafür hatte sie jetzt ihren Knaben. Diesem sollte fortan ihre Liebe und ihr Leben gehören. Für ihn wollte sie arbeiten, er sollte es einmal besser haben.

Ja, wären nur die Verwandten nicht gewesen! Diese hatten es anders beschlossen. Die Frauen standen gerade hoch im Preis. Wenn sie es richtig angriffen, konnten sie für das kaum zwanzigjährige, blühende Weib gut hundertundfünfzig Dollar lösen. Der Knabe galt fast ebensoviel.

Bald war auch der schickliche Vorwand gefunden: sie führe ihren Witwenstand nicht in Ehren und habe dadurch Schande auf die Familie gebracht, man müsse sie verkaufen. Kein Wort war an der Beschuldigung wahr, das wußte das ganze Dorf. Indes niemand erhob seine Stimme zugunsten der armen Frau. Warum es mit ihren Verwandten verderben? Auch kam so etwas ja oft vor. So verfiel denn die junge Witwe ihrem Schicksal. Sie mußte fort. Und ein passender Mann für sie war auch bereits gefunden. Es war der korpulente Besitzer einer kleinen Speisewirtschaft auf dem Markte Thai-lyung-then.

Als der schon etwas ältere Mann kam, um sich die Witwe an-

zusehen, tat er dies mit kaum anderen Gefühlen, als wenn er Einkäufe für sein Geschäft machte. Die Frau war für ihn Ware, weiter nichts. Zuerst machte er allerhand Ausstellungen. Sie schien ihm nicht kräftig genug. Dann war ihm wichtig, zu wissen, ob sie auch arbeiten könne und gerne arbeite. Eine, die faul sei, könne er nicht brauchen. Die angeblichen sittlichen Verfehlungen der Frau kamen nicht zur Sprache. Sie wären für ihn auch gar nicht in Betracht gekommen.

Endlich war der Handel abgeschlossen. Hundertundsechzig Dollar hatte der Speisewirt geboten, also noch mehr, als man in Rechnung genommen. Zwanzig blinkende Silberstücke ließ er auch gleich auf den Tisch rollen als Anzahlung. Der Rest folge bald nach, und in etwa vierzehn Tagen werde er die Brautsänfte schicken. Diese kam denn auch. Die unfreiwillige Braut mußte mit Gewalt herbeigeschleppt werden. Den Knaben hatte man ihr aus den Armen gerissen. Jetzt saß sie in der Sänfte. Ein häßliches, altes Weib, die Kupplerin, die das Ganze eingefädelt hatte, drehte den Schlüssel, und fort ging es! Noch aus weiter Ferne vernahm man herzbrechendes Schluchzen. In dem still gewordenen Häuschen aber verlangte ein Kind nach der Mutter. —

Die Lyu-sau wohnte jetzt auf einem großen Markt. An Stelle der früheren Armut herrschte in dem neuen Heim ein gewisser Wohlstand. Der Speisewirt hatte gute Jahre gehabt. Sein freundliches, rundliches Gesicht, wie überhaupt die ganze Behäbigkeit, mit der er sich vor seinem Lokal aufzustellen pflegte, waren eine bessere Reklame als das alte, schiefe Firmenschild mit den Schriftzeichen Yun-so, Wirtschaft zum „ewigen Frieden". Es ging daher in der Wirtsstube auch nur so aus und ein. Und mit Schmunzeln nahm der Dicke wahr, daß, seitdem seine schmucke Frau am Büfett hantierte, der Zudrang sich noch gesteigert hatte.

In der Tat, die junge Frau hatte sich überraschend schnell in die neuen Verhältnisse eingelebt. Und da die Arbeit ihr von Jugend auf vertraut war, half sie auch hier wacker mit. Ihr Eifer und ihr Schaffensgeist ermöglichten es dem Mann noch mehr als bisher, sich als lebendige Geschäftsempfehlung den Vorübergehenden zu präsentieren. Daß viele der Eintretenden weniger der Speisen, als vielmehr der Frau wegen kamen, merkte der Vertrauensselige nicht. Auch die Lyu-sau merkte das nicht. Sie lebte nur der Arbeit. Und

alles frühere schien sie vergessen zu haben. Ihr Mann war daher auch recht mit ihr zufrieden. Ja, sie hatte es gut bei ihm. Und als der ersehnte Sohn ausblieb, kaufte er ihr einen solchen aus dem Stamm Tschhin, dem er selbst angehörte.

Nun hatte sie wieder ein Kind, aber es kam ihr vor, als ob der Kleine sie nicht mit den Augen eines Kindes ansehe. Er nannte sie Mutter, aber der Name sprach nicht zu ihrem Herzen. Es war eben nicht ihr Kind. Ja ihr Kind, wo mochte das sein? Was war aus dem geworden? Sie schickte eine Vertraute nach Tung-pa, um Erkundigungen einzuziehen. Der Knabe war noch bei den Verwandten, sie hatten ihn nicht verkauft. Sie hatten zuletzt gefunden, ihr Stamm sei sowieso nicht stark, ein paar Fäuste mehr würden im Notfall gute Dienste tun. Und so durfte er bleiben.

Die Lyu-sau war hocherfreut über diese Kunde. Wäre ihr Söhnchen verkauft gewesen, dann würde jetzt ein fremdes Weib die Rechte einer Mutter bei ihm beanspruchen, und ihr wäre damit die Möglichkeit genommen gewesen, je wieder mit ihrem Kind in Verbindung zu treten. So aber war wenigstens der Platz noch frei, und wer konnte wissen, was die Zukunft brachte!

Zunächst behielt sie den Knaben fest im Auge. Betrat jemand aus ihrem Dorf das Lokal, oder begegnete sie alten Bekannten, immer wieder galt die erste Frage dem verwaisten Kind. Und wie beglückte es sie, wenn man ihr Gutes berichtete. Der Bub wachse kräftig heran und sei ihr Ebenbild, hatte ihr eine frühere Nachbarin erzählt. Wie sie das freute und stolz machte! Wie gerne hätte sie ihn einmal gesehen! Doch, das ging zunächst noch nicht an.

Ihrem Mann verriet die Lyu-sau nichts von dem, was sie innerlich bewegte. Sie besorgte ihm treulich den Haushalt, füllte ihm durch ihre frische, muntere Art nach wie vor das Lokal, und verhalf ihm so zu täglich sich mehrendem Reichtum. Er schätzte sie sehr, war stolz auf sie und versagte ihr keinen Wunsch. Auch dann nicht, als sie eines Tages vor ihn trat mit einem sechzehnjährigen, starken Burschen an der Hand, und ihm den als Sohn aus ihrer ersten Ehe vorstellte und gleichzeitig die Absicht kundgab, ihn bei sich behalten zu wollen. Der behäbige Gastwirt war nicht sonderlich erbaut über den neuen Familienzuwachs, indes er ließ die Frau gewähren. Ja, er verstand sich sogar dazu, für den so unerwartet aufgetauchten Sohn auch noch eine Frau zu suchen. Diese war bald

gefunden. Es war ein munteres, fünfjähriges Mädchen aus dem Stamm Lim.

Jetzt war die Lyu-sau eine glückliche Frau. Was sie all die Jahre her ersehnt hatte, hatte sich verwirklicht. Ihren Sohn bei sich zu haben und ihn verheiratet zu sehen, war bei Tag und Nacht ihr Traum gewesen. Sie hatte es einzurichten gewußt, daß der Knabe, wenn er mit Bekannten den Markt besuchte, auch in ihre Speisewirtschaft kam. Schon der erste Besuch hatte ihr gezeigt, daß er sie noch nicht vergessen hatte. Sie jubelte bei dieser Entdeckung. Geschenke, freundliche Worte, auch die guten Verhältnisse, in denen die Mutter lebte, hatten das Band zwischen beiden immer fester geknüpft und zuletzt in dem Sohn den Entschluß reifen lassen, für ganz zur Mutter überzusiedeln.

Den Verwandten in Tung-pa war das ganz recht. Sie waren so eine Last los. Im übrigen wußten sie genau, daß die Lyu-sau jeden Rechtsanspruch auf ihren Sohn verloren hatte und daß dieser für immer ein Glied des Stammes Tschu bleiben und auch über kurz oder lang nach Tung-pa zurückkehren werde. Dies wußte auch der Speisewirt. Und so ließen beide Teile die Frau gewähren.

Diese jedoch hatte ihre eigenen Pläne. Daß sie arbeiten könne, hatte sie schon früher gewußt, daß sie aber auch das Zeug habe, zu erwerben und ein Hauswesen vorwärts zu bringen, war ihr erst in den letzten Jahren klar geworden. Sollte sie nun ihr Geschick und ihre Kraft im Dienst eines Mannes verbrauchen, der ihr innerlich gleichgültig war? Und dann, wem sollte einmal das Erworbene gehören? Dem blöden, trägen Burschen dort, den ihr Mann ihr als Sohn zugeführt hatte? Und ihr eigener Sohn, der doch viel aufgeweckter und tüchtiger war, würde später in Armut leben? Das durfte nie und nimmer geschehen.

War sie schon bisher — wie man behauptete — ihrem Mann in anderer Hinsicht nicht ganz treu gewesen, so wurde sie jetzt auch in Geldsachen unehrlich. Ohne daß es jener merkte, gelang es ihr, zuerst kleinere, dann immer größere Beträge für ihren Sohn auf die Seite zu bringen. Als die Summe eine gewisse Höhe erreicht hatte, veranlaßte sie letzteren, ein großes Grundstück, das der Großvater vor Jahren aus Not hatte veräußern müssen, wieder zurückzukaufen. Diesem ersten Stück fügte sie in der Folgezeit noch ein zweites und drittes hinzu.

Der dicke Gastwirt ahnte von den Umtrieben seiner Frau nichts. Zwar war ihm aufgefallen, daß es mit der Wirtschaftskasse im Verhältnis zu früher etwas mager bestellt war, indes er brachte dies in Zusammenhang mit der allgemeinen geschäftlichen Notlage. Da, auf einmal trat ein Ereignis ein, das ihm die Schuppen von den Augen nehmen sollte: eines Morgens war die Frau verschwunden und mit ihr der Sohn und die Schwiegertochter. Zuerst war der Mann ganz starr vor Überraschung und Schrecken. Er konnte sich die Sache nicht recht reimen. Als er ruhiger geworden war, fand er die Lösung. Die Frau konnte nur in Tung-pa sein, ihrer früheren Heimat. Und er hatte recht vermutet. In dem windschiefen Häuschen, das sie einst mit dem Stummen bewohnt, hatte sie sich eingerichtet. Und der Umstand, daß schon wenige Tage nach ihrer Ankunft Zimmermann und Maurer dort hantierten, berechtigte zu der Annahme, daß das Weib nicht nur zu vorübergehenden Aufenthalt das alte Heim aufgesucht hatte. Und in der Tat war sie gesonnen, hier zu bleiben. Ein gewagter Schritt für eine Frau Chinas. Wird sie ihn durchzuführen imstande sein?

Nun, es ging bei der Lyu-sau, wie es vielfach im Leben geht: wer so recht dreist und skrupellos ans Werk geht, kommt oft leichter zum Ziel als der Bedachtsame und Ängstliche. Die Tschu-Leute, ihre früheren Verwandten, waren über die plötzliche Rückkehr der Frau so verblüfft, daß sie ganz vergaßen, gegen ihr Eindringen Protest zu erheben. Und als sie dann wieder zur Besinnung kamen und die Sache ruhig überlegten, fanden sie, daß es eigentlich nicht ihre Sache sei, hier einzuschreiten. Mochte die Frau ruhig hier wohnen. Wenn die vom Stamm Tschhin sie nicht zurückholten, sie würden sie nicht vertreiben.

Und merkwürdig, diese rührten keinen Finger. Auch der früher so zärtliche Ehemann tat nichts, um wieder in den Besitz seiner Frau zu gelangen. Einmal war es wohl die natürliche Trägheit, die den Dicken zurückhielt, die nötigen gerichtlichen Schritte zu tun, dann aber mochte ausschlaggebend gewesen sein die Erwägung, daß er so leicht einen Käufer für sein abtrünniges Weib doch nicht würde finden können. Denn die Lyu-sau hatte jetzt die Vierzig überschritten. Bereits schauten graue Haarsträhne unter ihrem Kopftuch hervor, und auch über die Stirne hatten die Jahre ihre Furchen gezogen. Man nannte sie jetzt auch nicht mehr Lyu-sau, sondern

Lyu-pak; pak gleich „Tante“. Während es leicht gewesen war, Liebhaber zu finden für eine Lyu-sau, war dies für eine Lyu-pak schon schwerer. Und verkaufen hätte er sie müssen. Denn sie einfach wieder in seine Garküche zurückzunehmen, ging nicht wohl an, hatte sie ihn doch durch ihre Flucht um sein „Gesicht“ gebracht. Auch wäre die energische, resolute Frau kaum so leicht zur Rückkehr zu bewegen gewesen. Und so blieb sie, wo sie war.

Und der Lyu-pak war es wohl dort. Sie hatte jetzt wieder ihren Sohn, eine blühende Schwiegertochter, und Enkel würden sich auch bald einstellen. Und so konnte sie einmal ruhig sterben, sie hatte jemand, der an ihrem Grab den Opferdienst verrichten würde. Zunächst jedoch wollten sie sich tüchtig in die Höhe arbeiten. Sie fühlte sich ja noch rüstig, und die beiden jungen Leute scheuten gleichfalls keine Arbeit. Da konnte es nicht ausbleiben, daß sich ihre äußere Lage bald verbessern würde. Einen netten Anfang hatten sie ja schon gemacht. Hell und freundlich war das Bild, das sich vor den Augen der alternden Frau entrollte.

Die Arme, sie sah nicht die dunklen Wolken, die sich bereits über ihrem Haupte zusammenballten, ahnte nicht den Blitzstrahl, der sie zu Boden schmettern sollte.

Ganz plötzlich war es gekommen, völlig unerwartet. Im Anfang hatte er nur leicht gehustet, dann kamen die Hustenanfälle stärker, und nach noch nicht ganz drei Monaten schaufelten sie ihm sein Grab. Die Mutter schrie wild auf, sie raste, als die Träger den Sarg fortholten. Umsonst! Der Sohn war und blieb tot.

Und nun kam es Schlag auf Schlag. Die Verwandten fanden es plötzlich empörend, daß sie ihren braven Mann treulos verlassen und dadurch auch sie, den Stamm Tschu, in Ungelegenheiten gebracht habe. Sie solle sofort das Dorf verlassen, damit nicht der Verdacht aufkomme, als billigten sie den verwerflichen Schritt. Hinter dieser sittlichen Entrüstung aber stand ein kaltes Rechenexempel: haben wir die Alte erst los, dann können wir über die Schwiegertochter verfügen. Für diese bekommen wir leicht hundertundachtzig Dollar. Die Felder mögen das Doppelte wert sein. Macht zusammen eine schöne Einnahme in den teuren Zeitläuften.

Doch so leichten Kaufs ließ sich eine Lyu-pak nicht vertreiben. Daß sie die Neujahrsnacht, in der den Ahnen besonders eifrig geopfert wird, außerhalb ihres Dorfes, im Kohlgarten, verbringen

mußte, weil sie ja nicht mehr zum Stamm gehöre, verschlug bei ihr wenig. Am andern Morgen war sie wieder zurück. Und es wäre wohl den Tschu-Leuten kaum gelungen, sie zum Weichen zu bringen, wenn sie nicht zu einer teuflischen List ihre Zuflucht genommen hätten. Der Lehrer des Dorfes sollte die Schwiegertochter zu Fall bringen, damit sie eine Handhabe gegen diese bekämen und ähnlich gegen sie vorgehen könnten, wie seinerzeit gegen die Schwiegermutter.

Doch diese kam ihnen zuvor. Zusammen mit der Schwiegertochter verließ sie in einer stürmischen Herbstnacht das heimatliche Dorf, nicht ohne zuvor die Kaufbriefe ihrer Felder sorgfältig eingewickelt und in ihrem Brusttuch verwahrt zu haben. Diesmal lenkte sie ihre Schritte nach der Kreisstadt. Dort bezogen die beiden Frauen ein gemeinsames Zimmer. Die jüngere verdiente ein Weniges durch Nähen, während die Lyu-pak einen kleinen Gemüsehandel betrieb. Daneben hatten sie noch die Einkünfte aus ihren Feldern, die sie in Pacht gegeben. Und nun hätten sie wohl im Frieden leben mögen, wenn nicht der Stamm Tschu sie aufs neue bedrängt hätte. Sie lauerten der jungen Frau auf, um sie zu entführen.

Die Lyu-pak war arg in Nöten. Kaum durfte sie es wagen, das Haus zu verlassen, wollte sie nicht riskieren, bei ihrer Rückkehr die Wohnung leer zu finden. Dadurch aber wurde sie in ihrem Erwerb gehindert. Die Not kehrte ein. Es mußte etwas geschehen.

Zuerst suchte sie die Felder zu veräußern. Dies gelang ihr, wenn auch weit unter dem wirklichen Wert. Dann traf sie auch hinsichtlich der Schwiegertochter ihre Entscheidung. Diese mußte fort. Die Alte glaubte nämlich bemerkt zu haben, daß das junge Weib sich mit dem Plan trage, davon zu laufen. Sie wollte das verhindern durch möglichst rasche Verheiratung. Dies mußte ihr um so leichter gelingen, als die Schwiegertochter ja jung und hübsch war. Das Glück der letzteren kam dabei ebensowenig in Frage, wie seinerzeit bei ihrer eigenen Verheiratung. Der Meistbietende sollte sie haben. Und da sie wußte, daß reiche Lebemänner beim Kauf von Nebenfrauen gewöhnlich nicht aufs Geld zu sehen pflegen, suchte sie unter diesen Leuten einen Liebhaber für ihre Schwiegertochter. Und bald erschien auch ein Käufer, ein Arzt aus der Stadt. Die Frau gefiel ihm und er zahlte gut. So bekam er sie.

Die Lyu=pak hatte ein gutes Geschäft gemacht. Mit dem Erlös aus den Feldern und der Kaufsumme für die Schwiegertochter machte sie sich davon. Sie lachte über die Tschu=Leute, die sie überlistet hatte. Auch freute sie sich, daß ihr nunmehr ein sorgenfreies Alter beschieden sei, denn mit dem vielen Geld ließ sich gut durchkommen. —

Längere Zeit hatte man nichts mehr von der Lyu=pak gehört, bis man plötzlich erfuhr, sie habe sich bei einer Familie Ng eingemietet. Dort lebte sie in völliger Zurückgezogenheit. Eines Tages aber wurde sie krank. Da sie allein war, blieb sie mehrere Tage ohne Pflege. Endlich wurde sie von den Hausleuten vermißt. Man sah nach ihr und fand sie sterbend. Um den Unannehmlichkeiten, die ein Todesfall mit sich bringt, zu entgehen, vor allem aber, um mit dem Geist dieser fremden Frau später nicht in Konflikt zu geraten, schafften die Ng=Leute die Lyu=pak so schnell wie möglich aus dem Hause. Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, zwischen Wallgraben und Stadtmauer, war ein kleiner Platz, wo man Blechabfälle, altes Eisen, Kehricht und tote Katzen abzulagern pflegte. Dorthin trugen sie die Lyu=pak. Und dort lag sie noch einen Tag und eine Nacht. Vorübergehende hörten sie stöhnen. Dann aber wurde es still dort unten. Die Stadtwächter, die die tote Frau fanden, legten sie auf Geheiß des Mandarins in einen rohgezimmerten Sarg und verscharrten sie. — —

Des „Tigers“ Ende.

Eine schwache Stunde von der Kreisstadt Hin=nen entfernt liegt der Markt Sin=pi. Auf diesem Markt wurde im vorletzten Jahr ein Tiger erlegt. Unter Tiger ist hier nicht jenes gefährliche Raubtier aus dem Geschlechte der Katzen gemeint, sondern es handelt sich um einen Mann namens Li=Schui=lan, dem die ungezügelte Wildheit seines Charakters diesen Namen eingetragen hatte. Jedermann kannte den „Tiger“, jedermann fürchtete ihn.

Der Mann war von Beruf so etwas wie Gerichtsvollzieher. Wenn einer einen recht schwerhörigen Schuldner hatte, bei dem alles Mahnen und Drängen nichts fruchten wollte, dann wandte er sich an den „Tiger“. Dieser trieb ihm das Geld ein gegen einen gewissen Anteil an der Schuldforderung. Dieser Anteil betrug

manchmal bis zur Hälfte, oft sogar über zwei Drittel der ganzen Summe, je nachdem der Fall ein mehr oder weniger schwieriger und aussichtsloser war.

Da nun aber Li-Schui-lan seinen Beruf rein privatim ausübte und nicht vom Staate angestellt war, verfügte er natürlich auch nicht über polizeiliche Machtmittel, wenn etwa einmal ein Schuldner sich widerspenstig zeigte. Einzig seine beiden Fäuste, die er zu gebrauchen wußte wie wenige, sowie die ganze Verwegenheit und Wildheit seines Wesens mußten seinen Forderungen Nachdruck verschaffen. Und tatsächlich gab es nicht viele, die nicht gezittert hätten, wenn der hagere, sehnige, unheimliche Mann an ihre Türe pochte. Und lieber gab man sein Letztes, ehe man es mit diesem Menschen verderben und sich ihn zum Feind machen wollte. Wo daher noch irgend etwas herauszuschlagen war, holte es der Li-Schui-lan, und mancher verjährte, verlorene Posten, der noch vom Vater und Großvater herrührte, wurde von ihm beim Enkel einkassiert. Und auch betrügerischen, ungerechten Forderungen verschaffte er Rechtsgültigkeit.

Natürlich mußten gegen einen solchen Mann im Laufe der Zeit der Haß und die Feindschaft mächtig sich regen. Und wirklich war auch niemand auf dem Markt und dessen nächster Umgebung, der nicht schon dem „Tiger" Rache geschworen. Noch zwar fürchtete man ihn allgemein, und niemand wagte etwas gegen ihn zu unternehmen. Doch der Tag der Abrechnung mußte einmal kommen. Und er kam.

Li-Schui-lan hatte einem Nachbar, einem armen Schlucker, fünf Cents geliehen. Der Mann hatte versprochen, ihm das Geld am andern Tag wieder zurückzugeben. Noch hatte er sein karges Frühstück nicht verzehrt, als auch schon der gefürchtete „Tiger" bei ihm eintrat, um seine fünf Cents zurückzufordern. Da er ihm das Geld noch nicht geben konnte, vertröstete er ihn auf den nächsten Markttag. „Gut," sagte Li-Schui-lan, „wenn du mir bis dahin zehn Cents gibst, will ich so lange warten." Der Nachbar versprach das, froh, ihn los zu werden. Der Markttag kam, und bald hatte der harte Gläubiger den armen Mann, den er zu Hause nicht getroffen, unter den Tausenden von Marktbesuchern ausfindig gemacht. Und da er wieder nicht hatte zu bezahlen, kam es mitten auf dem Markt zu einem erregten, wüsten Auftritt. Es hatte einen förmlichen Auf-

lauf gegeben. Schließlich einigten sich die beiden dahin, daß am darauffolgenden Markttag die Schuld wirklich bereinigt werden sollte. Sie war auf fünfzig Cents, also auf einen halben Dollar, erhöht worden. Leider konnte der gute Mann auch diesmal sein Versprechen nicht einlösen. Unter fürchterlichen Drohungen und abscheulichen Flüchen von seiten des „Tigers" wurde ein neuer Termin verabredet. Die Schuldsumme war auf zwei Dollar festgesetzt worden. Indes, hatte der Mann die fünf Cents nicht abtragen können, woher sollte er jetzt zwei Dollar nehmen? Er mußte sie schuldig bleiben und den harten Schuldherrn auf später vertrösten. Dieser willigte auch ein, doch nur unter der Bedingung, daß die Summe abermals erhöht werde, und zwar um das Zehnfache. So waren es also zwanzig Dollar. Doch auch nach Ablauf der neuen Frist konnte der Mann seinen Gläubiger nicht befriedigen. So wurde eben der Termin noch einmal verschoben und dabei die Schuldsumme verdoppelt. Also vierzig Dollar! Zu dieser Höhe waren die ursprünglichen fünf Cents in etwas über Monatsfrist angewachsen.

Li-Schui-lan wußte, daß der Bogen weiteres Spannen nicht würde ertragen können. Auch nur ein wenig mehr, und er würde brechen. So blieb es bei vierzig Dollar. Doch, wie sollte er die bekommen? Er würde sie bekommen, hatte er doch schon weit schwierigere Fälle erfolgreich zu Ende geführt. Der Mann hatte ja noch eine Kuh, auch hatte er sich vorsichtshalber etwas Schriftliches von ihm geben lassen. Also mußte die Sache glücken.

Indes, sie glückte nicht. Dreißig Dollar zwar hatte er dem Mann schon abgepreßt, und das noch Fehlende zu erlangen, würde gewiß auch nicht allzu große Schwierigkeiten bereiten. Zunächst wartete er einen Monat zu, dann aber machte er sich auf den Weg, um auch noch den Rest zu holen. Die vierzig Dollar mußten voll sein, nichts wollte er nachlassen. Und merkwürdig, ohne Widerrede händigte man ihm die fehlenden zehn Dollar ein. Aber dann auf dem Heimweg, da passierte das Schreckliche.

Wie es eigentlich zugegangen war, hatte man nie erfahren. Man fand den „Tiger" in einem engen Gäßchen, das zwischen zwei Häusern nach den Feldern zu führte, als Leiche, übel zugerichtet und verstümmelt. Die Brust war von neunzehn Speerstichen durchbohrt, Ohren und Nase waren abgeschnitten. Das Gesicht zeigte klaffende Schnittwunden. Wilde Rache und lang unterdrückte Wut hatten

hier sich gekühlt. In den Taschen des beklagenswerten Opfers fanden sich noch die zehn Dollar! —

Eine arme, verängstigte Frau und vier Büblein stierten entsetzt auf die Leiche, als sie ins Haus gebracht wurde. Auch ein altes Weib lief da herum. Die Gestalt dort unter dem Tuch war ihr Sohn. Die Alte blickte stumpfsinnig und gleichgültig drein, ebenso die beiden Brüder des Toten, die auch ab und zu gingen. Auf dem Markte aber herrschte ausgelassene Freude. „Es ist ein Tiger erlegt worden,“ ging es von Mund zu Mund. Man atmete allgemein auf.

Doch nun kam das Nachspiel. Am Abend des grauenvollen Tages sah man ein kleines Trüpplein Menschen nach der Kreisstadt hasten. Voran ein abgehärmtes Weib mit wild verzerrtem Gesicht und aufgelösten Haaren. Vier weinende Knaben hatten Mühe, Schritt mit ihr zu halten. Ihnen folgte ein großer, dicker Mann mit breitem, abstoßendem Gesicht, in Begleitung eines jüngeren, verschmitzt aussehenden Menschen. Es waren die Angehörigen des Li-Schui-lan. Nur die Mutter fehlte. Sie war zu alt zum Mitkommen. Die Leute waren auf dem Weg nach dem Amthaus, um vor dem großen, alten Vater „um Rache zu schreien“.

Sobald sie vorgelassen wurden, gebärdeten sie sich wie wilde Tiere. Alle sieben fielen platt auf den Boden, heulten laut auf, schlugen sich die Stirn an den Steinfließen wund, zerrauften sich die Haare und heulten wild durcheinander: „Großer, alter Vater, erbarme dich unser!“ Der „große, alte Vater“, der, nebenbei bemerkt, erst achtundzwanzig Jahre alt war, mußte zuerst Ruhe schaffen, wollte er erfahren, um was es sich handelte. Der ältere Bruder machte den Sprecher: Sein kleiner, jüngerer Bruder, bei jung und alt rings um Sin-pi gleich beliebt, sei von seinem Nachbar, dem Li-Kin-tsai, und einigen Helfershelfern meuchlings überfallen und grausam ermordet worden. Er bitte den großen, alten Vater, sofort die Leiche zu besichtigen und die Mörder zu bestrafen. Er rede im Namen und Auftrag seiner alten Mutter, die der Gram und die Gebrechlichkeit des Alters verhindert habe, selbst herzukommen.

Dies alles hatte er sich unterwegs ausgedacht. Der Li-Kin-tsai war nämlich nicht der Nachbar, dem der Tote die vierzig Dollar abgenommen hatte, sondern er war sein alter Feind, dem er nun aus Rache kurzer Hand die Mordtat aufbürdete. Wen er als dessen „Helfershelfer“ bezeichnen sollte, darüber mußte er sich noch be-

sinnen. Zunächst genügten diese Angaben. In der Anklageschrift wollte er dann schon die Namen hinsetzen.

Dem Gesetz gemäß mußte der Mandarin sofort einschreiten. Und so brach er auch noch in der Nacht auf, um die Leichenschau vorzunehmen und ein Protokoll aufzusetzen. Das letztere machte ihm einiges Kopfzerbrechen. Es war dies der siebenundneunzigste Mordfall während der kurzen Zeit seiner Amtsführung. Seine Oberen schienen geneigt zu sein, ihn für diese Zustände verantwortlich zu machen, und das konnte ihm leicht die Karriere verderben. Um jeden Preis mußte daher die neue Tat verheimlicht werden. Dies konnte geschehen, wenn die Parteien unter sich Frieden machten.

Das letztere wünschte auch die Lokalbehörde von Sin-pi. Dieser hatte der „Tiger" nach seinem Tode noch den größten Streich gespielt. Sie lag nämlich im Streit mit dem mächtigen Stamm Tschhin, der den Markt boykottieren wollte. Ihr Sprecher vor Gericht war nun aber eben jener Li-Kin-tsai, der jetzt als Mörder des Li-Schui-lan angeklagt war. Nun konnte er natürlich ihre Sache nicht vertreten, solange nicht seine Unschuld klar erwiesen war. Er aber war hierzu der weitaus geeignetste Mann gewesen. Es konnte ihn nicht so leicht ein anderer ersetzen. So wünschten also sowohl sie, wie auch der Mandarin, daß die leidige Mordaffäre möglichst bald aus der Welt geschafft werde.

Die Familie des Toten vertrat dessen ältester Bruder. Dieser feiste Lebemann, den gerade wieder einmal Geldknappheit drückte, ließ bald durchblicken, daß auch ihm eine friedliche Lösung mit klingender Münze nicht unerwünscht wäre, nur sollte die Summe nicht zu niedrig bemessen sein. Nach langem Hin und Her einigte man sich schließlich auf achthundert Dollar. Ein Vermögen für chinesische Verhältnisse.

Als das Geld übergeben wurde, glaubte einer der Vermittler daran erinnern zu müssen, daß dasselbe aber auch wirklich der Witwe zugestellt werden müsse und nicht etwa in die Taschen anderer wandere. Tief empört wies der Dicke „eine solche Verdächtigung" zurück. Wenn er auch nur einen Cent für sich behalte, dann möge sein Geschlecht aussterben — der höchste und heiligste Schwur für einen Chinesen. Der jüngere Bruder und die alte Mutter sprachen sich ähnlich aus.

Nun galt es noch die Anklage zurückzuziehen. Die feindliche Partei hatte bereits ein dementsprechendes Schriftstück aufgesetzt. Die Kläger sollten erklären, daß sie sich getäuscht, als sie glaubten, es liege ein Mord vor. Der Tod ihres Bruders sei vielmehr auf eine Verletzung zurückzuführen, die er sich beim Holzfällen zugezogen habe. Der Mandarin möge daher den vermeintlichen Mörder freigeben. Als solcher wird in China von den Stammesgenossen immer derjenige ausgewählt, an dem am wenigsten verloren ist. In unserem Fall war es ein junger, arbeitsscheuer Taugenichts. Dieser saß als Li-Kin-tsai im Gefängnis, obwohl er mit dem Träger dieses Namens, wie mit der ganzen Mordgeschichte nicht das mindeste zu tun hatte.

Die beiden Brüder witterten in diesem Vorschlag eine Falle, und dies nicht mit Unrecht. Denn gingen sie darauf ein, dann konnten ihnen die Feinde leicht einen Strick daraus drehen und sie wegen Verleumdung und falscher Anklage vor Gericht ziehen. So lehnten sie es ab, ihren Namen unter das Schriftstück zu setzen. Die Gegner waren darob aufs tiefste erbittert, ja sie sollen sogar die Absicht kundgegeben haben, die Leiche des „Tigers" auszugraben und verschwinden zu lassen, um so dessen Angehörigen jegliches Beweismaterial gegen sie zu nehmen. Denn nur der Tote beziehungsweise die Leiche konnte hier zeugen.

Der ältere der beiden Brüder wollte diese Schauernachricht gehört haben. Um jenen zuvorzukommen, öffneten diese nun selber das Grab und schafften den Sarg weg. Sie sollen ihn zuerst zum Präfekten nach Ka-yin-tschu und von dort nach Kanton zum Vizekönig gebracht haben. An beiden Stellen seien sie aber abgewiesen worden. Tatsache ist, daß sie nach mehrmonatlicher Abwesenheit ohne den Sarg und unverrichteter Dinge wieder nach Sin-pi zurückkehrten.

So griffen sie zur Selbsthilfe. Als der Li-Kin-tsai im vorigen Jahr eine Tochter verheiratete und abends ahnungslos nach dem Markt zurückkehrte, wurde er plötzlich von etwa zwanzig Strolchen überfallen. Diese waren von den Brüdern des Ermordeten gedungen. Auf deren Geheiß zerrten sie den wehrlosen Mann aus der Sänfte, banden ihn und führten ihn nach der Kreisstadt vor den Mandarin. Diesem übergab ihn der ältere Bruder mit den Worten: „Hier, großer, alter Vater, bringe ich dir den Mörder

meines Bruders.“ Doch der große, alte Vater hatte heute offenbar keinen guten Tag gehabt, denn mit der einen Hand packte er den Eingelieferten, mit der andern griff er nach dem Zopf des Einlieferers und brachte beide hinter Schloß und Riegel. Dort saßen sie über ein Jahr, bis schließlich der Mandarin, von beiden Teilen bestochen, die zwei wieder auf freien Fuß setzte.

Der Prozeß ist aber damit noch nicht zu Ende. Sobald ein Mandarinwechsel eintritt, wird das Glück beiderseits aufs neue versucht werden. Inzwischen ruht der „Tiger“ an unbekannter Stätte, um dereinst als Beweismaterial dienen zu können. Die arme Witwe mit den vier Waisen aber muß hungern, denn jene achthundert Dollar hat sie nicht zu sehen bekommen. Die Schwiegermutter und die sauberen Schwäger haben die ganze Summe eingesteckt, trotz ihres Schwurs! Und da die beiden mit dem Geld bald zu Ende sind und ihnen somit die Mittel fehlen, den Prozeß später wieder aufzunehmen, tragen sie sich mit dem Plan, die Schwägerin und die vier Neffen zu verkaufen, um aus dem Erlös ihren Bruder zu rächen! —

Ungerechte Richter.

China ist das Land der Prozesse, und man kann vielleicht sagen, daß es hier kein Haus gibt, das nicht seinen Prozeß hat, der oft viele Jahre schwebt und Gut und Blut frißt. Und bei der Bestechlichkeit und Skrupellosigkeit der Beamten und Winkeladvokaten wandert auch der Rechtschaffenste und Unschuldigste auf die Anklagebank.

Da steht ein Amthaus. Tritt einmal ein, dann kannst du sehen, wie man in China zu einem Prozeß kommt. Es ist heute Gerichtstag und darum die Halle angefüllt mit Menschen. Und dort siehst du auch schon den Mandarin seines Amtes walten. In seiner Amtsrobe, mit stolzen, harten Zügen, sitzt er auf dem Richterstuhl. Ihm zur Seite hantieren einige Unterbeamte — Schreiber und Dolmetscher, gemeine, schmutzige Kreaturen. Wehe dem Armen, der vor diesem Tribunal zu erscheinen hat!

Doch sieh, dort kniet einer. Ängstlich, mit bittender, unterwürfiger Miene blickt er zu dem finsteren, kalten Richter empor, in dessen Händen sein Schicksal ruht. Etwas abseits stehen zwei Schergen mit Ruten. Du weißt, was das zu bedeuten hat.

Aber was hat der unglückliche Mann verbrochen? Nichts, gar nichts. Im Gegenteil, ihm wurde vor einigen Tagen von seinem Nachbar die Kuh von der Weide weggeführt. Wie er auf dem Wege ist zum Advokaten, um sich von diesem eine Klageschrift aufsetzen zu lassen, wird er plötzlich von den Häschern des Kreisbeamten überfallen und nach dem Amthaus geschleppt. Er weiß nicht warum. Heute kommt seine Sache zur Verhandlung. „Er habe das Haus seines Nachbars angezündet," wird ihm vorgelesen. „Das Feuer sei zwar noch rechtzeitig entdeckt und gelöscht worden, der Schaden aber nichtsdestoweniger beträchtlich." Das Staunen des Angeklagten und sein Einwand: „Jener habe doch ihm ein Unrecht angetan, er habe ihm die Kuh gestohlen," helfen ihm nichts. Rutenhiebe verschließen ihm den Mund.

Der Nachbar, ein frecher Mensch, vertritt persönlich seine Beschuldigung. Er hat auch Zeugen mitgebracht, und einer der Schreiber unterbreitet dem Mandarin sogar eine Skizze, auf welcher der durch den Brand verursachte Gebäudeschaden genau ersichtlich ist. Beweiskräftiger als diese ist für den hohen Herrn jedoch die Bestechungssumme, die er in seiner Tasche fühlt. Und so fällt er das Urteil auf „schuldig"!

Das Pfandhaus.

Dem Gerichtsgebäude schräg gegenüber steht ein anderes Haus, das auch unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es ist ein gar stattlicher Bau. Hoch ragt er mit seinem mächtigen Turm, einer Burg gleich, über die Dächer der dürftigen, niedrigen Nachbarhäuser hinweg. Wohl auch ein öffentliches Gebäude? Gewiß, das siehst du schon an der Inschrift am hohen Giebel. Ein einziges Schriftzeichen: Tong. Was heißt das? Ich will dir's sagen: „Pfandhaus".

Nicht wahr, du staunst, daß man in diesem Land so stattliche Pfandhäuser baut. Leider! Denn das ist kein gutes Zeichen. Wo die Pfandhäuser so groß und voll sind, müssen die andern Häuser leer und arm sein. Und für China trifft dies zu. Hier gibt es viele Arme!

Dem behäbigen Besitzer des schloßartigen Gebäudes merkt man freilich nichts von Not an. Auf seinem fetten, glänzenden Gesicht

lagert zufriedenes Lächeln. Er hat nichts zu klagen. Der Mann ist auch angesehen, nur vielleicht der Mandarin wird von den Leuten noch über ihn gestellt. Auch darüber wunderst du dich. Indes, du mußt bedenken, der Mann ist reich, deswegen steht er in so hohen Ehren. Und er ist reich, weil er den Leuten dreißig Prozent und mehr abnimmt! Das Blut und der Schweiß der Armen bilden die Grundlage seines Glücks.

Und dieser Pfandleiher hat viele Berufsgenossen in China. Jedes größere Dorf hat sein Pfandhaus. Und wie bei uns die Kirchen, so schauen hier die Pfandhäuser aus den Dorfgruppen hervor.

Armes China!

Verunglückter Bittgang.

Auch heute wieder beschrieb die feurige Kugel ihren Bogen am blauen Gewölbe des südchinesischen Himmels. Seit Monaten schon hatte keine Wolke ihre Strahlen gehemmt. Die Flüsse und Teiche waren ausgetrocknet, die Erde zeigte klaffende Risse, und die noch jungen Saaten, die Baumkronen und Sträucher hatten fast herbstliches Gewand angelegt.

„Es muß etwas geschehen," sagte ein würdig aussehender Greis im Dorfe Lyen-thong-ha zu seinen Nachbarn. „Wenn diese Dürre nur noch einige Tage anhält, dann werden unsere Reisspeicher leer bleiben und wir werden ein Hungerjahr bekommen. Darum muß etwas geschehen." Die Augen mit der Hand überdacht, stand die Gruppe der Bauern da. Sie schauten auf zur glühenden Sonne und blickten weg über die welkenden Fluren. Ja, es mußte etwas geschehen, aber was? —

Früher als sonst war am andern Tag Leben in die Hütten des Dorfes gekommen. Dumpfer Trommelschlag ertönte durch die Gassen, reinliche, bunt gekleidete Kinder standen erwartungsvoll unter den Türen, und vor dem Hause jenes Alten gab es einen Zusammenlauf. Die Leute rüsteten zu einem Bittgang. Man müsse den Regengott um Hilfe angehen, und damit er von der Dringlichkeit ihrer Bitte überführt werde, müsse ihm Gelegenheit gegeben werden, sich persönlich von der Notlage in Feld und Wald zu überzeugen. So hatten die Ältesten beschlossen.

Festlich gestimmt und geschmückt harrte die Menge auf die An-

kunft des Gottes. Vier kräftige junge Männer waren bei Tagesanbruch nach seinem Tempel gegangen, um ihn zum heutigen Gang abzuholen.

Böllerschüsse verkündigen sein Herannahen. Jetzt wird er ins Dorf getragen. Er ist frisch aufgeputzt und gereinigt. Die seidene Amtstracht ist staubfreier als gewöhnlich, und die Goldborten an Hals und Armen sind erneuert. Natürlich, die Gottheit darf doch nicht zurückstehen hinter ihren Verehrern. Das scheint dieser selbst auch zum Bewußtsein gekommen zu sein, denn gar würdig und steif sitzt sie auf ihrem Thron. Voll Ehrfurcht und Erwartung umringen die Dörfler den Götzen. Lauter Jubel, mit dem Geknatter von Feuerwerk untermischt, bricht sich an der jenseitigen Berglehne. Ja, „groß ist die Diana der Epheser!"

Die Prozession setzt sich in Bewegung. Sie soll die Dorfmark umziehen. Die Kinder marschieren an der Spitze. Ihnen folgen junge Burschen mit dem Regengott; einige tragen Kränze aus Laubgewinde. Spielleute, Männer und Frauen beschließen den Zug. Feierlich klingt die Musik, feierlich sind die Herzen gestimmt.

Gegen Mittag kommen die Bittgänger auf ihrer Wanderung an ein Nachbardorf. Trommelwirbel und Feuerwerk hatten schon von weitem die Annäherung verraten. Jung und alt eilte aus den Häusern, um Ausschau zu halten. Bei den ersten Gehöften des Dorfes stellten sie sich auf. Es war ein beträchtlicher Haufe. Mit finsteren Gesichtern standen die Männer da. Die Frauen geiferten.

„Zu all dem Unrecht, das uns die da drüben schon zugefügt haben, nun noch diese neue Schikane. Natürlich, sie müssen alles haben. Immer kommen sie uns zuvor. Als ob nicht auch unsere Felder trocken wären. Doch laßt sie nur kommen, wir wollen sie diesmal heimschicken!" Der dies sagte, war ein hochgewachsener Mann mit keckem, drohendem Blick. Er schien etwas zu bedeuten in diesem Kreis, denn als er jetzt die Ärmel von den sehnigen Armen streifte und den lang herabhängenden Zopf zu einem Knoten wand, folgte der männliche Teil wie auf Kommando seinem Beispiel.

Die von Len-thong-ha schienen zu wissen, was diese Vorbereitungen zu bedeuten hatten. Doch, wenn sie auch sonst immer bereit waren, Raufhändel zu beginnen, heute wollten sie offenbar einem Streit aus dem Weg gehen. Dicht vor dem feindlichen Dorfe bogen sie in einen wenig betretenen Feldweg ein. Ruhig ließen die Nach-

barn sie vorbeiziehen. Als jedoch der letzte ihnen den Rücken zugewandt hatte, schleuderte einer von der Jungmannschaft den frommen Pilgern eine grobe Beleidigung nach. Sie wurde mit Zinsen zurückgegeben. Allgemeines Feldgeschrei — Kampfgewühl — Rückzug derer von Len-thong-ha.

Das Dörflein, das am Morgen zu ernstem Bittgang sich gerüstet hatte, ist in ein Lazarett umgewandelt. In allen Häusern liegen Verwundete. Die Quacksalber und Heilkünstler haben strengen Dienst. Verbände werden angelegt, Salben gestrichen, Tränklein gemischt. Auch der Regengott ist in Behandlung. In dem Gedränge und dem allgemeinen Durcheinander war er zu Fall gekommen. Außer einigen nicht unerheblichen Schürfungen im Gesicht beklagt er den Verlust eines Armes. Er war ihm abgebrochen und dann von den Kämpfern als Waffe benützt worden. Draußen im Reisfeld mußte er liegen. Doch eben hat ihm der Schreiner das Maß zu einem neuen genommen. Auch der Maler und Schneider sind um die Gottheit beschäftigt. Bald werden die Schäden geheilt sein, dann wird sie wieder zurückgebracht werden in ihr Haus. Und dann steht sie wieder zur Verfügung der Hilfsbedürftigen!

Doch, was ist das? Wie fallende Kieselsteine schlägt es auf den Dächern der niederen Häuschen auf. Große, schwere Tropfen sendet der Nachthimmel herab. Zuerst kommen sie vereinzelt, dann öffnen sich alle Schleusen. Begierig saugt das Erdreich den Labetrunk ein. Den Menschen fällt eine Last von dem angstbeschwerten Herzen, und in Len-thong-ha wie im Nachbardorf vergißt man Harm und Hader in ruhigem, gesundem Schlaf.

Ja, dort über den Sternen wohnt ein gütiger Vater, der regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, über Freund und Feind. Werden die Bewohner von Len-thong-ha ihn jetzt „fühlen und finden", nachdem er sich so gnädig geoffenbart, oder werden sie die Neubelebung ihrer Fluren und Auen auf ihren Bittgang zurückführen und dem geflickten und geleimten Holzbilde zuschreiben? — —

Der Wahrsager als Lügenprophet.

Lyong-Kwet-schui in Ka-yin-tschu war ein Graduierter, ein „Ki-nyin". Er hatte sich seinen Titel in Peking, also in der Hauptstadt geholt, und stand darum in besonderem Ansehen.

Der Mann war auch reich. Und so faßte er eines Tages den Entschluß, ein neues Haus zu bauen. Und es sollte ein schönes Haus werden. Gegen hundert Leute arbeiteten an dem Bau: Maurer und Zimmerleute, Maler und Vergolder, Steinhauer und Schmiede; auch Dutzende von Sand- und Kalkträgerinnen.

Nach drei Jahren war das Haus fertig. Ein stattliches Tor führte auf einen weiten, zementierten Hof. Dieser wurde abgeschlossen durch das einstöckige, massive Gebäude. Die Länge mochte über hundert Meter betragen. Die große Haupttüre in der Mitte führte nach der Ahnenhalle, die bei den Chinesen Heiligtum und Empfangsraum zugleich ist. Die beiden Seitenflügel hatten ihre besonderen Eingänge. Die Innenräume zeigten prächtige Schnitzereien und reiche Vergoldung. Das Ganze hatte über hunderttausend Dollar gekostet.

Nun konnte man zum Umzug schreiten. Indes, das hatte noch gute Weile. So etwas überstürzt man in China nicht. Bevor nicht ein günstiger Tag gewählt ist, bezieht kein Chinese sein neues Haus.

Auch unser Lyong-Kwet-schui, obwohl sonst ein aufgeklärter Mann, schickte nach dem Wahrsager. Lange dauerte es, bis dieser einen einwandfreien Tag gefunden hatte. Immer wieder stimmte etwas nicht. Entweder störte ein Sternbild die Sache, oder es durchkreuzte ein Weltereignis den Plan, oder es trat ein Vorkommnis in der Familie dazwischen. Doch endlich war der richtige Tag festgestellt. Es war der achte Tag des zwölften Monats, im achtundzwanzigsten Regierungsjahr des Kaisers Kuang-hsü. Aber heute hatte man ja erst das sechsundzwanzigste Regierungsjahr, es ging also noch zwei Jahre bis dorthin! Macht gar nichts, dann wartet man eben. Man suchte einen Wächter, der des Nachts in dem leeren Haus schlafen mußte.

Doch endlich war die Wartezeit um. Schon Wochen zuvor traf man Vorbereitungen für den Umzug. Es sollte ein großes Fest werden. Auf einen weiten Umkreis sollte alles, was Namen hatte, zu der Einweihungsfeier und dem Festessen geladen werden. In rotem Umschlag, auf rotem Papier, wurden die Einladungen verschickt. Auch die Missionare waren nicht vergessen worden.

Und dann kam der große Tag. Dieses Geknatter, dieses Schießen! Für jeden neuen Gast eine Salve. Und sie kamen zahlreich, die Gäste: in der Sänfte, zu Pferd, zu Fuß. Und alle in langen

Gewändern, und kaum einer ohne Doktorhut. Die vornehme Welt Ka-yin-tschus war fast vollzählig vertreten. Mit tiefen Bücklingen betraten die Herrschaften den Hof, und tiefe Bücklinge waren der Gegengruß. Dann wurden sie nach der Halle geleitet. Hier und in den zahlreichen Seitengemächern waren die Tische aufgestellt. Es mochten deren etwa vierzig sein. Auf der Frauenabteilung waren es ebensoviele. Da nun in China auf den Tisch immer acht Personen kommen, so ergibt das über sechshundert Gäste.

Diese alle richtig zu setzen, war fast schwerer als sie zu bewirten. Man mußte da genau Rücksicht nehmen auf Alter, Stand und Verwandtschaft. Und da die Chinesen höfliche Leute sind, wenigstens bei zeremoniellen Anlässen, so lehnte zunächst jeder den ihm zugedachten Platz ab, indem er seinen Nebenmann als den würdigeren dorthin zu drängen suchte. Natürlich fühlte sich auch dieser der hohen Ehre unwert. Und so entstand dann ein förmliches Handgemenge, bis schließlich doch jeder auf den Platz zu sitzen kam, der ihm vom Gastgeber zugedacht war. Und nun konnte das Essen beginnen.

Diese Andacht, dieses Drinaufgehen! Nichts wäre imstande, das Interesse dieser essenden Menschen von ihrem wichtigen Geschäft abzulenken.

Lyong-Kwet-schui aber, der „beförderte Mensch", schreitet stillvergnügt durch die langen Reihen der Tische. To-tshya, „wir danken dir," tönt es ihm von allen Seiten entgegen. Verbindlich lächelnd weist er den Dank zurück: Mau tsyu, mau tshoi, hi yau, „ich habe euch umsonst herbemüht, indem ich weder Speise noch Trank aufgestellt." Schip-fun schin schet, „sehr reichlich, sehr reichlich," kommt es von den Tischen zurück.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Die Köpfe werden röter und die Stimmen lauter und erhitzter. Die Wirkung des Weins zeigt sich. Die Missionare verabschieden sich. Einige folgen ihrem Beispiel, die meisten aber bleiben noch. —

In der Nacht, die Missionsstation lag schon längst in tiefstem Schlaf, wurde an das Tor geklopft. Eine Stimme rief: „Macht auf, macht auf!" Der Mann schien Eile zu haben. Als man öffnete, stieß er hastig heraus: Der Doktor möge doch so schnell als möglich zum Lyong-Kwet-schui kommen, es sei etwas mit ihm. Er liege da wie

tot und könne nicht mehr reden. War das ein Schrecken! Der Mann plötzlich krank, heute!

Als der Arzt an sein Bett trat, konnte er nur noch den Tod feststellen. Da standen noch die Tische herum mit den Überresten der opulenten Mahlzeit. Auch Gäste waren noch da, Männer und Frauen. Die letzteren prächtig aufgeputzt und noch die Schminke auf dem Gesicht. Alles lief und schrie aufgeregt durcheinander. Niemand wollte länger im Hause des Todes verweilen. Auch der kahlköpfige Buddhistenpriester, der zum heutigen Tag geraten und das Weihegebet gesprochen hatte, machte sich schleunigst davon!

Lyong-Kwet-schui aber lag regungslos auf seinem Lager. Er hörte nicht das Klagegeheul der Seinen, sah auch nicht die bunten Seidentafeln, die in glänzenden Schriftzeichen von den Wänden herab sein Glück priesen. Ganz still lag er da, tot. Betrogen und belogen. Der Wahrsager war ein Lügenprophet gewesen. Der „Glückstag" war sein Todestag geworden!

Memento mori!

Die meisten Menschen lassen sich nicht gern an den Tod erinnern. Von den Chinesen gilt dies ganz besonders. Man darf bei ihnen nicht vom Sterben reden. Sie haben zwar ein Wort für „sterben", aber sie brauchen es nie oder selten. Ist einer gestorben, dann heißt es: „er ist nicht mehr vorhanden," oder „er ist nach der alten Heimat zurückgekehrt," oder „er hat von der Welt Abschied genommen," oder „er ist hinübergegangen," „er hat gelebt" usw.

In merkwürdigem Gegensatz zu dieser Todesfurcht stehen verschiedene chinesische Gebräuche.

Tritt der Chinese über die Schwelle seines Hauses, dann fällt sein Blick auf einen langen, roten Gegenstand, der dort im Vorraum untergebracht ist. Es ist sein Sarg, bestimmt, einmal sein letztes Ruhebett zu werden. Memento mori! „Gedenke, daß du sterben mußt!" sagt ihm der Schrein.

In einem Seitenfach seiner großen Kleidertruhe, schön zusammengefaltet und geordnet, liegen eine Anzahl ungebrauchter Kleidungsstücke, wie für einen besonderen Anlaß bereit gelegt. Es sind sechs Hosen, ebensoviele Röcke, zwei Paar Strümpfe, eine schwarzseidene Mütze und schöne, bunte Schuhe. Sein Antlitz leuchtet, wenn er

gelegentlich über diese Dinge kommt. Ja, er hat sich reichlich versehen für die lange, letzte Reise. Es sind seine — Sterbekleider. Memento mori! flüstert es aus der Truhe heraus.

Kürzlich war ich in Lam-kheu und besuchte auf der Rückreise den alten Wong-Fo-pak. Der Mann kann nicht mehr ausgehen, er ist krank. Als ich eine Zeitlang bei ihm gesessen und allerhand mit ihm gesprochen hatte, sagte er plötzlich: „Missionar, ich muß dir etwas zeigen." Er ging zum Wandschrank und entnahm diesem einen ansehnlichen Pack. Ich half ihm Schnur und Papier lösen. Und was kam zum Vorschein? Zweihundert schön gedruckte Todesanzeigen, des Wong-Fo-pak eigene Todesanzeigen! Da war Name und Stand des Verstorbenen zu lesen, dann unter welchem Kaiser er geboren usw. Nur der Todestag mußte noch eingesetzt werden. Behaglich schmunzelnd legte der Alte die schönen Zettel mit der Trauerkunde wieder in den Schrank. Auch hier: Memento mori!

So sind also die Chinesen auf den Tod gerüstet? Nein, sondern sie sind Schauspieler. Der Sarg, die Sterbekleider, die Todesanzeigen, sie sollen dem Sensenmann sagen: „Komm nur, ich bin bereit, bilde dir ja nicht ein, daß ich dich fürchte!" Sie rechnen dann darauf, der Tod werde auch seine Tücken haben und angesichts solcher Bereitschaft sagen: „Jetzt erst recht nicht; gerade du sollst warten!" So suchen die schlauen Chinesen den Tod zu überlisten!

Allerdings kommt noch hinzu, daß in China die richtige Art des Begrabenwerdens sehr ins Gewicht fällt. Alles ist da bis ins kleinste vorgeschrieben. Das geringste Versehen könnte dem Toten und auch den Hinterbliebenen große Nachteile bringen. Und so möchte jeder die Anordnungen und Vorbereitungen für sein Begräbnis womöglich noch selbst überwachen.

Chinas Gräber.

Man hat schon gesagt, China sei ein großer Friedhof. Das ist richtig. Wohin man blickt, wohin man geht, zwischen den Feldern, in den Gärten, an den Wegen, auf den Hügeln und Bergen — überall begräbt China seine Toten. Diese Häufigkeit der Gräber hat diesen Stätten des Todes das Grauen genommen. Die Gräber sind für den Chinesen das „Bänkchen vor dem Haus", auf das er sich setzt, wenn er ausruhen will. Hier trifft er sich mit seinen

Freunden. Von hier aus beaufsichtigt er seine Kuh, wenn sie den Feldrain abgrast. Hier hält er auch sein Mittagsschläfchen. Auf den Gräbern spielen die Kinder. Die Gräber sind die Tenne für den Reis, der Trockenplatz für Hülsenfrüchte und Schweinefutter. Hier wird auch zur Erntezeit das Mittagsmahl eingenommen. Kurz, so ein Grab gehört in China gleichsam zum Haus. Es ist mit dem religiösen, gemütlichen und geschäftlichen Leben der Chinesen aufs engste verwachsen.

Die Hauptrolle spielt dabei das religiöse Moment. Das sieht man besonders im zweiten und achten Monat. Da gleicht China einem weiten, großen Festplatz. Um die Tausende und Millionen alter und neuer Gräber sieht man festlich geschmückte Gruppen sich scharen. Zelte sind errichtet und Fahnen aufgepflanzt. Es wird Feuerwerk abgebrannt und Musik gemacht. Dann sieht man sie nach Alter und Rang vor dem Grabe sich aufstellen. Und dann beginnt die Anbetung. Die Frauen sind nicht dabei. Nur eine oder zwei stehen abseits unter dem Zelt. Sie haben die Geräte hergetragen und kochen jetzt dort ab, denn die Pilger, die zum Teil stundenweit hergekommen sind, sind hungrig und durstig.

Und dieser zweite Teil, da gegessen und getrunken wird, ist den Chinesen weitaus der wichtigere. Sie sitzen da gemütlich und lustig zusammen wie Ausflügler, die ihre Butterbrote verzehren. Und damit gestaltet sich die Ahnenverehrung zu einer Art Picknick, auf das sich alt und jung schon das ganze Jahr hindurch freut.

Entbehrt so die Ahnenverehrung einerseits nicht eines gewissen poetischen Reizes, so sind anderseits wieder Gebräuche damit verbunden, die uns Europäer schaudern machen.

Keine zweihundert Schritte von unserer Station entfernt liegt ein kleiner Hügel. Er ist förmlich übersät mit Gräbern. Die ganze letzte und vorletzte Woche hindurch herrschte dort reges Festleben. Es wollte fast kein Ende nehmen mit Schießen und Knattern, Schreien und Musizieren. Jetzt ist es wieder still geworden, aber ein leeres, offenes Grab gähnt uns seitdem von drüben entgegen, aufdringlich und schauerlich. Von der Wohnstube und vom Schlafzimmer aus, auch vom Garten aus — überall der Anblick des aufgewühlten Grabes! Um den Rand her liegt, unordentlich aufgeschüttet, die Erde, daneben einige Sargbretter und halbvermoderte Kleidungsstücke. Und das bleibt nun so liegen. Niemand schaufelt

das Grab zu, niemand kümmert sich um jene Überreste. Höchstens wenn in der Nähe einmal ein Brückchen defekt wird, daß dann jemand einige Bretter von dort holt, um den Schaden auszubessern. Über Tausende kleiner Wasserrinnen Chinas spannen sich die Deckel alter Särge, denn Tausende von Gräbern werden in diesem Land in ähnlicher Weise aufgerissen.

Aber was ist aus dem geworden, der bisher dort drüben seine Ruhestätte gehabt hatte? Seine Gebeine ruhen jetzt in einem großen, irdenen Topf, dem sogenannten „Goldtopf". Dieser ist entweder bereits wieder in die Erde versenkt, oder er harrt in einer Ecke des Gemüselandes oder hinter einem Hag oder an einem Bergabhang auf den Tag, da ein besserer, glückbringender Platz für ihn gefunden ist. Glückbringend nicht für den Toten, sondern für die Lebenden!

Das Verbringen der Überreste Verstorbener in jenen „Goldtopf" ist in seinen Einzelheiten ein so scheußlicher, kannibalischer Vorgang, daß er nicht beschrieben werden kann. Auch sonst geschehen an den Gräbern Chinas Dinge, bei deren Anblick uns Westländern die Haare sich sträuben. So waren wir erst vor kurzem wieder Zeugen einer grauenerregenden Begebenheit. Hart an der Straße, die von Hin-nen nach der Provinz Kiang-si führt, stießen wir auf einen jungen Mann, der mit rotunterlaufenen Augen und bebend vor Wut seine Hacke auf ein Grab niedersausen ließ, daß man hätte meinen können, er wolle den Erdball in Stücke schlagen. Eine junge Frau, die ihm in den Arm fallen wollte, streckte er mit einem Faustschlag zu Boden. Neben den beiden stand händeringend und aufheulend wie ein Tier ein Greis im wallenden Bart. Sobald der letztere unser ansichtig wurde, eilte er herbei, um uns zu Hilfe zu rufen. Da sich uns jedoch sofort die Vermutung aufdrängte, als sei hier nicht alles in Richtigkeit, als handle es sich vielleicht um einen Racheakt, zogen wir vor, uns nicht in die Händel zu mischen, sondern weiter zu gehen.

Kaum waren wir an die nächste Wegbiegung gekommen, als wir auch schon unsere Vermutung bestätigt fanden. Da war, auch dicht am Wege, ein frisch geöffnetes Grab. Und daneben stand in schiefer Stellung der Sarg. Der Deckel fehlte teilweise, und — ein Grausen erfaßte uns — im Sarg lag eine Leiche. Ein alter Mann mit langem Bart.

Es war unschwer, den Zusammenhang zu erraten. Hier unten

handelte es sich um den Vater, dort oben um einen Sohn. Der dort wie besessen jenes Grab aufwühlte, rächte seinen Vater. Jenes Weib und jener Alte hatten offenbar zuerst gefrevelt. Jetzt galt ihnen: wie du mir, so ich dir.

Man kann sich billig fragen: Wie ist so etwas bei einem Kulturvolk, das die Chinesen doch sein wollen, nur möglich? Nur krassester Egoismus, wildeste Habgier und glühendster Haß können in dieser pietätlosen Weise die Ruhe der Toten stören. Und nur ein gefühlloses, kaltes Volk kann an diesen aufgerissenen, verwahrlosten Grabstätten gefühllos vorübergehen!

Lebendig begraben.

Es sind jetzt sechzehn Jahre her, ich war noch nicht lange in China, als ich eines Morgens in der Nähe unseres Hauses ein Grab entdeckte. Ein frischer Erdhügel wölbte sich darüber, mit Rasen bedeckt. Es war alles ganz in der Stille, fast mit Heimlichkeit vor sich gegangen, anders als sonst bei einer Beerdigung.

Der Fall lag auch anders. Entsetzliches, Fürchterliches war hier geschehen. Es war einer lebendig begraben worden! Und die eigenen Eltern hatten die Tat verübt!

Die Leute gehörten dem Stamm Wong an, sie waren unsere Nachbarn, man sah sie fast täglich. Es waren schaffige, biedere Menschen, wenigstens glaubten wir so. Sie hatten zwei Söhne, die beiden Alten. Der ältere war ins Ausland gegangen, der jüngere war daheim. Aber er war krank. Er hatte etwas am Fuß, einen Ausschlag. Man strich ihm Salbe darauf und gab ihm Arznei zu schlucken. Doch es wurde nicht besser. Im Gegenteil, auch am andern Fuß fing es an. Die Haut sprang auf, es entstanden schmerzhafte, geschwürartige Wunden. Man dokterte weiter, energischer noch als bisher, doch mit demselben Erfolg. Jetzt bekam man Angst, wagte jedoch seine Befürchtung noch nicht laut werden zu lassen. Erst als auch die Finger schrundig und wund wurden, ließ sich das Entsetzliche nicht länger verbergen. Es war der Aussatz! Noch rechnete man auf Besserung, auf irgend welche günstige Umstände und Zufälle. Indes alles Hoffen erwies sich als trügerisch. Die fürchterliche Krankheit machte immer raschere Fortschritte und ergriff bald auch das Gesicht.

Während sich nun der junge Mann mit stumpfer Resignation in sein Schicksal ergab, vermochten sich die Eltern nicht in die neue Lage zu finden. Alle ihre Pläne und Hoffnungen, die sich gerade an diesen Sohn geknüpft hatten, waren zerronnen.

Zunächst schafften sie den Sohn aus dem Haus, der Ansteckung wegen. Auf dem Hügel, gerade uns gegenüber, mitten unter den Gräbern, hatte man ihm eine Hütte errichtet. Dort hauste er nun, ein Toter unter Toten. Zuweilen sah man die Mutter ab und zu gehen. Sonst hatte er keinen Verkehr.

Eines Morgens war die Hütte verschwunden. Wo war sie geblieben, wo ihr Bewohner? Der war tot. Dort unter dem frischen Grabhügel ruhte er. Er war nicht an seiner Krankheit gestorben, ein gewaltsamer Tod hatte sein Leben gekürzt. Sie hatten ihn lebendig begraben! Die eigenen Eltern waren es gewesen! Denen hatte die Sache zu lange gedauert. Es war ja kein Ende abzusehen bei dieser Krankheit. Das konnte noch viele Jahre so gehen. Und diese Last zu tragen waren sie nicht gewillt. Eines Abends wurden sie einig. Morgen mußte es geschehen.

Der Mann machte sich schon früh auf den Weg nach dem nahen Markt. Er brachte etwas Fleisch, einen Fisch, Reiswein und Früchte mit heim. Der Sohn war nicht wenig verwundert, als er gegen Abend von der Muter abgeholt wurde. Sein Erstaunen wuchs, als man ihn an einen reichbesetzten Tisch führte. Die Mutter sprach ihm zu, füllte auch einmal ums andere sein Weintäßchen. Der Vater war nicht zugegen, er hatte vorhin mit Hacke und Spaten das Haus verlassen. Als es schon finster war, kehrte er zurück. Er setzte sich auch an den Tisch und trank dem Sohn fleißig zu. Dieser ließ sich den starken Wein tüchtig munden. Bald jedoch spürte er die Wirkung. Er war nicht mehr recht Herr seiner Sinne.

Jetzt warfen die Eltern einander verständnisvolle Blicke zu. Der Vater griff dem Sohn unter den Arm und führte ihn fort. Die Mutter folgte.

Doch es ging nicht zurück zur Hütte, sondern an dieser vorbei, nur wenige Schritte weiter. Jetzt ließ der Vater den Arm des Sohnes los. Dieser, weil schwer betrunken, taumelte und fiel — in sein eigenes Grab! Sei es, daß der jähe Sturz ihn zur Besinnung brachte, sei es, daß die sofort auf ihn herabgeschaufelte Erde ihm das Entsetzliche seiner Lage klar machte — der Arme versuchte sich auf-

zurichten und seinem Grab zu entfliehen. Aber „die Hände und Füße seiner Eltern haben ihn niedergezwungen", so erzählten sich später die Nachbarn.

Am andern Morgen war es still unter dem Erdhügel. Die beiden Alten gingen ruhig ihrer Hantierung nach. Über unserer weiten Ebene aber ging strahlend die Sonne auf! — —

Chinesische Quacksalber.

Ich hatte mit einem chinesischen Freund eine kleine Reise durch das Gebirgsland von Hin-nen verabredet. Wir wollten eine Woche unterwegs sein. Mitte September brachen wir auf.

Leider hatten wir es mit dem Wetter nicht am besten getroffen. Nicht daß wir eingeregnet worden wären, im Gegenteil, wir hatten einen wolkenlosen Himmel über uns. Zu wolkenlos. Denn ungehindert sandte die Sonne ihre Strahlen auf uns hernieder. Eine förmliche Gluthitze lagerte über der baumlosen Landschaft. Den Straßen und Hängen entzitterten sengende Wellen.

Und dann diese Wege! Bald ging es bergan, immer steiler und höher, dann auf schwindelndem Saumpfad wieder zu Tal. Dann sperrte ein Wildbach den Weg. Zwei Bambusrohre über das stürzende Wasser gelegt — das war die Brücke.

Ich hatte ein Pferd mitgebracht. Hoch zu Roß wollte ich die Gegend durchqueren. Ich mußte Abstand nehmen von diesem Vorhaben. Die Reise wurde zur Fußtour. Und so sauer mich auch das Gehen ankam, mein Begleiter sollte nichts davon merken. Der Chinese sollte den Europäer nicht unterkriegen. So schritt ich wacker dahin, trotz Hitze und Durst. Zwei Tage hielt der Zopfmann es aus. Dann ergab er sich. Er klagte über Kopfweh und Schmerzen im Unterleib.

Ich legte der Sache anfangs keine Bedeutung bei. Am andern Tag jedoch merkte ich, daß der Mann ernstlich erkrankt war. Er schrie auf und krümmte sich vor Schmerz. Es war offenbar Kolik. Oder war es der Blinddarm? Da ich Medizin nicht bei mir hatte, machte ich trockene, warme Umschläge. Erstaunt und kopfschüttelnd sahen die Leute mir zu. Dann sagte ein Alter: „Dem ist die Hitze in den Leib gefahren, Fremder, der muß Arznei trinken; was du da machst, nützt nichts." Die andern stimmten dem zu. Und dann wur-

den auch gleich ein ganzes Dutzend Mittel aufgezählt, die helfen werden, und schon den und jenen vom sicheren Tode errettet haben. Auch einige Ärzte wurden genannt. Und da auch der Patient zu letzteren und ihrer Kunst größeres Vertrauen zu haben schien als zu mir, räumte ich das Feld und ließ die Leute gewähren.

Lange dauerte es, bis man sich für den richtigen Arzt entschieden hatte. Jeder wollte einen besseren wissen. Zuletzt fiel die Wahl auf Dr. Kraftwurzel, der als große Kapazität auf dem Gebiet der Hitzkrankheiten gerühmt wurde.

Der Kranke holte vierzig Cents aus der Tasche. Die wurden in ein rotes Papier gewickelt und mit der Aufschrift „Goldener Dank" versehen. Dann wurde ein Mann abgeschickt.

Inzwischen hatten sich die Schmerzen gesteigert. Der Patient schrie laut auf. Das hatte zur Folge, daß allmählich die ganze Talschaft zusammenströmte. Und daß ein Fremder an der Sache beteiligt war, machte diese nur um so interessanter. Noch nie war ein Europäer in diesem weltverlorenen Winkel gesehen worden. So kam der Kranke vor dem Fremden fast in Vergessenheit. Doch plötzlich teilte sich der Haufe. Dr. Kraftwurzel war angekommen. Ein Mann anfangs der Fünfzig. Eine lange, hagere Gestalt, mit nur einem Auge. In der rechten Hand hielt er einen Fächer, mit der linken schulterte er einen riesigen Sonnenschirm. Dieser wurde ihm sofort von einem der Anwesenden abgenommen. Ein anderer rückte geschäftig einen Stuhl zurecht. Bevor jedoch Dr. Kraftwurzel Platz nahm, grüßte er höflich, indem er nach allen Seiten seine Fäuste schüttelte. Dann erkundigte er sich, ob die Herrschaften schon gefrühstückt haben, was ihm von jedermann bejaht wurde.

Der Hauswirt brachte jetzt Tee und Tabak nebst Pfeife und brennendem Fidibus. Mit Behagen schlürfte Dr. Kraftwurzel das heiße Getränk. Dann setzte er die Pfeife in Brand, nicht ohne zuvor beides den Anwesenden angeboten zu haben. So wollte es die Sitte.

Und jetzt kam er in Stimmung. „Ist das eine Hitze! Habt ihr so etwas je erlebt? Nur einmal, meine Großmutter lebte damals noch, ich war noch ein kleiner —"

Aus der offenen Tür des Nebenzimmers drang lautes Stöhnen. Dr. Kraftwurzel wandte sein Auge kurz der Tür zu. Dann sann er nach. Besann er sich auf den Zweck seines Kommens? Oder wollte

er aus dem Schmerzenslaut die Ursache der Krankheit erraten? Oder stellte er im Geist schon das Rezept zusammen?

Plötzlich fuhr er weiter: „Ja, damals, als meine Großmutter noch lebte, war es auch einmal so heiß gewesen. Ich erinnere mich noch ganz genau. Damals kamen auch so viele Hitzkrankheiten vor. Und dann, natürlich zur Zeit des Kaisers Thong, als es sieben Jahre nicht regnete, damals war es noch heißer. Damals —" Wieder ein Stöhnen, qualvoller als das erstemal.

Dr. Kraftwurzel zündete sich eine zweite Pfeife an. Langsam und nachdenklich sog er den Rauch ein. Dann suchte das vereinsamte Auge wieder das Nebenzimmer. Jetzt rief er hinüber: „Hast du Schmerzen, älterer Bruder?"

„Ja," kam es aus der Krankenstube.

„Wo hast du Schmerzen?"

„In der Magengegend."

„Tun dir auch die Knochen weh?"

„Zuweilen."

„Hm!" Eine Pause folgte. Die Anwesenden blickten voll Spannung auf Dr. Kraftwurzel. Der war offenbar der Krankheit schon auf der Spur. „Hm!" machte dieser wieder. „Also der Magen — und dann die Knochen. Fatal! Ja, diese Hitze. Ganz wie bei ‚Onkel Numero 2' in Thai-lyung-then. Bei dem fing es auch im Magen an, dann sprang es auf die Rippen über." Und nun schilderte er langatmig und weitschweifig die höchst gefährliche und merkwürdige Krankheit von Onkel Numero 2. Wie dieser zuerst den Dr. X. und dann den Dr. Y. habe rufen lassen, und wie er dann zuletzt, knapp vor dem Sterben, durch seine, Dr. Kraftwurzels, Behandlung noch gerettet worden sei.

Die lange Schilderung machte sichtlichen Eindruck. Den Männern waren die Pfeifen ausgegangen und die Frauen hatten das Schwatzen vergessen. Nur drüben in der Kammer, da wand sich einer. Niemand achtete darauf.

Ich saß im Hintergrund des dunklen Raumes, von Dr. Kraftwurzel unbemerkt. Während seiner Rede hatte ich Muße, sein Gesicht zu studieren. Dieser würdige Jünger Äskulaps, wo der wohl sein Auge verloren hatte? Als Medizinstudent auf der Mensur? Und benützten die chinesischen Musensöhne statt des Rapiers vielleicht Knüppel und Fäuste? Ich wußte noch nicht, daß Dr. Kraft-

wurzel erst in vorgeschrittenen Jahren der Ärztezunft beigetreten war, und daß er früher den ehrsamen Beruf eines Grobschmieds ausgeübt hatte. Als solcher wollte er einmal zu nächtlicher Stunde allzu herausfordernd seine überschüssigen Kräfte in Anwendung bringen. Doch die Sache schlug fehl und brachte ihm den Verlust eines Auges.

Seinem jetzigen Gewerbe tat dies keinerlei Eintrag. Ein einäugiger Doktor war den Leuten interessanter als ein solcher mit zwei Augen. Und dieses eine Auge gab Dr. Kraftwurzel in der Tat ein merkwürdiges, geheimnisvolles Aussehen. Er schien mehr zu wissen und tiefer zu blicken als andere.

Ich selbst war mir noch nicht klar über den Mann. War er ein gewöhnlicher Charlatan, oder verstand er wirklich etwas? Der fehlende Zwillingsbruder auf der rechten Seite der plattgedrückten Nase hätte wohl einigen Aufschluß gegeben.

Plötzlich hatte der Doktor den Fremden entdeckt. Er sprang auf und versuchte, mich durchaus aus meiner Finsternis nach seinem Stuhle zu zerren. Auch schüttelte er immer wieder die Fäuste. Einen Fremden hatte er hier nicht vermutet. In überschwenglichen Worten rühmte er die ärztliche Kunst der Europäer und bedauerte, daß er von dieser so wenig verstehe. Dann versicherte er, daß es auch mit seiner Kenntnis der chinesischen Heilkunde nicht weit her sei. Überhaupt, fuhr er fort, seien „seine Talente dünn gesät und sein Wissen sehr seicht". Der gute Mann hätte wohl noch viel gewußt, wenn nicht der Kranke wieder plötzlich laut aufgeschrien hätte.

„Beruhige dich, älterer Bruder, ich komme schon." Mit diesen Worten trat er endlich bei dem Patienten ein. Reichlich eine halbe Stunde hatte er diesen warten lassen.

Ich stellte mich unter die Türöffnung und wartete mit Spannung auf die Untersuchung des Kranken. Diese währte nicht lange. Dr. Kraftwurzel war tüchtig in seinem Fach, er hatte die Krankheit bald entdeckt.

„Laß einmal deinen Puls fühlen," fing er an. „Merkwürdig! Der rechte Puls läßt nichts zu wünschen übrig. Lungen, Magen und Darm sind demnach in Ordnung. Bitte, gib auch die linke Hand." Dr. Kraftwurzel fühlt und sinnt, sinnt tief. Nun hat er's. „Hier sitzt der Fehler," sagte er. „Es kann das Herz sein, es kann aber auch die Leber sein oder die Milz. Zeig einmal deine Zunge. Die ist rot, das

läßt auf Hitze schließen. Es ist ganz das, was ich vermutete. Dem Magen zwar, dem fehlt nichts, dagegen hat sich bei dir das Prinzip der Kälte in das Prinzip der Hitze verwandelt. Und diese hat sich zwischen Leber und Milz festgesetzt. Aber wir werden schon an sie kommen!"

Würdig und aufrecht schritt Dr. Kraftwurzel nach dem Zimmer zurück. Fast mit Ehrfurcht schauten die Umstehenden auf den Mann, der sich auf die Hitze verstand wie keiner sonst. Es war doch gut, daß man ihn gerufen und nicht einen andern. Also zwischen Leber und Milz saß es. Wer hätte das gedacht? Dieser Dr. Kraftwurzel! Ja, der war ein Schlauer. „Wenn mir einmal etwas zwischen Leber und Milz sitzt — kein anderer soll mir ins Haus!" So dachten und sagten die biederen Hinterwäldler. Ich aber hatte Mühe, mir das Lachen zu verbeißen.

Dr. Kraftwurzel saß wieder auf seinem Thron. Zuweilen blinzelte er zu mir herüber. Das Fehlen des einen Auges ließ mich im Zweifel darüber, ob er meinen Beifall heischte, oder ob er sich vor mir genierte. Fast war ich geneigt, das letztere anzunehmen.

Jetzt wurde ihm ein Bogen vorgelegt nebst Pinsel und Tusche. Er schrieb das Rezept. Zuerst aber holte er umständlich seine Brille hervor. Diese hing an seidener Schnur in seidengesticktem Etui unter dem Rock. Die Gläser steckten in runder Hornfassung und erinnerten in ihrer Größe an die Kabinenfenster eines mäßigen Küstendampfers. Und da nur die eine Scheibe gebraucht wurde, war die andere nie geputzt worden und daher etwas fettig und mattgrün angelaufen.

Dr. Kraftwurzel setzte zum Schreiben an. Rings um den Tisch standen die Zuschauer. Auch ich blickte ihm über die Schulter. Die dicken Grobschmiedsfinger waren etwas steif. Und steif und wenig zierlich wurden die Zeichen.

Das Rezept lautete:

Kraftwurzel	für	50	Cents
Gerösteter Tausendfüßler	„	20	„
Wespenhonig	„	10	„
Süßholz	„	10	„
Tigersalbe	„	90	„
Hirschhornspitze	„	80	„
Gelbholzspäne	„	15	„
	Dollar	2.75.	

Als Dr. Kraftwurzel die erste Reihe geschrieben hatte, blickten sich die Umstehenden verständnisvoll an. Einige lächelten. Ich nahm dieses Mienenspiel zuerst für Zweifel in die Wirkung der Medizin. Plötzlich jedoch erriet ich die Bedeutung. Ganz richtig! Dr. „Kraftwurzel" nannten sie den Medikus, und Kraftwurzel war das erste Mittel auf dieser Liste. Zwischen beiden bestand offenbar ein Zusammenhang. Und so war es. Weil der Mann jedem seiner Patienten Kraftwurzel verschrieb, hieß man ihn Dr. Kraftwurzel.

Er wußte das. Indes, er ließ sich den Titel gefallen. Denn einmal war die Kraftwurzel ein wirklich sehr beliebtes und gutes Heilmittel. Es konnte ihn daher nur empfehlen, wenn die Leute ihn allmählich mit diesem Universalmittel sozusagen identifizierten. Dann aber hatte er noch seinen besonderen Grund, sich gegen den neuen Namen nicht aufzulehnen. Früher nämlich, als er sich noch nicht der Heilkunst befliß, hatte er einen Spitznamen gehabt. Die eigene Mutter hatte ihm den angehängt. Sie nannten ihn „Bohnenkuchen Numero 3". Numero 3, weil er das dritte Kind seiner Eltern war, und Bohnenkuchen, weil dieser seine Lieblingsspeise bildete. Mit der zunehmenden Verfeinerung seines Geschmacks jedoch und der Ausbildung seines Selbstbewußtseins regte sich bei ihm eine starke Animosität gegen den „Bohnenkuchen". Er strich ihn nicht nur aus seinem Küchenzettel, sondern wollte ihn auch auf der Visitenkarte nicht mehr dulden. Und so war er ganz froh, als allmählich der „Doktor Kraftwurzel" den „Bohnenkuchen Nr. 3" zu verdrängen anfing. Manche behaupteten sogar, er habe anfangs nur deswegen so oft die Kraftwurzel verschrieben, weil er dadurch seinem neuen Namen schnellere und sicherere Geltung habe verschaffen wollen. Und wenn er auch jetzt noch dieses Mittel verordne, geschehe dies nur ganz mechanisch, aus Gewohnheit.

Dr. Kraftwurzel hätte dieser Auffassung jedenfalls energisch widersprochen, wenn sie ihm zu Ohren gekommen wäre. Für ihn war die Kraftwurzel in der Tat das non plus ultra aller Heilmittel. In seiner Pharmakopöe stand sie daher an oberster Stelle. Und diesen Platz behauptete sie auch auf jedem Rezept. „Wo keine Kraft, da auch kein Widerstand," war sein stehender Satz. Wie sollte der Körper feindlichen Angriffen widerstehen können, wenn er geschwächt war!

Sein heutiger Patient schien mit einem besonders mächtigen

und hartnäckigen Gegner im Kampfe zu liegen, denn der einäugige Doktor ließ es diesmal bei der Kraftwurzel nicht bewenden. Er fügte Hirschhornspitze, Tigersalbe und geröfteten Tausendfüßler hinzu. Mit Hörnern, Füßen und Krallen mußte doch wohl dem Ding beizukommen sein.

Daneben war Dr. Kraftwurzel offenbar etwas modern angehaucht, denn er handelte nach materialistischen beziehungsweise naturalistischen Grundsätzen. Materie und Geist standen für ihn in engem Zusammenhang. Der Genuß von Tigersalbe, Hirschhornspitze und geröftetem Tausendfüßler mußte nicht nur stofflich anregen, sondern auch den Geist und die Willenskraft beleben. Und da sich die Krankheit in nächster Nachbarschaft der Leber und Milz, dem Sitz von Trübsinn und Melancholie, eingenistet hatte, war es nur gut, wenn nicht nur die Materie, sondern auch der Geist stark beeinflußt wurden. Und wenigstens etwas von der Kampflust des Hirsches, der Wildheit des Tigers und dem Gift des Tausendfüßlers mußte für den Kranken schon abfallen. Und dieses Trio würde dort zwischen Leber und Milz schon Ordnung schaffen! Auch der Wespenhonig und Süßholzsaft würden tüchtig mithelfen. Ja, es müßte ganz merkwürdig zugehen, wenn er, der Dr. Kraftwurzel, den Mann nicht bald wieder auf die Beine bringen würde.

Diese Ansicht schien auch der Kranke zu teilen, denn er hörte auf zu stöhnen. Auch das herumstehende Volk setzte auf den auf dem Tisch liegenden Zettel großes Vertrauen. Und so konnte Dr. Kraftwurzel mit Befriedigung abziehen.

Nachdem er noch eine Tasse Tee zu sich genommen und abermals eine Pfeife geraucht hatte, schüttelte er wieder die Fäuste. Dann sagte er in selbstgefälligem Ton, indem er sich im Kreise umschaute: „Ich wünsche Frieden.“ Im Chorus kam es zurück: „Gehe langsam.“ Jetzt griff er nach dem Fächer und schritt durch die Türe. Draußen drehte er sich noch einmal um. Er suchte den Fremden. „Ich wünsche dir Frieden, fremder Herr,“ rief er, als er mich entdeckt hatte. „Ich dir ebenfalls, alter Spitzbube,“ kam es mir unwillkürlich über die Lippen. Das letztere in Deutsch. Er nahm diesen Abschiedsgruß besonders gnädig auf. Sich eifrig fächernd, den Schirm über der Schulter, schritt er davon, dem Flüßchen entlang, das nach dem Markt Schak-ma führte. Dorthin lief jetzt auch ein Mann mit dem Rezept.

Es dauerte nicht lange, dann kam dieser zurück. Der Apotheker hatte alles fein säuberlich verpackt. Sieben Päckchen waren es. Die Sachen verbreiteten einen gar nicht üblen Geruch. Wenn sie ebensogut schmeckten und wirkten, dann konnte man zufrieden sein.

Zuerst wurde Kraftwurzel verabreicht. Es geschah dies dem Doktor zu Ehren. Da der braune Absud offenbar etwas bitter schmeckte, waren einige „Drachenaugen", kleine, süße Früchte, beigefügt. Trotzdem verzog der Patient noch bedenklich das Gesicht, als er den Trank zum Munde führte. In einem Abstand von einer halben Stunde folgten die übrigen Mittel. Den Beschluß machte der Tausendfüßler. Mit ihm sollte der Hauptschlag geführt werden. Der gefährliche Kobold zwischen Leber und Milz sollte bald erfahren, daß Dr. Kraftwurzel nicht mit sich spaßen ließ. Und der Kranke, der wieder zu jammern anfing, würde bald Erleichterung verspüren.

Erwartungsvoll standen die chinesischen Spießbürger um das Bett her. Der Kranke krümmte und wand sich. „Macht nichts, wird bald vorüber sein, ist nur die Wirkung der Medizin," meinte einer. „Gewiß," stimmte ein anderer bei, „ohne Schmerzen wird keiner gesund." Das war einleuchtend gesprochen. Und hier mußte der Gesundungsprozeß augenscheinlich einen besonders günstigen Verlauf nehmen, denn die Schmerzen steigerten sich. Der Mann auf dem Bett schrie auf, immer lauter und wilder: „Älterer Bruder, warum quälst du mich so; älterer Bruder, warum quälst du mich so!" So ging es in einem fort. Mit dem „älteren Bruder" war jener Eindringling hinter der Leber gemeint. Der Chinese ist auch in einer solchen Lage noch höflich. Doch der ältere Bruder ließ nicht locker. Er hatte sich zu sehr festgebissen.

Das Schreien und Jammern dauerte jetzt schon an die Stunden. Es lag am Tage, daß Dr. Kraftwurzel diesmal auf falscher Fährte war. Diese Ansicht brach sich immer stärker Bahn. Einige behaupteten jetzt sogar, er verstehe überhaupt nichts. Andere wollten das nicht gelten lassen. „Nein, punkto Hitze weiß er Bescheid, das wird keiner bestreiten wollen. Hier jedoch scheint ein anderer Fall vorzuliegen. Niemand kann alles wissen." Diesem weisen Spruch des Dorfältesten wagte keiner zu widersprechen. Auch sein Vorschlag, einen andern Arzt zu rufen, fand allgemeine Zustimmung. Und sogleich wurden wieder einige Namen genannt. Alles bewährte

Helden in der Heilkunst. Man entschied sich für Dr. Haar. „Haar" war diesmal kein Spitzname, sondern so hieß der Mann wirklich.

Es war schon stockfinstere Nacht, als der Haarmensch anrückte. Er machte nicht gerade einen vertrauenerweckenden Eindruck. Während er langsam seinen Tee trank, streckte er immer wieder die Nase in die Luft, wie dies mein Phylax zu tun pflegt, wenn in der Küche etwa einmal ein Huhn über dem Feuer ist. Ich hielt Dr. Haar daher für einen Gourmand, denn draußen wurde eben auch gekocht. Bald jedoch merkte ich, daß sein etwas plattgedrücktes Riechorgan keineswegs mit dem Koch liebäugelte, vielmehr fachwissenschaftliche Fahndungen anstellte. Dem Mann war gleich bei seinem Eintritt ein starker Medizingeruch in die Nase gefahren. Er wußte sofort, daß schon einer von seiner Zunft hier gewesen war. Eine, wie ich annehme, auch für einen chinesischen Arzt keineswegs sehr angenehme Entdeckung. Doch Dr. Haar ließ sich nichts anmerken. Es lag ihm nur daran, herauszufinden, welche Mittel sein Kollege bereits verschrieben hatte. Er wußte dann wenigstens, was er nicht verordnen durfte!

Während er den Tee trank, war seine Nase in beständiger Tätigkeit. Die „Kraftwurzel", die hatte er offenbar schon, und er wäre wohl hinter das ganze Geheimnis gekommen, wenn ich ihn bei seiner Arbeit nicht gestört hätte. Indes ich bedeutete ihm ganz energisch, daß der Kranke nach ihm verlange. Etwas zögernd trat er bei diesem ein.

Wieder wurde zuerst der linke und dann der rechte Puls befühlt. Und diesmal gab der letztere den gewünschten Aufschluß. „Das Übel sitzt im Magen," stellte Dr. Haar fest. Kopfnicken und zustimmende Blicke von allen Seiten. Ja, das mußte es wohl sein. Dem Magen war nie zu trauen, der hatte schon manchem einen Streich gespielt. Also hatte Dr. Kraftwurzel doch falsch geraten. Das mit dem Ding zwischen Leber und Milz klang auch gar zu unwahrscheinlich. Entweder war es die Leber oder war es die Milz. Aber zwischen beiden, wo sollte da eine Krankheit stecken können? Dr. Haar drückte sich bestimmter aus. Der nannte den Magen, da wußte jeder, woran er war.

Der Magendoktor verlangte jetzt auch Pinsel und Tusche. Er wußte mit diesen Dingen besser umzugehen als sein einäugiger Zunftbruder. Er war ja auch früher Schulmeister gewesen. Dann

aber war plötzlich ein starkes Mitgefühl für die leidende Menschheit in ihm erwacht. Diese schien ihm ein dankbareres Feld für seine Betätigung zu sein, als die harten Köpfe der chinesischen Jugend.

Seinem Rezepte nach zu schließen war Dr. Haar Vegetarier, denn die Animalia fehlten hier ganz. Als er seinen Namen unter die lange Liste von Kräutern gesetzt hatte, zog er ab, in die Nacht hinaus. Zugleich mit ihm wurde einer nach dem Markt geschickt, die neuen Mittel zu holen.

Ich wartete auf dessen Rückkehr, obwohl ich sehr müde war. Es war Mitternacht vorbei, als der Mann wieder kam. In der Küche nebenan wurde nun eifrig hantiert und gekocht. Das dunkelgrüne Gebräu, das dann zum Vorschein kam, erinnerte mich lebhaft an eine ganz ähnliche Brühe, wie sie vor Jahren Nachbars Fritz, mein Schulkamerad, für seine jungen Gänschen zurecht zu machen pflegte. Er zerhackte Brennesseln, goß Wasser daran und brachte eine ganz appetitliche Suppe zustande. Den Gänschen wenigstens schmeckte sie vortrefflich. Sie bekamen dicke Kröpfe und schnatterten jedesmal ganz vergnüglich, wenn mein Freund mit seiner Bescherung vor dem Gänsestall erschien. Mein kranker Reisegefährte dagegen schrie wieder herzbrechend nach dem „älteren Bruder", als sie ihm die grüne Mixtur eingeschüttet hatten. „Älterer Bruder, warum quälst du mich so, älterer Bruder, ich habe Schmerzen!"

So ging es die ganze Nacht hindurch. Der Arme machte kein Auge zu, und ich auch nicht. Andern Tags, in aller Frühe, ging ich auf den Markt und suchte die Medizinläden ab. Ich hatte Glück. Ich fand ein Fläschchen Opiumtinktur, mit der Etikette einer deutschen Apotheke. Eiligst kehrte ich mit meinem Fund nach unserem Quartier zurück.

Hier fand ich eine schöne Ordnung vor! Vor dem Hause brannte ein Feuer. Daneben glühten einige Räucherstäbchen. Ein Knabe und ein Mann bearbeiteten jeder eine Trommel. Und ein altes, häßliches Weib schrie in einem fort: „Komm zurück! Komm zurück!"

Ich erschrak nicht wenig. War hier etwas Schlimmes vorgefallen? Nein, es war das nicht. Sondern weil Dr. Kraftwurzel und Dr. Haar nicht hatten helfen können, hatte man die Teufelsbeschwörer gerufen. Und da der Kranke schon seit einer halben Stunde wie tot auf dem Bette lag, glaubten die guten Leute, ein böser Geist habe seine Seele geraubt. Und die sollte nun zurückkommen. Mit

heiserer Stimme rief die Alte wieder und wieder: „Komm zurück! komm zurück!“

Ich kümmerte mich um die Beschwörerbande nicht weiter, sondern trat ins Haus. Dann holte ich mein Fläschchen hervor. Von dem Inhalt mischte ich fünfzehn Tropfen mit etwas Tee und reichte diesen dem Kranken. Dann fuhr ich fort mit trockenen, warmen Umschlägen. Der Patient, der bald einige Erleichterung verspürte, ließ mich gewähren. Auch seine chinesischen Mitbrüder legten mir nichts in den Weg. Sie waren durch die Doktoren Kraftwurzel und Haar doch gar zu sehr enttäuscht worden. Und auch in die Beschwörer schienen sie kein Vertrauen zu setzen. „Unsere Frauen haben darauf bestanden, sie zu rufen. Wir, die Männer, haben nicht recht gewollt.“ So erzählten sie zu ihrer Entschuldigung.

Als der Kranke gegen Abend schon merklich frischer in die Welt schaute und dann auch eine gute Nacht hatte, stieg mein Ansehen gewaltig. Ein Mann konsultierte mich nach dem Frühstück eines lahmen Beines wegen. Ein anderer wollte sich ein Auge einsetzen lassen. Ich merkte, es war höchste Zeit für mich zur Abreise! Das Schicksal Dr. Kraftwurzels und Dr. Haars wäre mir kaum erspart geblieben.

So nahm ich Abschied. Ich schwang mich auf mein Rößlein und trabte davon. An einer Wegbiegung stieß ich auf Dr. Kraftwurzel, fast hätte ich ihn überritten. Er schüttelte eifrig die Fäuste, ich tat ein Gleiches. Nach dem Patienten fragte er nicht. Ich glaube, er fürchtete halb, dieser möchte gestorben sein. Denn warum hätte es sonst der Fremde so eilig gehabt. Und dann bestätigte ihm die eigene Erfahrung die Wahrheit des chinesischen Sprichworts: „An Krankheit sterben wenige, durch die Ärzte dagegen viele.“

Der Pechvogel.

Er hieß Sam-moi, der Held unserer Geschichte. Sam-moi bedeutet „das dritte Mädchen“. Dieser Name war ihm von seinen Eltern beigelegt worden, trotzdem er ein Knabe war. Sie hatten sich nämlich sagen lassen, daß die Dämonen es hauptsächlich auf die Knaben abgesehen haben, daß dagegen die Mädchen meist unbehelligt bleiben. So wollten sie jene unheimlichen Mächte hinters

Licht führen, indem sie ihren Jungen, der auf zwei Mädchen gefolgt war, nunmehr als drittes Mädchen in die Welt einführten.

Und die List war ihnen gelungen. Denn während bei den Nachbarn manch munteres Bürschchen plötzlich erkrankt und hinweggerafft worden war, hatte sich ihr Sam-moi prächtig entwickelt. Er war ein kräftiger, stämmiger Bursche geworden. Und schon mit siebzehn Jahren maß er sechs Fuß, zwei Zoll und drei Linien.

Nicht gleichen Schritt mit der Entwicklung des Körpers hatte bei ihm die Ausbildung des Geistes gehalten. Sein Gehirn war hinter dem vorschriftsmäßigen Gewicht von anderthalb Kilogramm stark zurückgeblieben. Dies zeigte sich allerdings nicht am äußeren Umfang seines Kopfes, denn hier war eher ein Zuviel zu konstatieren. Dagegen ließen manche seiner Handlungen und nicht zuletzt die blöden, ausdruckslosen Augen, etwa auch ein Beklopfen seiner Schädeldecke, mit ziemlicher Sicherheit auf einen Hohlraum schließen oder das Vorhandensein einer Flüssigkeit vermuten, die man chemisch mit H^2O auszudrücken pflegt.

Doch dies ist eine Wahrnehmung, die man auch sonst bei Menschen machen kann, wenn es auch nicht bei allen so schlimm steht, wie bei jenem Nitulus, dem Lessing das schöne Sprüchlein als Grabschrift widmete:

Hier modert Nitulus, jungfräuliches Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

Unser Freund hatte übrigens Gegenwerte, die uns seinen Mangel an Verstand und Einsicht übersehen lassen. Er war ein netter, braver Mensch; gutmütig, fleißig, solide und ehrlich. Seine geistige Beschränktheit empfand er kaum, dagegen lasteten die traurigen Familienverhältnisse drückend auf seiner Seele. Der Vater hatte sich dem Trunk und Spiel ergeben. Die Brüder, die als viertes, sechstes, neuntes und elftes „Mädchen" den Menschen und Dämonen vorgestellt worden waren, folgten entweder dem väterlichen Beispiel oder sie frönten dem Genuß des Opiums. Auch daß die Zahl der wirklichen und falschen Mädchen mit jedem Jahr zunahm, trug nicht gerade zur Besserung der häuslichen Zustände bei. Als der Alte bei „Numero 12" angelangt war, hörte er auf zu zählen. Alle, die noch nachkamen, hießen in der Familie einfach die „Kleinen".

Sam-moi litt schwer unter diesen Verhältnissen. Er sah keine Möglichkeit, durch welche dem drohenden Verderben hätte gesteuert

werden können. Dagegen dämmerte so viel in ihm auf, daß er zeitlebens für die andern würde arbeiten müssen, und daß er für immer ein armer Schlucker bleiben würde. Um diesem Schicksal zu entgehen, tat er, was schon so viele aus seinem Dorfe getan hatten, er ging ins Ausland. —

Zehn Jahre sind verstrichen. Sam-moi ist wieder in die Heimat zurückgekehrt. Er war auf Mauritius gewesen. Seine geistigen Fähigkeiten schienen während seiner Abwesenheit keine nennenswerte Bereicherung erfahren zu haben. Und doch war eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er war stattlicher geworden, auch seine Gesichtszüge waren regelmäßiger. Fast konnte man ihn hübsch nennen. Die durchwegs modische Kleidung ließ den schlanken Körper äußerst vorteilhaft erscheinen und verlieh dem jungen Mann ein geradezu elegantes, vornehmes Aussehen. In der Richtung der Kleider mußte die wunde Stelle liegen, an der dieser sonst so einfache Charakter krankte. Sam-moi war offenbar etwas eitel.

In der mädchenreichen Familie herrschte großer Jubel über die Rückkehr von „Numero 3". Die „Kleinen", die inzwischen noch Zuwachs erhalten hatten, schauten voll Bewunderung zu dem großen, stattlichen Bruder auf. Die numerierten Großen dagegen erwarteten mit Bestimmtheit, daß jetzt eine neue Zeit erhöhten Lebensgenusses für sie anbrechen werde. Aber auch die Augen des alten Spielers hefteten sich mit unheimlicher Glut auf den braunen Lederkoffer, den Sam-moi mitgebracht hatte. Dieser schien die erwartungsvollen, gierigen Blicke der Seinigen nicht zu beachten. Er sprach wenig mit ihnen, und ließ sie ebenso wie über seine Vergangenheit, so auch über seine Zukunft im unklaren.

Am dritten Tag nach seiner Ankunft war Sam-moi früher aufgestanden als gewöhnlich. Er war ausgegangen, und eben als seine Leute sich zum Frühstück niedersetzten, kam er zurück. Sein Kopf war frisch rasiert und sein Zopf nach neuester Mode geflochten. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er an der kärglichen Mahlzeit teil. Er aß nur wenig, doch der sonst so blöde Gesichtsausdruck war heute fast nicht zu bemerken. In seinen Augen lag freudiger Glanz. Bald erhob er sich und ging nach seiner Kammer. Dort angekommen, stellte er den Koffer auf den Tisch und fing an auszupacken. Einem besonderen Fach entnahm er eine feine, schwarze Samtmütze. Dann kam ein langes Seidengewand zum Vorschein. Diesem folgte

eine wohl fünf Meter lange grünseidene Schärpe. Den Schluß machte ein Paar halblange Schaftstiefel, wie sie die chinesischen Militärbeamten zu tragen pflegen.

Alle diese Sachen hatte der lange Mensch auf dem Bett ausgebreitet. Mit sichtlichem Wohlgefallen ruhten dabei seine Blicke besonders auf den Stiefeln. Eine solch feine Fußbekleidung hatte man in seinem Dorfe noch nie gesehen. Wie würden die Augen machen!

Jetzt zog er seine Uhr heraus, und mit Schrecken überzeugte er sich, daß es schon stark auf neun Uhr ging. Es war höchste Zeit für ihn. Schnell hatte er sich in Wichs geworfen, und in würdevoller Haltung, mit etwas steifen Beinen, sah man ihn aus dem Gehöfte schreiten.

Bald war er von dem schmalen Fußpfad auf den Hauptweg getreten. Dieser war äußerst belebt. Ganze Züge von Lastträgern, Frauen und Männer, auch viele einzelne Passanten zogen vorüber. Sie alle waren auf dem Weg nach Thai-lyung-then, wo heute Markttag war.

Die Lastträger überholten ihn, ohne sich viel um ihn zu kümmern. Sie keuchten unter ihrer Tragstange dahin und hatten keine Zeit zum Gaffen. Von den übrigen Marktbesuchern drückten sich einige, die es auch eiliger hatten, scheu an ihm vorüber. Andere waren hinter ihm geblieben. Sie unterhielten sich über ihn. Und mehrmals hörte er die Worte „Sen-sang" und „Kon" heraus. Einmal drang auch sein Name an sein Ohr.

Wie ihm das wohltat! Man hielt ihn für einen „Herrn", für einen „Beamten"! Sein, des Sam-moi Name, wurde mit dem Titel eines Mandarins in Verbindung gebracht! Ja, jetzt war der Augenblick gekommen, den er all die Jahre her ersehnt hatte, für den er im fremden Land gespart, gehungert und sich geschunden hatte. Und genau so, wie er es sich so oft ausgemalt hatte, war es gekommen. In eleganter Kleidung, womöglich am Markttag, weil ihn da viele Leute sehen würden, sollte sein erster Gang dem Markt Thai-lyung-then gelten. Heute stand er am Ziel seiner Wünsche. Freudige Genugtuung leuchtete ihm aus den Augen, und man sah es seinem ganzen Wesen an, daß an diesem Tag unter der niedrigen Stirn regeres Treiben herrschte als sonst.

Ohne jemand zu grüßen, erreichte er den Markt. Da stand noch

das alte, graue Pfandhaus. Von den auf dem Dach kunstvoll aufgebauten Ziegeln waren einige herabgestürzt. Sonst war noch alles beim alten. Dort unter dem großen Banianenbaum war wieder die Feldschmiede aufgeschlagen. Der Meister, einer der vielen Wanderschmiede aus dem Tschhong-lok-Distrikt, war älter geworden. Weiße Fäden durchzogen den zu einem Knoten gewundenen Zopf. Und wie stramm waren seine Buben herangewachsen! Und dort auf der Steintreppe saß auch noch der Blinde. Lauernd, gleichsam hinhorchend, sind die erloschenen Augen der Straße zugekehrt. Jetzt hört er Schritte, jetzt schüttelt er seine Wahrsagestäbchen, um die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden auf sich zu lenken. Er will diesen einladen, sich von ihm den Schleier, der über seiner Zukunft gebreitet liegt, wegziehen zu lassen. Doch Sam-moi schreitet vorüber. Sein Weg liegt klar und hell vor ihm. Dunkel war es nur hinter ihm gewesen. Aber jetzt hatten sich die Wolken verzogen, und des Himmels liebliches Blau schaute freundlich auf ihn hernieder.

Er bog nun in die Hauptstraße ein. Hier an der Ecke war früher sein Standort gewesen. Sturm und Regen, Kälte und Hitze hatten ihn da stehen sehen. Ein anderer hatte jetzt den Platz inne. Er sah abgezehrt, schmutzig und zerlumpt aus. Sam-moi wandte sich ab. Es waren keine süßen Erinnerungen, die beim Anblick der Jammergestalt in ihm aufstiegen.

Doch sofort war er wieder getrost und guter Dinge, als sein Blick auf seinen früheren Standnachbarn, den dicken Schlächtermeister fiel. Der Umfang dieses Mannes hatte sich mehr als verdoppelt, seit er ihn nicht mehr gesehen. Und seine kleinen Äuglein steckten in den Backenwulsten wie Mandelkerne in einem Pfefferkuchen. Sam-moi war sehr gespannt, ob der Freund ihn noch erkennen würde. Doch der bemerkte ihn nicht. Selbst als er mehrmals hustete und auch mit den Stiefeln etwas fest auftrat, schaute der Dicke nicht auf. Er war gerade mit Auswiegen eines Schweines beschäftigt, und dies nahm all sein Denken in Anspruch.

Hatte Sam-moi bei dem Schlächtermeister kein Glück gehabt, so wurde ihm von einer anderen Seite um so größeres Interesse zugewandt. Dem Metzgerladen schräg gegenüber stand ein kleines, baufälliges Häuschen. Das Namensschild war halb abgerissen und nicht mehr zu entziffern, dagegen prangte an der Wand ein rot-

gelber Zettel, mit den Schriftzeichen „Yen-lim" beschrieben. Als Sam-moi so geräuschvoll vorüberkam und der Hütte schon halb den Rücken zukehrte, wurde hastig die Türe aufgerissen. Ein Kopf bog sich heraus. Diesem folgte ein zweiter und dritter. Das Aussehen der Leute ließ ohne weiteres die Bedeutung jener beiden Zeichen erraten. Es waren Opiumraucher, klassische Typen. Die Blicke, die sie Sam-moi nachsandten, ließen nichts Gutes für diesen ahnen.

Doch der gutmütige Bursche schritt ahnungslos weiter. Seine Seele war heute so voll! Es war ja sein Ehrentag. —

Er hatte jetzt die inneren Straßen des Marktes erreicht. Hier herrschte großes Gedränge. Die Menge staute sich förmlich. Es konnte nicht ausbleiben, daß Sam-moi die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Überall begegnete er fragenden, staunenden Gesichtern, und voll Bewunderung glitten die Blicke der Vorübergehenden über seinen Anzug. Auch die behäbigen Kaufleute hielten in ihrer Hantierung inne, als das wandernde Modejournal auftauchte. Die Firma „Ewige Ruhe" machte in Seide. Mit Kennerblick musterte ihr Inhaber die Kleider des Stutzers und schätzte sie auf Wert und Qualität. Der Besitzer von „Die Tugend blüht" nannte ein gangbares Schuhgeschäft sein eigen. „Feine Ware," sagte er zu seinem Kommis, der eben mit pfiffigem Gesicht auf dem Rechenbrett klimperte und nun voll Spannung den Augen seines Prinzipals nach den Stiefeln folgte.

Sam-moi schwelgte in Wonne. Er war ganz gerührt von seiner Erhabenheit und Größe, als plötzlich ein Ereignis eintrat, das ihn aus allen Himmeln riß.

An der belebtesten Stelle des Marktes wand sich ein Mann durch das Gewimmel. Er war von großer, muskulöser Gestalt, aber ziemlich abgemagert. Seine Kleidung war äußerst dürftig. An den Knien und Schultern zeigten sich Windlöcher von verschiedener Größe. Das Gesicht war eingefallen und die Nase saß etwas windschief. Unter der zerfetzten Mütze schauten einige Haarsträhne hervor. Das Hervorstechendste an ihm waren die Augen. Verschlagenheit, Roheit und Gemeinheit, der Abglanz eines verkommenen Innern, wohnten hier friedlich beisammen.

Sam-moi kannte den Vagabunden nicht. Er hielt ihn für einen Bettler und freute sich über die günstige Gelegenheit, den Umstehenden zeigen zu können, daß er nicht nur im Besitz schöner Klei-

der sei, sondern auch Geld bei sich trage. Doch, als er gerade in die Tasche greifen wollte, zeigte das Gesicht des Zerlumpten plötzlich den Ausdruck freudigsten Staunens. Dann rief er: „Alle Wetter! Beinahe hätte ich dich nicht mehr erkannt, Sam-moi! Nein, diese Überraschung! Seit wann bist du zurück?“

Für Sam-moi, der eben noch seine Großmut und seine gefüllte Börse hatte zeigen wollen, war diese Wendung der Dinge höchst unangenehm. Er hatte keine Ahnung, wer der Kerl war, und doch schien ihn dieser zu kennen. Und wie vertraulich er tat! Wenn ihm nur der Bursche nicht am Ende noch das Spiel verdarb. Er wollte sich jetzt schnell der unerquicklichen Situation entziehen und weitergehen. Doch der Strolch ließ es nicht dazu kommen. Ganz freundlich sagte er, indem er ihn am Arm faßte: „Nun, Sam-moi, du scheinst mich nicht mehr zu kennen. Es ist ja freilich schon lange her, seit wir uns zum letztenmal gesehen haben, und unsere Kleidung hat sich inzwischen, wie ich sehe, in entgegengesetzter Richtung entwickelt. Doch, denke ich, das sollte unserer Freundschaft keinen Eintrag tun. Da drunten unter deinem schönen Rock wird die Veränderung so groß nicht sein. Wie?“

Der arme Mensch wurde rot vor Ärger und Verlegenheit. Das eben noch zur Schau getragene Selbstbewußtsein war verschwunden. Ganz unsicher brachte er hervor: „Wer bist du eigentlich? ich kenne dich ja gar nicht.“

„Nun, tu nicht so fremd,“ entgegnete ruhig der andere. „Ich weiß ja wohl, daß es bei dir da oben ein wenig hapert“ — er zeigte mit dem Finger nach der Stirn — „und daß man deshalb an deine Denkkraft und dein Gedächtnis große Ansprüche nicht machen darf. Trotzdem, will mir scheinen, solltest du mich noch kennen. Oder schämst du dich etwa meiner und wagst du bloß hier der Leute wegen dich nicht zu mir zu bekennen? Ich glaube fast. Nun, was diese anbelangt, so brauchst du vor ihnen nichts zu vertuschen. Sie kennen sowohl dich als deine ganze edle Sippe. Ach, wer sollte deinen ehrenwerten Herrn Vater und deine erlauchten Brüder nicht kennen! Wer ist in Thai-lyung-then, der noch nichts vom „neunten Mädchen“ gehört hätte. Und dann erst „Numero 4“ und „Numero 6“, deine Schwestern! Doch lassen wir das. Sei vernünftig und komm mit, wir wollen eine Pfeife zusammen rauchen. Oder machst du lieber ein Spiel?“

In Sam-moi kochte es, und da er von Verstand und Willen schwach war, wollte es ihm nicht gelingen, seine Erregung niederzukämpfen. Mit wuterfüllter Stimme schrie er: „Ich habe dir schon gesagt, daß ich dich nicht kenne. Laß mich daher in Ruhe, du Lump, oder —"

„Oder du sollst eine Ohrfeige weg haben, du dummer Geck," vollendete der Angeredete den Satz. Und noch ehe er damit zu Ende war, sauste ein langer Arm durch die Luft. Der Schlag war so kräftig geführt worden, daß Sam-moi taumelte. Gleichzeitig — war es Zufall oder war es Absicht gewesen? — flog auch die schöne Samtmütze in schwungvollem Bogen auf das Dach eines nahen Häuschens.

Sam-moi wußte nicht wie ihm geschah. Er hielt die Hand an die brennende Wange und machte ein zum Erbarmen klägliches Gesicht. Bald schaute er hinauf zu seiner Mütze, bald suchten seine Augen den Attentäter, der natürlich ausgerissen war. Dann streifte sein Blick wieder die herumstehende Menge. Diese war während des Gesprächs der beiden schnell angewachsen. Der Ausgang des Handels bildete ein wahres Ergötzen für sie. Auf die schallende Ohrfeige war ein noch schallenderes Gelächter gefolgt. Allerhand Witze und höhnische Bemerkungen steigerten noch die allgemeine Heiterkeit. Und die Lachmuskeln waren in beständiger Bewegung.

Der arme Bursche stand da wie am Marterpfahl; bewegungslos, dem Weinen nahe. Und niemand hatte Mitleid mit ihm. Was, mit so einem sollte man auch noch Mitleid haben! War dem nicht recht geschehen! Was brauchte sich der Tölpel so herauszuputzen! Warum wollte er mehr sein als andere!

Sam-moi erging es heute wie dem Bären in der Fabel. Dieser war in jungen Jahren in Gefangenschaft geraten und hatte bei den Bärentreibern das Tanzen erlernt. Nach einem bewegten Leben und vielen Irrfahrten tauchte er eines Tages wieder in seinem Walde auf. Schon daß er den heimischen Dialekt nicht mehr sprach und sich allerhand fremde Manieren angewöhnt hatte, erfüllte seine Bärenbrüder mit Argwohn und Neid. Als er aber auch noch anfing, diesen seine Kunst zu zeigen und ihnen etwas vorzutanzen, war es mit der Freundschaft vorbei. Sie fielen über ihn her und stießen ihn zum Walde hinaus.

Nun, wir wollen weder den Bären noch Sam-moi verteidigen,

und ein Denkzettel konnte letzterem gar nicht schaden. Trotzdem kann uns der arme Kerl leid tun. Seht doch nur sein Gesicht an! Ein Stein muß ja weich werden.

Bravo! Scheint doch wenigstens einer ein Herz zu haben für den Ärmsten. Der Mann dort, der jetzt auf ihn zukommt, gehört offenbar nicht zu dem Gesindel. „Was belästigt ihr hier den fremden Herrn, gebt die Bahn frei," kam es scharf von dessen Lippen. Der Haufe trat unwillkürlich einige Schritte zurück und machte dem Ankömmling Platz. Dieser verbeugte sich höflich vor Sam-moi und fragte ihn: „Herr, was ist geschehen?" Der junge Mann brachte kein Wort hervor. Er drehte nur immer die Augen dem Dache zu, nach der Mütze hin. Der Fremde schien den Zusammenhang erraten zu haben. „Dummer Unfug das! Wer hat sich das erlaubt? Schämt euch!" wandte er sich entrüstet an die Menge. Und dann freundlich zu Sam-moi: „Beruhige dich, ich werde dir helfen. Du bist groß, wenn du auf meine Schultern steigst, dann kannst du leicht das Dach erreichen und wirst dann bald wieder in den Besitz deiner Mütze gelangen." „Du hast viel Herz," brachte dieser hervor, und sah seinen Retter dankbar an.

Beide schritten nun auf das Häuschen zu, und Sam-moi war eben im Begriff, dem andern auf die Schultern zu klettern, als dieser sich umdrehte und sagte: „Bitte, Herr, deine Stiefel wirst du hoffentlich ausziehen! Oder willst du mir als Gegenleistung einen Abdruck deiner Sohlen hinterlassen?"

„Nichts für ungut," stammelte Sam-moi verlegen, entledigte sich gehorsamst seiner Stiefel und stellte sie neben den Mann auf die Erde. Nicht ohne Mühe gelangte er dann auf dessen Schultern und von da aufs Dach. Kaum fühlte sich jener erleichtert, als er auch schon nach den Stiefeln griff und zu den Umstehenden sagte: „So, diese will ich mir mitnehmen. Vielleicht ist einer von euch so freundlich und hilft dem da oben gegen eine ähnliche Erkenntlichkeit wieder von seinem hohen Sitz herunter." Dabei zwinkerte er lustig mit den Augen. Und zum Erstaunen aller hatte sich der gefällige, freundliche Biedermann plötzlich in einen geriebenen Spitzbuben verwandelt.

Die Menge brach in ein stürmisches Hallo und Gelächter aus. Man hatte den Zusammenhang erraten. Nein, das war ein Hauptspaß!

Sam-moi, der seinem Freunde den Rücken zukehrte und dessen Worte nicht recht verstanden hatte, drehte sich jetzt um. Der Gauner schnitt ein wahres Galgengesicht. In der hocherhobenen Rechten schwenkte er die Stiefel. Dann machte er eine graziöse Verbeugung und sagte: „Herr, ich habe mein Wort gehalten und dir wieder zu deiner Mütze verholfen. Du gestattest wohl, daß ich mich jetzt zurückziehe und diese hier als Andenken mitnehme.“ Dann machte er abermals einen Knicks, und fort war er.

Das Schreien und Johlen schwoll nunmehr zu einem wahren Freudengeheul an. Da, plötzlich, ein Krach vom Dache her. Eine große Öffnung zeigte sich dort. Und in dieser sah man gerade noch zwei lange Beine in seidenen Überhosen und weißen Strümpfen verschwinden! Die Bedachung des kleinen Hauses war etwas morsch gewesen und hatte unter der Last des schweren Mannes nachgegeben.

Im ersten Augenblick herrschte Totenstille. Dann aber brach es orkanartig los. Und dröhnend hallte es durch die Luft: „Auf, nach der hintern Straße! Auf, nach der hintern Straße!“ Das Häuschen hatte nämlich nach dieser Seite keinen Zugang, sondern war an eine Färberei angebaut, zu der man nur durch die sogenannte „hintere Straße“ gelangen konnte. So setzte sich alsbald der ganze Haufe unter lautem Gröhlen dorthin in Bewegung. Als man die Stelle erreicht hatte, an der die beiden Straßen ineinander mündeten, hörte man plötzlich den Ruf: „Ein Dieb! Ein Dieb!“ Fast gleichzeitig sah man auch eine lange Gestalt in gewaltigem Lauf in die Hauptstraße einbiegen und diese hinabeilen. Etwa zehn stämmige, robuste Färbergesellen waren ihr dicht auf den Fersen, und wieder und wieder brüllten sie: „Ein Dieb! Haltet ihn! Ein Dieb!“

Die Menge stutzte. Wer war der Lange? Sollte das der Sam-moi sein? Der Gestalt nach war er es; ja wahrhaftig! Aber wie sah der Mensch aus! Vom Kopf bis zu den Füßen war er mit blauer Farbe überpinselt. Haare, Gesicht, Kleider, Strümpfe, alles strahlte in blauer Tönung. Richtig! jetzt ging ihnen ein Licht auf. Das waren ja die Färberburschen, und diese hatten dieselben blauen Hände. Gewiß hatte Sam-moi in der Färberei den neuen Anstrich bekommen.

Und so war es. Sam-moi war, als das Dach mit ihm einbrach, unglücklicherweise in eines der großen Farbfässer gestürzt, die in

dem Anbau untergebracht waren. Dieses war bis zum Rand mit blauem Farbstoff gefüllt. Da der Arme mit dem Kopf zuerst unten anlangte, hätte leicht ein Unglück geschehen können. Unter verzweifelten Anstrengungen war es ihm jedoch gelungen, sich aus dem Faß herauszuarbeiten. Natürlich war er über und über mit Indigo durchtränkt.

Der Färbereibesitzer und seine Gehilfen saßen gerade beim Mittagsmahl, als der Vorgang sich abspielte. Sie dachten nicht anders, als es sei jemand eingebrochen, als sie aus dem Nebenraum das Geräusch vernahmen, und hörten, wie dort einer hustete und pustete und sich an den Fässern zu schaffen machte. Da der Raum ziemlich dunkel war, sprang einer nach einem Licht. Sam-moi, der die lauten Vermutungen der Leute vernommen hatte, kam plötzlich wieder zu Verstand. Soeben hatte er um sein Leben gerungen, jetzt mußte er um seine Freiheit kämpfen. Und noch ehe der Mann mit der Laterne zurück war, stürzte er heraus, dem Haupteingang zu. Ganz betroffen über die sonderbare Erscheinung traten die Färber unwillkürlich zurück. Der Geschäftsinhaber, dem dies seiner Korpulenz wegen nicht schnell genug gelang, stieß mit dem Flüchtling zusammen, verlor das Gleichgewicht und kam auf den Boden zu sitzen.

In drei Sätzen war Sam-moi auf der Straße. Die Färbergesellen, die sich bald von ihrer Verblüffung erholt hatten, setzten ihm nach. Als sie die Hauptstraße erreicht hatten, schloß sich der ganze Haufe der Hetzjagd an, dieselbe Straße hinab, durch die Sam-moi noch vor einer halben Stunde so erhobenen Hauptes geschritten war.

Sam-moi mußte wie durch Spießruten hindurch. Die Geschäftsleute waren unter ihre Türen getreten, und auch die Passanten hatten sich schleunigst auf die Seite geflüchtet, als sie den Mann heranstürmen sahen. Keiner hielt ihn an. Nur an einer Stelle schienen ihm Schwierigkeiten erwachsen zu wollen. Ganz unten, beim Laden des dicken Metzgers, standen zwei Männer. Diese führten offenbar etwas gegen ihn im Schild. Als sich Sam-moi ihnen näherte, schwenkte jeder einen Stiefel in der Hand. Er stutzte. Er erkannte sie. Eine dunkle Röte überzog sein Gesicht, und aus den sonst so gutmütigen, treuherzigen Augen schossen Blitze. Er hielt an, als wollte er zu einem Sprung ausholen. Doch — „Ein Dieb! Haltet ihn! Ein Dieb!“ erscholl es dicht hinter ihm. Das gab seinen Ge-

danken wieder eine andere Richtung. Er stürmte weiter, zwischen den beiden hindurch. Diese empfingen ihn mit höhnischem Grinsen, und einer schrie: „Halt! nicht so eilig, Sam-moi. Hier sind deine Stiefel, ziehe sie an, dann kannst du besser laufen!"

Der Lange achtete nicht auf den Spott. In gewaltigen Sätzen brach er sich Bahn. Doch mit Blitzesschnelle holten die beiden zum Schlag aus. „Hier, du blauer Dummkopf," rief der größere von ihnen, „verschmähst du die Stiefel, dann nimm wenigstens das mit!" Und mit Schwung flogen dem Armen die Stiefel an den Kopf. Zwei, drei Schritte taumelte er, doch kam er nicht zu Fall.

Der feiste Schlächtermeister hatte diesmal Sam-moi bemerkt. Die großen, schwammigen Hände in die Magengegend gestemmt, stand er da. Sein Fettpanzer war in schüttelnder, zitternder Bewegung, und seinem Halse entwanden sich kichernde, quiekende Töne.

Auch die beiden Spitzbuben waren in äußerst heiterer Stimmung. Ihr Hohngelächter dröhnte nur so, als sie nach der baufälligen Hütte zurückschritten, an deren Wand wir heute früh die beiden Zeichen Yen-lim gelesen haben. Eine ganze Schar verkommen aussehender Gestalten erwartete sie vor der Türe, unter ihnen das berühmte „neunte Mädchen", Sam-mois Bruder. Von diesem hatten sie schon gestern von des letzteren Rückkehr gehört. Trotzdem hätte Sam-moi heute nicht so viel Pech gehabt, hätte er nicht durch sein festes Aufstampfen mit den Stiefeln die Aufmerksamkeit der Strolche auf sich gezogen.

Wir haben gesehen, wie einer von ihnen den Kopf zur Türe heraus streckte, um zu erfahren, wer so geräuschvoll durch die Straße stolziere. Als sie mit Hilfe des „neunten Mädchens" festgestellt hatten, daß der elegante Herr dessen Bruder sei, erfolgte drinnen eine Beratung. Bald war man einig, ihm irgend einen Schabernack anzutun. Und einer der schlimmen Gesellen, der erst kürzlich von Kanton zurückgekommen war, wo er als Taschendieb seinen Unterhalt verdient hatte, wollte seinen Kameraden den Beweis erbringen, daß er in seinem Beruf etwas Tüchtiges gelernt habe. Er erbot sich gegen eine Wette, dem Mann die Stiefel zu stehlen. Da diese aber doch an den Füßen steckten, nahm es alle wunder, wie er dieses Kunststück fertig bringen werde. Der verräterische Bruder setzte sogleich zwei Flaschen auf die Wette, was vom Sprecher angenommen wurde. Dieser, der sich im gewöhnlichen Leben als „Kostbares

Kleinod" unterschrieb, bei seinen Bekannten aber den Namen „Alte Baumwurzel" führte, verließ jetzt mit einem Freund das Lokal. Wie die beiden ihre Aufgabe lösten, haben wir gehört.

Während nun die Gaunerbande sich an dem Reisschnaps erhitzte, eilte der arme Sam-moi seinem Dorfe zu. Beim Metzgerladen war er wieder in die Seitengasse eingetreten. Diesmal achtete er weder auf den Blinden, noch auf die Schmiede. Er suchte nur so schnell wie möglich aus dem Bereich des Marktes zu kommen. Sobald er diesen hinter sich hatte, strebte er dem freien Felde zu, denn die Straße war noch gar zu belebt und konnte ihm nur neue Gefahren und neue Schmach bringen.

Bis zum Pfandhaus hatte man ihn verfolgt. Hier hielt die Menge an. Der Lange hatte einen zu großen Vorsprung. Und dann hätte es bei dem komischen Charakter des Vorfalls keinen Sinn gehabt, ihm weiter nachzusetzen. In heiterster Laune ging man auseinander, und ganz Thai-lyung-then war an diesem Abend und den folgenden Tagen voll von dem köstlichen Spaß mit Sam-moi.

Dieser war spät in der Nacht daheim angekommen. Als man ihn am andern Morgen suchte, war er verschwunden.

Die Tigerjagd.

Es war vor einigen Jahren, am zweiten chinesischen Neujahrstag. In der weiten Hin-nen-Ebene hörte man Salve auf Salve und aus den Dörfern ertönte dumpfer Trommelschlag. Auf den schmalen Fußpfaden wandelten Gruppen junger Leute, zu fünfzehn und zwanzig oder auch mehr. Weithin hoben sich die weißen Strümpfe ab, die das Mittelglied bildeten zwischen seidengestickten Schuhen und bunten Überhosen. Selbstbewußt und selbstzufrieden schritten sie dahin. Es war ja Neujahr. Eine herrliche Zeit! Der Himmel auf Erden!

Diese Auffassung schien auch das alte Männchen zu teilen, das am Nachmittag dieses Tages aus dem Dörfchen Tigerdamm einem nahen Hügel zustrebte. Der Nordwind spielte mit seinem Rock, faßte auch zuweilen nach dem schneeweißen Zöpfchen, ohne auf das Alter des Trägers die mindeste Rücksicht zu nehmen. Um erfolg-

reich gegen den wirschen Gesellen ankämpfen zu können, umspannte die Hand des Alten etwas fester als gewöhnlich einen langen Stab.

Bei der Biegung einer Hecke, die sich von Tigerdamm heraufzog, blieb er plötzlich stehen und bückte sich. Richtig, da hatte sein Enkel, der kleine A-sam, wieder einmal seine Pflicht nicht getan. Statt, wie er ihm so fest eingeschärft hatte, ein besonderes Auge auf das große, schöne Kalb zu haben, hatte er dieses sich selber überlassen. Und wo mochte die Kuh sein? Und wo trieb der Schlingel selbst sich herum? Doch halt — ja, das war's. Dort hinten, beim Stamm Tshya, wurde getrommelt. Da hatte natürlich der Junge nicht widerstehen können. Er hatte Kuh und Kalb und alles vergessen und war gegangen, sich den Löwentanz anzusehen. Nun, dann mußte er eben wieder umkehren und selber das Tier heimtreiben. „Ho! ho! steh auf!" rief er jetzt. Und zur Unterstützung seines Rufes wollte er mit dem Stock nachhelfen. Doch plötzlich ertönte ein gellender Aufschrei. Der Alte taumelte rückwärts, und ein gewaltiger Tiger warf sich auf ihn!

In dem Augenblick erschien ein Trupp jener typischen Neujahrsspaziergänger. Die Knie nach vorn durchgedrückt, die Hände in den muffartigen Rockärmeln vergraben, mit eingezogenem Genick kamen sie daher. Hui! wie kam Leben in die Gesellschaft, als die den Schrei vernahmen und, kaum zweihundert Schritte entfernt, den Tiger erblickten. Als ob ihnen Flügel gewachsen wären, drehten sie um und jagten dem Dorf zu. Vorbei war jetzt die Vorsicht, die sie soeben beim Gehen beobachtet hatten. Ängstlich waren sie jeder Pfütze ausgewichen, damit ja ihre weißen Strümpfe sauber blieben, und die schönen Schuhe und Hosen, die auch noch im nächsten und übernächsten Jahr der Aufpolierung ihrer Person dienen mußten, nicht beschmutzt würden. Niemand achtete jetzt auf solche Kleinigkeiten. Und hoch spritzte das Wasser auf, wenn wieder so ein Plattfuß in eine Lache eingeschlagen war. Einige verloren sogar den Schuh im Schlamm. Sie ließen ihn stecken und strebten weiter. Auch den Zopf hätten sie zurückgelassen. Doch der war festgewachsen und flatterte in einem Winkel von neunzig Grad lustig hinter ihnen her.

Im Nu war das Dorf alarmiert. Alles rannte nach Waffen. Und als ob der Landsturm aufgeboten wäre, zogen sie aus. Langsam ging es dem Hügel zu. Vorsichtig spähten die Augen über das Gelände hin, die Büchsen zum Schuß bereit, die Lanzen und Helle-

barden krampfhaft umspannt. Nichts ließ sich sehen. Doch halt! Klang das nicht wie Stöhnen? Es kam von der Biegung des Hages her. In einigen Minuten, immer bedächtig und ängstlich vorwärts schreitend, hatten sie die Stelle erreicht. Ja, da lag er, der Alte. Die Augen waren geschlossen. Das Gesicht war bleich und zeigte Blutspuren. Tiefe Atemzüge aber verrieten, daß noch Leben in ihm war. In wilder Verzweiflung warfen sich die Söhne über den Daliegenden. Die andern kümmerten sich nicht weiter um ihn, ihr ganzes Interesse galt dem Tiger.

Dieser mußte eben noch hier gewesen sein. Man blickte den Hügel hinauf und hinunter, sah nach rechts und nach links, nirgends eine Spur. „Dort! dort geht er!“ schrie jetzt einer. Wie vom Blitz getroffen fuhren die Leute zusammen. Das Blut trat ihnen aus dem Gesicht, die Knie schlotterten.

Aller Augen suchten die angegebene Richtung. Dort, auf der andern Seite der Dornhecke, durch eine Lichtung deutlich sichtbar, schritt der Tiger die Berglehne hinan, ruhig, majestätisch. Ein prächtiges Tier. Jetzt blieb er stehen und drehte den Kopf den Verfolgern zu. Aus dem breiten, fast kreisrunden Gesicht blitzten zwei wilde Augen, die sich für einige Sekunden fest auf die bewaffnete Schar hefteten. Dann wandte sich der Tiger zum Gehen.

Plötzlich brach einer der Männer in lautes Schreien aus. Es war nicht ganz klar, ob er damit die Bestie verjagen oder sich selbst Mut machen wollte. Doch die andern folgten ihrem Beispiel. Und nun entstand jenes markdurchdringende, gellende Geschrei, das für den Europäer, der es zum erstenmal hört, geradezu unheimlich klingt und ihm ganz auf die Nerven geht.

Auch auf die Nerven des Tigers schien das wilde Geheul aufregend zu wirken, denn auf einmal änderte er seinen Kurs und jagte in gewaltigen Sprüngen den Abhang hinunter. Unter dem Hag durchkriechend oder über ihn hinwegspringend, gelangte der Haufe endlich auch auf die andere Seite, gerade noch schnell genug, um zu sehen, wie das Tier in einem kleinen Lehmhäuschen, das zur Aufbewahrung von Brenngras diente, verschwand.

„Dort ist er hinein, ich habe ihn gesehen! Ich auch! Ich auch!“ klang es erregt durcheinander. Ja, dort war er hineingegangen, das wußten alle; was nun aber weiter geschehen sollte, wußte keiner. Zuletzt schlug ein junger Mann vor, man solle einen langen Haken

Die Stadt Ka-yin-tschu (am Moi-kong).

Die Missionsstation Phyang-thong.

barden krampfhaft umspannt. Nichts ließ sich sehen. Doch halt! Klang das nicht wie Stöhnen? Es kam von der Biegung des Hages her. In einigen Minuten, immer bedächtig und ängstlich vorwärts schreitend, hatten sie die Stelle erreicht. Ja, da lag er, der Alte. Die Augen waren geschlossen. Das Gesicht war bleich und zeigte Blutspuren. Tiefe Atemzüge aber verrieten, daß noch Leben in ihm war. In wilder Verzweiflung warfen sich die Söhne über den Daliegenden. Die andern kümmerten sich nicht weiter um ihn, ihr ganzes Interesse galt dem Tiger.

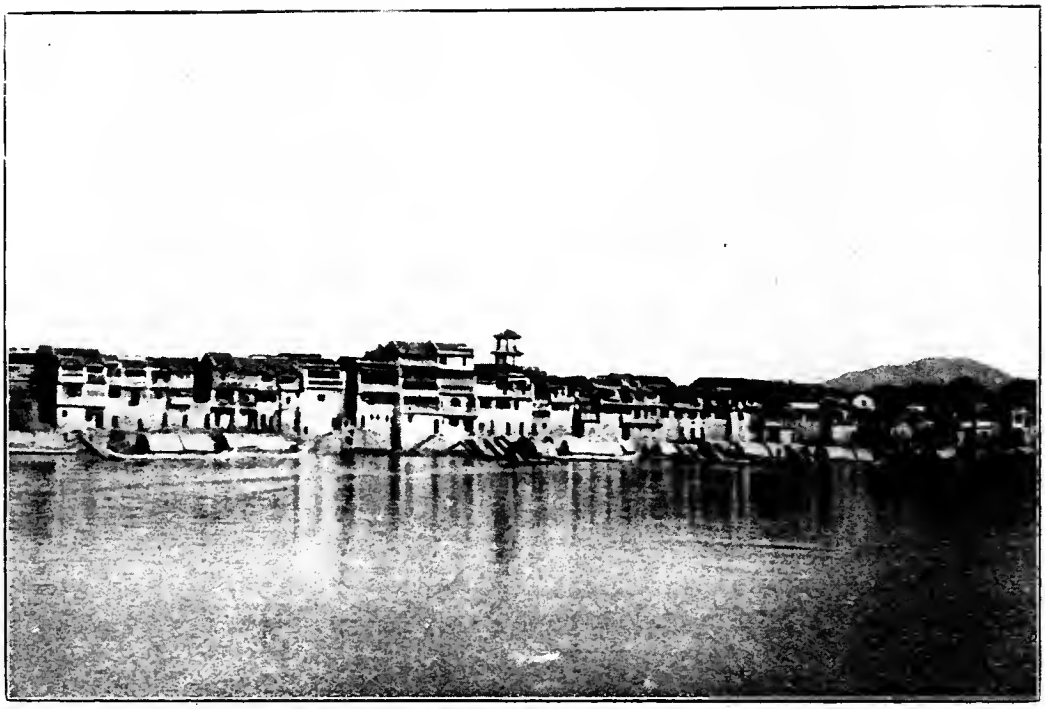
Dieser mußte eben noch hier gewesen sein. Man blickte den Hügel hinauf und hinunter, sah nach rechts und nach links, nirgends eine Spur. „Dort! dort geht er!“ schrie jetzt einer. Wie vom Blitz getroffen fuhren die Leute zusammen. Das Blut trat ihnen aus dem Gesicht, die Knie schlotterten.

Aller Augen suchten die angegebene Richtung. Dort, auf der andern Seite der Dornhecke, durch eine Lichtung deutlich sichtbar, schritt der Tiger die Berglehne hinan, ruhig, majestätisch. Ein prächtiges Tier. Jetzt blieb er stehen und drehte den Kopf den Verfolgern zu. Aus dem breiten, fast kreisrunden Gesicht blitzten zwei wilde Augen, die sich für einige Sekunden fest auf die bewaffnete Schar hefteten. Dann wandte sich der Tiger zum Gehen.

Plötzlich brach einer der Männer in lautes Schreien aus. Es war nicht ganz klar, ob er damit die Bestie verjagen oder sich selbst Mut machen wollte. Doch die andern folgten ihrem Beispiel. Und nun entstand jenes markdurchdringende, gellende Geschrei, das für den Europäer, der es zum erstenmal hört, geradezu unheimlich klingt und ihm ganz auf die Nerven geht.

Auch auf die Nerven des Tigers schien das wilde Geheul aufregend zu wirken, denn auf einmal änderte er seinen Kurs und jagte in gewaltigen Sprüngen den Abhang hinunter. Unter dem Hag durchkriechend oder über ihn hinwegspringend, gelangte der Haufe endlich auch auf die andere Seite, gerade noch schnell genug, um zu sehen, wie das Tier in einem kleinen Lehmhäuschen, das zur Aufbewahrung von Brenngras diente, verschwand.

„Dort ist er hinein, ich habe ihn gesehen! Ich auch! Ich auch!“ klang es erregt durcheinander. Ja, dort war er hineingegangen, das wußten alle; was nun aber weiter geschehen sollte, wußte keiner. Zuletzt schlug ein junger Mann vor, man solle einen langen Haken



Die Stadt Ka=yin=tschu (am Moi=kong).

Die Missionsstation Phyang=thong.

holen, mit dem man die Türe zuziehen könne. Auch ein Strick sei nötig zum Zubinden, weil kein Riegel vorhanden sei. „Ja, so geh doch und hol die Sachen," hieß es. Der Bursche entfernte sich und kehrte bald mit Strick und Haken zurück. Doch, wer sollte jetzt das Wagnis unternehmen und nach dem Häuschen hinuntergehen? „Geh du." „Nein, geh du!" so ging es von einem zum andern. Schließlich waren alle dafür, daß der junge Bursche, der den Vorschlag gemacht hatte, das Werk auch ausführen müsse. „Gut, ich gehe," sagte der, „aber ihr müßt mit." Nachdem man im Flüsterton noch lange hin und her geredet hatte, einigte man sich dann doch dahin, daß alle mit hinunter sollten.

Im Gänsemarsch, lautlos, mit angstverzerrten Gesichtern, den „Sieben Schwaben" gleich, setzte sich der Zug in Bewegung. Je näher man der Hütte kam, um so krampfhafter faßte jeder seinen Vordermann. Der eine suchte sich durch den andern zu decken. Wäre jetzt der Tiger erschienen, die Leute hätten vor Schreck und Betäubung sowohl das Schießen als auch das Fliehen vergessen.

Endlich waren sie unten. Sie wagten kaum zu atmen. Die Türe stand offen, aber nichts war zu sehen. Der junge Mann schlich auf den Zehen hinüber und zog mit dem Haken langsam die Türe zu. Sie knarrte. Doch drinnen blieb alles ruhig. Nun griff er nach dem Strick. Er schob ihn schnell durch den Ring, band ihn um einen vorspringenden Balken und machte den Knoten. Sein Gesicht war fahl, die Lippen zitterten, und an den Schläfen und auf der Stirn sah man deutlich die Blutströme durchzucken. So, nun war die Arbeit getan. Die Hauptgefahr war beseitigt.

Der alte Mann war inzwischen von seinen Söhnen und einigen Verwandten ins Dorf getragen worden. Die Mutter, die Schwiegertöchter und die Enkel stimmten das übliche Geheul an. Der Greis lag da, als ob seine Seele schon entflohen wäre. Unter den Klagetönen der Frauen kehrte jedoch das Bewußtsein wieder zurück. Der Blick des Alten fiel zuerst auf den kleinen A-sam, der neben der Großmutter stand. Er starrte ihn an, ohne zu sprechen. Doch plötzlich kam es ihm wieder: Richtig, wegen des Kalbes war es gewesen. Ach nein, es war ja gar kein Kalb, es war ja ein Tiger! Und wieder sah er die funkelnden Augen, wieder spürte er den heißen Atem der Bestie. Dann griff er mit den dürren, mageren Händen in die Luft, als ob er etwas abwehren wollte. Und dann schwanden ihm die

Sinne wieder. Er sank zurück und war tot. Der Blutverlust, die Aufregung und der Schreck hatten das Ende herbeigeführt.

Während in der kleinen Ahnenhalle dieser natürliche, alltägliche Vorgang sich abspielte, war das übrige Tigerdamm in der größten Aufregung. Sie hatten einen Tiger gefangen, einen wirklichen, leibhaftigen Tiger. Mit Stolz schaute man auf die Nachbarn, die allmählich zu Hunderten sich eingefunden hatten, und mit wichtiger Miene erzählte man ausführlich den Hergang der Jagd.

Indes so vollständig war der Sieg der Tigerdammer noch nicht. Der Tiger war zwar gefangen, aber er konnte wieder ausreißen und noch viel Unheil anrichten. Denn die Lehmhütte war ziemlich baufällig, und auch auf die lotterige Türe war wenig Verlaß. Es war daher angezeigt, dem Tier so bald wie möglich den Garaus zu machen.

Doch, wie und womit sollte das geschehen? Schon zwei Stunden wurde über diese Frage beraten, ohne daß man zu einem Entschluß gekommen wäre. Daß ihm nur mit ein paar kräftigen Schüssen beizukommen war, sah man zuletzt ein. Aber es fehlte an einem guten Gewehr. Es waren ja wohl einige alte Schießprügel da, mit Feuersteinschloß, aber mit diesen war gegen einen Königstiger nichts auszurichten. Plötzlich erinnerte einer daran, daß die Fremden, die nur zehn Minuten entfernt wohnten, gewiß gut mit Waffen versehen seien. Und so erschienen denn bald einige Männer bei uns, die ein Gewehr leihen wollten. Wir konnten diesem Begehren nicht entsprechen, dagegen erklärten wir uns bereit, mitzukommen und zu sehen, was sich tun lasse. Mein Freund, Herr R., nahm sein Winchester-Gewehr, während ich einen Revolver zu mir steckte.

In wenigen Minuten schon waren wir in Tigerdamm, wo wir eine große, aufgeregte Volksmenge vorfanden. Von weither waren die Leute gekommen, die wilde Bestie zu sehen. Ohne Verzug ließen wir uns nach der Hütte führen. Sie war klein und niedrig, aus Lehm aufgeführt, der aber vom Regen schon stark gelitten hatte, so daß das Ganze wenig vertrauenerweckend aussah. Denn befand sich wirklich ein Tiger in dem Häuschen, woran wir anfangs noch zweifelten, da alles so still blieb, dann mußte es diesem nicht allzu schwer werden auszubrechen. Herr R. verschaffte sich nun eine Leiter und stieg auf das Dach, um von dort aus vorzugehen. Ich postierte mich neben der Türe. Auf der obersten Sprosse angekom-

men, blieb jener stehen, nahm behutsam einige Ziegel weg, um einen Blick in das Innere gewinnen und durch die Lücke hinunterschießen zu können. Kaum hatte er seine Augen an die Öffnung gebracht, als er mir aufgeregt zurief: „Ein kolossales Tier! Einen Kopf von dieser Größe.“ Er machte mit den Händen eine entsprechende Bewegung.

Der Tiger ruhte in der Ecke am Boden. Die Vorderfüße hatte er nach vorn ausgestreckt, während der Kopf aufgerichtet und Herrn R. zugekehrt war. Ohne die Lage zu verändern, folgte das Tier jeder Bewegung des letzteren. Und als dieser jetzt den Gewehrlauf durch die Dachöffnung senkte, erfolgte in der Hütte ein Gebrüll, das allen durch Mark und Bein ging. Mein Freund fuhr unwillkürlich zurück, und auch ich zuckte zusammen. Denn während ich außen an das wacklige Türchen angelehnt stand, kauerte auf der Innenseite, nur etwa drei Zentimeter von mir entfernt, ein Königstiger! Erst das Brüllen brachte mir das Gefährliche dieser Nachbarschaft so recht zum Bewußtsein.

Herr R. hatte sich inzwischen wieder von seinem Schrecken erholt und wollte jetzt abdrücken. Doch, was war das? Der Schuß ging nicht los! Er spannte ein zweites und drittes Mal. Derselbe Erfolg. Offenbar war an dem Gewehr etwas nicht in Ordnung. Wie ärgerlich! Ich reichte ihm nun meinen Revolver hinauf. Der kürzeren Waffe wegen streckte er jetzt den Arm etwas tiefer durch die Ziegel. Ein Schuß krachte, und ein Gebrüll, stärker als das erste, folgte. „Famos! Getroffen!“ rief ich dem Schützen zu. Doch dessen Gesicht war kreidebleich, und langsam brachte er hervor: „So, nun hat mir die Bestie auch noch die Hand zerkratzt!“ Und wirklich, die rechte Hand, die den Revolver hielt, war über und über mit Blut bedeckt. Der Tiger hatte, als er die Hand mit der Waffe in der Dachluke erspähte, zu einem gewaltigen Sprung angesetzt. In demselben Augenblick jedoch wurde der Revolver abgedrückt. Die Kugel war dicht neben dem linken Auge in den Kopf eingedrungen. Der Tiger sank unter wütendem Geheul zurück. Sein Sprung war, wenn auch nicht vereitelt, so doch abgeschwächt worden. Immerhin war es ihm gelungen, sich in Herrn R.s Hand festzuhaken und diese gründlich zu zerfleischen. Und es ist als eine gütige Fügung anzusehen, daß die Kugel zur rechten Zeit dem Lauf entschlüpft war. Ohne ihr Dazwischenkommen hätte der Tiger wohl das Gesicht seines Gegners

erreicht, oder wäre durch den starken Anprall das ganze Dach in Brüche gegangen, was zu großem Unglück hätte führen können.

Der wackere Schütze wollte auch jetzt noch nicht von der Bestie ablassen. Er hatte noch fünf Kugeln im Lauf, die mußte er doch abschießen. Da aber zu befürchten war, daß der starke Blutverlust ihm die Besinnung rauben könnte, nötigte ich ihn, von der Leiter herunterzusteigen. Ich verband ihm dann mit einem Taschentuch notdürftig die Hand und geleitete ihn nach unserer Wohnung zurück.

Während nun der verunglückte Jäger in ärztlicher Behandlung war und der zerfleischte Greis seine Seele aushauchte, ereilte auch den Tiger sein Schicksal. Ich hatte nämlich, als ich mit meinem Freund Tigerdamm verließ, Gewehr und Revolver unserem chinesischen Begleiter übergeben. Dieser konnte es nicht lassen, die Leiter hinaufzusteigen, um nach dem Tiger zu sehen. Als er merkte, daß dieser seine Sache noch keineswegs für verloren gab, vielmehr noch trotzig und wild zu ihm heraufschaute, griff auch er zur Flinte. Und was dem gewandten und mutigen Europäer nicht gelungen war, das brachte die chinesische Schlafmütze fertig. Langsam und bedächtig besah er das Gewehr von allen Seiten. Und bald hatte der Schlauberger den Fehler herausgefunden und beseitigt. Und jetzt legte er auf den Tiger an. Es krachte, und das Tier schien getroffen, denn es heulte wild auf. Der Stoß des Gewehrs war jedoch so stark gewesen, daß das schwächliche Männchen das Gleichgewicht verlor und rückwärts von der Leiter stürzte. Doch es stieg wieder hinauf. Und wieder ein Knall, und wieder Gebrüll. Aber auch unser Chinese, so fest und sicher er diesmal zu stehen glaubte, wurde wieder umgeworfen. Abermals versuchte er sein Glück, und wieder erreichte er mit dem Kopf zuerst den Boden. Und so sechsmal hintereinander. Doch Beharrlichkeit ist eine gute Charaktereigenschaft und hat schon manchen an das Ziel seiner Wünsche gebracht. Als der Tiger von der letzten Kugel getroffen war, streckte er sich lang aus und blieb still.

Nachdem ich meinen Freund gut verbunden und versorgt wußte, kehrte ich auf den Schauplatz unseres Abenteuers zurück. Ich fand die Leute noch aufgeregter als vorhin. Auf mein Befragen führte man mich ans untere Ende des Dörfchens. Unter einer malerischen Bambusgruppe hing über einer Stange der Räuber aus dem Namlyang-Gebirge. Ein prächtiges Tier. Der lange Schwanz reichte

bis zur Erde. Das Anschauen der gefallenen Größe erweckte in mir ein eigenartiges Gefühl. Ich spürte etwas wie Beschämung in mir aufsteigen. Nicht im ehrlichen Kampf, Brust gegen Brust, hatten wir den Tiger überwunden, sondern unsere heimtückischen Geschosse hatten den freien Sohn der Berge niedergestreckt. Der Triumph der Technik über die rohe, wilde Kraft.

Die Gefühle der Tigerdammer waren prosaischerer Natur. Bei meiner Ankunft war gerade ein heftiger Streit darüber entbrannt, wem der Tiger nun gehören solle. Die Angehörigen des verstorbenen Alten wollten allein die Hand auf ihn legen. Er habe ihren Vater totgebissen! Jener mutige Bursche aber, der ihn eingeschlossen hatte, machte auch seine Ansprüche geltend. Dann kam der Besitzer der Grashütte, dann der, der den Strick geliehen hatte, und zuletzt noch alle die, die beim Schreien mitgeholfen hatten. Das sei sehr wichtig gewesen. Ohne ihr Geschrei wäre der Tiger gar nicht auf den Einfall gekommen, sich in der Hütte zu verbergen. Schließlich reklamierte auch noch unser Begleiter seinen Anteil. Er erinnerte an seine mutige Tat auf der Leiter und wies darauf hin, daß er sechsmal beinahe totgestürzt sei. Auch ich blieb nicht zurück, ich verlangte für meinen Freund Fell und Krallen. Und da mir diese bereitwilligst zugestanden wurden, konnte ich nicht recht begreifen, worüber man sich jetzt noch zankte.

Die Tigerdammer aber brauchten vier Tage, bis sie endlich über dem toten Tiger Frieden schlossen, und wären wir nicht vermittelnd dazwischen getreten, dann wäre in dem sonst so stillen Dörfchen noch blutiger Bruderzwist entstanden. Sie gingen dann zuletzt einen Kompromiß ein, nach dem die verschiedenen Parteien einen bestimmten Gewichtsanteil an der Beute bekommen sollten. Und damit alles ordentlich und ehrlich zugehe, sollte der Tiger auf unserer Station geschlachtet werden.

So gab es also auf unserem Hof ein eigenartiges und seltenes Schlachtfest. Der Tigermetzger, der ganz bei der Sache war, trennte zuerst mit Vorsicht und Geschick das Fell ab, das sogleich auf ein Bambusgestell gespannt und in der Sonne getrocknet wurde. Dann wurden die Eingeweide ausgenommen. Im Magen fanden sich noch die Reste einer frisch verzehrten Mahlzeit. Endlich wurde das Fleisch ausgehauen und pfund- und lotweise abgegeben. Und das bereits stark in Verwesung übergehende Tigerfleisch fand reißenden

Absatz. Ja selbst die Eingeweide nebst Inhalt wurden um teures Geld verkauft. Die Knochen, der für die Chinesen wertvollste Teil, fielen unserem Begleiter zu. Dieser setzte sich sofort mit einem gewiegten Geschäftsmann in Verbindung, der sie abkochen ließ und als Tigersalbe in den Handel brachte. In wenigen Tagen hatte er den ganzen Vorrat abgesetzt. Und jetzt begriff ich auch, warum die Tigerdammer sich so erhitzt und mir so bereitwillig das Fell überlassen hatten. Dieses repräsentierte einen Wert von höchstens zehn Dollar, während aus Fleisch und Knochen gut das Fünfzigfache erzielt wurde.

Im stillen hielten sich diesmal beide Teile für dumm. Wir lachten über die Chinesen, die nicht einsehen wollten, daß bei einem Tiger das Fell die Hauptsache war. Die Chinesen dagegen schmunzelten über die dummen Fremden, die natürlich nicht wußten, welch stärkende Kräfte in Tigerfleisch und Tigersalbe enthalten waren. Diese Chinesen waren nämlich schon lange vor Jakob Moleschott und seinen Freunden auf den Satz gekommen: „Was der Mensch ißt, das ist er." Sie glaubten, Tigerfleisch gebe Tigermut und Tigerwildheit. Uns kam diese Auffassung vortrefflich zu statten. Sie waren glücklich über das Tigerfleisch, und uns erfreute das schöne Fell. So waren beide Teile befriedigt.

Seit der denkwürdigen Tigerjagd sind Jahre verstrichen. Den mutigen Schützen haben wir inzwischen in Chinas Erde gebettet, das Tigerfell aber wanderte nach Europa, wo es noch lange an das Abenteuer in Tigerdamm erinnern wird.

Der Fall der chinesischen Mauer.

Die sogenannte „chinesische Mauer", von den Chinesen Wan-li-tschhong-schang, „zehntausend Meilen lange Stadt" genannt, ist eines der merkwürdigsten und großartigsten Bauwerke der Erde. Sie zieht sich in einer Länge von über dreitausend Kilometern der Nordgrenze des chinesischen Reiches entlang, und man hat berechnet, daß das Material, welches zum Bau dieses Riesenwerkes verwendet wurde, ausreichen würde, eine Mauer aufzuführen, die zweimal den Äquator umspannen würde und sechs Fuß hoch, sowie zwei Fuß dick wäre.

Als ihren Erbauer nannte man früher den ersten Kaiser der

Tshin-Dynastie, Schi-Huang-ti (252—211 v. Chr.). Die neueste Forschung jedoch läßt sie — wenigstens zum größten Teil — erst unter den Ming-Kaisern, im 15. Jahrhundert, entstanden sein.

Die Riesenmauer diente ursprünglich als Grenzbefestigung gegen die halbwilden Mongolenstämme im Norden, wie zur Absperrung Chinas überhaupt. Heute hat sie diese Bestimmung verloren. Sie ist weiter nichts mehr als die Landmarke für den mongolischen Kameltreiber. Ihre Wachttürme sind verlassen, ihre Tore geöffnet. Unaufhaltsam geht sie dem Verfall entgegen, und bald wird sich die Sage ihrer bemächtigen.

Ein Abbild dieses großen Grenzwalls ist jene andere chinesische Mauer, deren Einsturz vor einigen Jahren von den Blättern gemeldet wurde. Es handelte sich um die Nachricht der „Pekinger Zeitung", daß durch ein kaiserliches Edikt vom 7. September 1905 die bisherigen Examina in China abgeschafft und fortan Prüfungen nach europäischem Muster und unter Berücksichtigung der Wissenschaften des Westens eingeführt werden sollen. Diese Verordnung bedeutete tatsächlich den Fall der „eigentlichen" chinesischen Mauer, den endgültigen Bruch mit dem Alten.

Doch, will man einen Begriff bekommen von der ganzen Tragweite dieser Maßregel, dann muß man die Bedeutung kennen, welche das Examenswesen im Leben der Chinesen einnimmt.

Die ersten Anfänge öffentlicher Prüfungen in China reichen um einundvierzig Jahrhunderte zurück. Schon im Jahre 2256 v. Chr. soll der berühmte Kaiser Schun ein alle drei Jahre wiederkehrendes Examen angeordnet haben zwecks Prüfung seiner Beamten. Die von ihm aufgestellten Vorschriften erfuhren in der Folgezeit nicht unwesentliche Veränderungen, bis sie unter Kaiser Thai-tsung, der von 627—650 n. Chr. den Drachenthron inne hatte, in der Hauptsache die spätere Fassung annahmen. Bald nach ihm wurden auch die bekannten drei literarischen Grade eingeführt: Syu-tshoi, „blühendes Talent"; Ki-nyin, „beförderter Mensch"; Tsin-s, „eingetretener Gelehrter". Diese drei Grade entsprachen etwa der bei uns früher üblichen Einteilung: Baccalaureus, Magister und Doktor.

Den ersten Grad, den eines Syu-tshoi, erwirbt sich der chinesische Student in der Präfekturstadt. Zweimal in drei Jahren finden sich

dort bis zu zehntausend Kandidaten ein. Eine Altersgrenze ist für diese nicht festgesetzt. Neben dem zwölfjährigen Jungen sitzt der siebzigjährige, zitternde Greis. Ja, es kommt nicht selten vor, daß Großvater, Vater und Sohn zusammen nach der Examensstadt ziehen, um sich dort ein Diplom zu holen. Auch über seine Vorbildung und seinen Studiengang hat sich der Examenskandidat nicht auszuweisen, dagegen ist er verpflichtet, ein Sittenzeugnis beizubringen. In dieses hat er zunächst ein genaues Signalement, wie auch die Namen der letzten drei Generationen seiner Vorfahren einzutragen. Dann muß er angeben können, daß er nie gerichtlich bestraft war, nicht in Trauer um seine verstorbenen Eltern ist, daß er nicht von einer Prostituierten abstammt, auch nicht von Schauspielern, Gerichtsdienern, Polizisten usw., daß er keinen falschen Namen trägt, keinen falschen Geburtsort angibt, kurz, daß er kein Betrüger ist. Dieses Zertifikat muß von zwei staatlich geprüften Gelehrten von tadellosem Ruf als Bürgen, sog. „Lim-pau", unterschrieben sein.

Mit diesen Bürgen treffen dann die Examenskandidaten in der Präfekturstadt ein. Kanonendonner weckt sie in der Frühe des ereignisvollen Tages aus dem Schlummer. Es ist morgens zwei Uhr. Feierlich und ernst schreiten sie im vorgeschriebenen langen, blauen Gewand aus ihren Einzelquartieren der riesigen, hellerleuchteten Examenshalle zu. An der ersten großen Eingangstüre angekommen, erhält jeder ein numeriertes Bambusstäbchen, das er an einer zweiten Türe abzugeben hat. Dort stehen auch seine zwei Bürgen, die bezeugen müssen, daß alles in Ordnung ist. Auch wird der mitgebrachte kleine Korb, in dem sich nur Pinsel, Papier, Tusche, Wasser und einige Brötchen befinden dürfen, einer peinlichen Untersuchung unterworfen. Wer Bücher, Kompositionen oder Geld einschmuggelt, wird vom Examen zurückgewiesen und mit dem Holzkragen bestraft. Dieser Eintrittsappell dauert bis gegen sieben Uhr.

Nun werden die Türen verschlossen und versiegelt. Der Examinand erhält ein Heft, das die Nummer seines Platzes trägt, den er alsbald aufsucht. Auch der Examinator und die Aufseher nehmen ihre Plätze ein. Totenstille herrscht in der weiten Halle. Nur die zehntausend Herzen hämmern fast hörbar. Ebensoviele Augenpaare sind voll Spannung auf den Mann am Präsidententisch gerichtet. Jetzt erhebt sich dieser und gibt das Thema bekannt.

Wurde in früheren Jahrhunderten beim Examen Vertrautheit mit den sogenannten „sechs Künsten": Anstand, Musik, Bogenschießen, Wagenfahren, Schreiben, Rechnen — verlangt, so beschränkte sich in neuerer Zeit die Prüfung auf ein Gedicht und den „achtgliederigen Aufsatz". Dieser ist ein ganz eigenartiges chinesisches Gebilde. Zuerst kommt „die Eröffnung des Themas", bestehend aus zwei Sätzen, dann „der Anfang der Betrachtung". Diesem folgen „die vier Gliederpaare", daher „achtgliedrig". Alles ist genau vorgeschrieben. Die Form soll „fließend und regelmäßig, abgerundet, klar und rein" sein. Das Thema bildet meist ein Satz aus den klassischen Schriften, den „vier Büchern und fünf Klassikern", welche die Lehre des Konfuzius, Menzius u. a. enthalten. Solche Sätze sind z. B.: „Der Edle denkt beim Essen nicht ans Sattwerden, beim Wohnen nicht an die Bequemlichkeit", oder: „Wer das Rechte kennt, sich aber scheut, es zu tun, der ist kein tapferer Mann" usw.

Dem ersten Aufsatzthema, das um sieben Uhr ausgegeben wurde, tritt um neun Uhr ein zweites zur Seite, ebenso ein Thema für das Gedicht. Gegen ein Uhr rufen die Aufseher: „Schreibt schnell ins Reine," und zwei Stunden später: „Übergebt rasch die Hefte."

Die Examensarbeiten werden zunächst von sieben Assessoren geordnet und gelesen. Die besten Aufsätze wählen diese aus und übergeben sie dem Examinator, dem sogenannten „Hok-thoi", zur letzten Durchsicht und Prüfung. Der Hok-thoi ist vom Kaiser selbst ernannt. Er ist den Reihen der hohen Graduierten entnommen. Sein Mandat währt immer nur drei Jahre, erstreckt sich aber auf eine ganze Provinz. In dieser ist er während der Amtsdauer die angesehenste und mächtigste Persönlichkeit. Ehrerbietig und unter großem Pomp wird er auf seinen Reisen von den niederen und höheren Beamten empfangen und durch ihr Gebiet geleitet. Die Wohnung, die für ihn in den verschiedenen Präfekturstädten in Bereitschaft gehalten werden muß, ist neu möbliert und auf das bequemste ausgestattet. Bei seinem Abzug nimmt er alles mit, was nicht niet- und nagelfest ist. Wahre Karawanenzüge, die zuweilen eine förmliche Stockung des Verkehrs hervorrufen, folgen seinen Spuren. In der Provinzialstadt läßt er dann die Sachen verkaufen, und nach Ablauf der dreijährigen Amtsperiode ist er ein „gemachter Mann".

Der Hok-thoi unterwirft also die Examensarbeiten einer letzten Prüfung. Bei dieser ist ihm strengste Unparteilichkeit zur Pflicht gemacht. Auf Verfehlungen ist Enthauptung gesetzt.

Nach Verlauf eines Tages wird die erste Liste ausgehängt, die das sehnlichst erwartete Resultat verkündigt. Diese Liste bringt aber noch nicht die Namen der Geprüften, sondern nur die Nummern ihrer Hefte. Wer seine Nummer nicht findet, muß sich als „durchgefallen" betrachten. Die andern dagegen, deren Nummer angeschlagen ist, haben eine Repetitionsprüfung zu bestehen, bei der dann noch manche ausgeschieden werden. Die brauchbaren Arbeiten erhalten Zensuren. Diese lauten etwa: „Ein klarer Geist, eine fixe Hand! Die Idee ist erfaßt, der Stil ist gut!" Oder: „Die Gedanken sind klar wie das Wasser, der Stil ist wunderbar wie ein Ring." Oder auch: „Sein Talent ist groß wie das Meer, sein Herz ist klein wie ein Haar."

Am andern Morgen erscheint dann die sogenannte „rote Liste" an der Mauer der Examenshalle. Jeder sucht nach seinem Namen. Wer ihn findet, der ist Baccalaureus oder Syu-tshoi, „blühendes Talent". Die Zahl dieser Glücklichen ist aber nicht groß. Von hundert Examinanden wird durchschnittlich nur einer promoviert. Die Freude des letzteren kennt keine Grenzen. Eilboten tragen die frohe Kunde nach der Heimat. Die Bürgen und früheren Lehrer erhalten Geschenke. Auch Konfuzius wird nicht vergessen. Unter Führung des Hok-thoi zieht die stolze Schar im neuen blauen Graduierten-Rock und dem beknopften Hute nach dem Tempel des Heiligen, um ihn unter vielen Verbeugungen zu ehren. —

Doch der neue Baccalaureus darf noch nicht ruhen. Er hat sich weiteren Prüfungen zu unterziehen, will er nicht degradiert und bestraft werden. Zunächst handelt es sich um das sogenannte „Jahresexamen", das ebenfalls in der Präfekturstadt stattfindet, und das er bis zu seinem siebzigsten Lebensjahr mitzumachen hat. Dann aber ist er vor allem verpflichtet, sich um den zweiten literarischen Grad, den eines Ki-nyin, „beförderter Mensch" oder Magister, zu bewerben.

Das Magister-Examen wird in der Provinzialhauptstadt gemacht und alle drei Jahre abgehalten. Die Zahl der Teilnehmer schwankt zwischen fünfzehntausend und zwanzigtausend. Diese alle versammeln sich in einem großen Gebäudekomplex, Kung-yen ge-

nannt, der mit einer Umfassungsmauer umgeben und einer einzigen großen Türe versehen ist. Jedem Kandidaten ist eine besondere Zelle angewiesen, die er während des Examens nicht verlassen darf. Das Essen, täglich zwei Mahlzeiten, wird ihm vom Staate geliefert und durch besondere Diener überbracht.

Die Examensbestimmungen für Erlangung des zweiten Grades haben Ähnlichkeit mit denen der Baccalaureus-Prüfung, nur daß die Aufgaben schwerer gestellt sind. Auch ist die Auswahl diesmal eine viel genauere und kleinere, denn von den fünfzehntausend Bewerbern erlangen nur etwa neunzig den ersehnten Magistergrad. Wer mit neunzig Jahren noch an diesem Examen teilnimmt, bekommt den Grad honoris causa. Die „Drachen-Tigerliste" verkündigt den gespannt Harrenden die Namen der neuen Ki-nyin oder Magister, und mit einem Bankett beim Gouverneur finden die aufregenden Tage, in deren Verlauf es oft über hundert Tote gibt — infolge von Gehirn-, Herz- oder Lungenschlag, oder auch Selbstmord — ihren Abschluß. Auf diesem Fest machen die neuen Graduierten auch vor dem Kaiser den Ko-tau: mit dem Gesicht nach Norden (Peking zu) gewendet, knien sie dreimal nieder und werfen sich neunmal zu Boden.

Mit dem Zertifikat des Gouverneurs versehen, zieht dann der junge Magister im nächsten Jahr nach Peking, um sich hier um den dritten Grad zu bewerben, das heißt „den Doktor zu machen". Im Jahre 1889 erschienen zu diesem Examen aus dem ganzen chinesischen Reich, die Mongolei und Mandschurei inbegriffen, 14 531 Kandidaten. Diese haben zunächst ein wichtiges Vorexamen zu machen, das aber nur eine kleine, schon vorher festgesetzte Zahl von 318 Bewerbern bestehen kann. Und nur diese, Kung-s genannt, dürfen am Doktorexamen teilnehmen. Dieses selbst findet im Friedenspalast statt. Der Präsident des Kultusministeriums hat den Vorsitz. Das Ehrenpräsidium führen die kaiserlichen Prinzen. Diesmal wird kein Aufsatz verlangt, sondern eine gelehrte Abhandlung, die sich auf vier Punkte der Staatsverwaltung beziehen muß. Das Thema ist auf gelbem Papier gedruckt und so gehalten, als ob es vom Kaiser selbst gegeben wäre. Der Inhalt lautet: „Wir, durch die glückliche Wahl des Himmels Kaiser, machen folgende Mitteilung ..." und am Schlusse, wenn alle Fragen gestellt sind, heißt es: „Gelehrte Männer, zahlreich seid ihr hier versammelt. Viele

Jahre habt ihr dem Studium gewidmet. Nun steht ihr im Begriff, euch an den Kaiser zu wenden. Gebt darum heute das Beste. Gebt eure erhabenen Ideen! Ja keine abgedroschenen Redensarten, keine verworrenen, dunklen Sätze! Ich selbst werde eure Arbeiten lesen!" Kniend empfangen die Kandidaten das Schriftstück. Bei dieser Prüfung wird merkwürdigerweise großes Gewicht auf die Kalligraphie gelegt. Doch alle bestehen das Examen, nur werden sie in vier verschiedene Klassen eingeteilt.

Die zehn besten Arbeiten werden dem Kaiser zur Klassifizierung vorgelegt, der sich dann später auch die Verfasser dieser Arbeiten vorstellen läßt. Die drei ersten kommen in die erste Klasse. Sie genießen großes Ansehen im Reich und werden Han-lin oder „Akademiker" genannt. Die übrigen drei Klassen erhalten den Doktorgrad, Tsin-s, „eingetretener Gelehrter". Die meisten dieser Leute stehen jetzt schon in gesetztem Alter. Der bekannte Li-Hung-tschang erreichte dieses Ziel schon mit fünfundzwanzig Jahren, und der berühmte Vizekönig Tschang-Tschi-thung promovierte achtundzwanzigjährig als dritter unter den zehn ersten. Auch dieses Examen schließt mit einer großen Feier im Friedenspalast unter Anwesenheit des Kaisers, der kaiserlichen Prinzen und der hohen Würdenträger des Reiches.

Damit ist das bisherige Examenswesen in China, das durch den eingangs erwähnten Erlaß nunmehr abgeschafft ist, kurz skizziert.

Die chinesischen Kaiser, die mit wenigen Ausnahmen diesen Prüfungen das größte Interesse zuwandten, ließen sich bei der Anordnung derselben von einem doppelten Gesichtspunkt leiten. Die Examina sollten einerseits als Ansporn zum Studium und zur Pflege der Wissenschaften dienen, anderseits sollten sie gleichsam die „Aushebung" eines tüchtigen Beamtenheeres darstellen. Beide Zwecke wurden indes nur halb erreicht.

Denn wenn es auch außer allem Zweifel steht, daß den dritten Grad, zumal den Rang eines Han-lin, nur sehr fähige Leute erlangten, so kann dasselbe nicht in bezug auf die andern Grade gesagt werden. Denn lauteten auch die Examensgesetze sehr streng, so war ihre Handhabung eine um so laxere. Sowohl im Präfekturwie im Provinzialexamen schmuggelten sich gewöhnlich Betrüger ein, sogenannte „Lanzen". Diese waren geriebene, äußerst ge-

wandte Bücherleser, zumeist Graduierte aus einer andern Präfektur, die einen falschen Namen annahmen, ins Examen gingen und für andere schrieben. Oft machte so einer zwei Aufsätze zugleich, wofür er natürlich gut bezahlt wurde. Im Jahr 1902 sollen allein in der Präfektur Ka-yin-tschu nicht weniger als hundert Examenskandidaten mit Hilfe dieser Betrüger den Baccalaureusgrad erlangt haben! So fand sich bei den niederen Beamten oft große Unfähigkeit, denn viele unter ihnen waren durch Betrug oder Kauf in den Besitz ihres Grades und dadurch auch ihrer Stelle gekommen. Doch auch die hohen und höchsten Beamtenposten waren in China nicht selten mit durchaus untauglichen Leuten besetzt. Damit nämlich, daß einer gut dichten und feine Aufsätze machen kann, ist noch keineswegs erwiesen, daß er auch etwas von Politik, vom Verwaltungs- und Gerichtswesen versteht.

Aber auch der andere Zweck, die Pflege der Wissenschaften, wurde durch diese Examina nur in geringem Maße erreicht. Denn da die literarischen Grade in China das Tor zu Reichtum und Ansehen waren, gedieh hier das Strebertum wie kaum anderswo. Schon der Baccalaureusgrad brachte so viele materielle Vorteile, daß er das heißeste Ziel für jeden Chinesenjungen bildete, sobald dieser nur sein ABC-Buch zur Hand nahm und das erste Zeichen malte. Der Baccalaureus wurde zwar nicht staatlich angestellt, hatte aber bedeutende Einkünfte aus dem Gelehrtenfonds seines Stammes; er fand leicht eine gut bezahlte Stelle als Lehrer und bekleidete bald zahlreiche Ämter, bei denen immer etwas für ihn abfiel. Dabei war er der Stolz seiner Familie, seines Stammes, ja der ganzen Gegend. Hatte einer aber erst den zweiten oder gar den ersten Grad errungen, dann war er eine Art Halbgott. Es umgab ihn ein Nimbus, von dem man sich in Europa keine Vorstellung macht. Und ihm standen jetzt auch die höchsten Ehrenstellen und die fettesten Pfründen offen. Er wurde sicher ein reicher Mann.

Das letztere fällt bekanntlich in China sehr ins Gewicht. Denn ebenso sehr wie nach Ehre, strebt der Chinese nach Reichtum. Und daß diese beiden Dinge so ganz im Mittelpunkt seines Lebens stehen, daran waren hauptsächlich die Examina schuld.

Diesen verdankte er auch seine Einbildung, seinen maßlosen Dünkel. Denn daß andere Völker eine solche Einrichtung wie Examina auch haben, das kam den Chinesen nicht in den Sinn. Die

„Fremden" hatten nach ihrer Meinung keine Bücher und keine Wissenschaften, wie sollten sie da Examina machen. Und selbst wenn sie Bücher hatten, hatten sie jedenfalls von den Lehren des großen Konfuzius, von dessen „tiefgründiger Weisheit" keine blasse Ahnung! Wer sollte bei ihnen auch so etwas verstehen! Nur erleuchtete Menschen wie sie, die Chinesen, konnten in die Tiefen und Höhen solch erhabener Geistesprodukte eindringen, nur sie konnten es zu „blühenden Talenten", „beförderten Menschen", „eingetretenen Gelehrten" bringen.

So hatte das Examenswesen um das Reich der Mitte eine Mauer gezogen, die an Ausdehnung und Bedeutung jenes gigantische Bauwerk an seiner Nordgrenze noch übertraf. Was innerhalb dieses Ringwalls lag, das war der von der Sonne beschienene Teil der Erde, das war das Zentrum der Welt. Jenseits der Mauer hausten die „östlichen, westlichen, südlichen und nördlichen Barbaren". Von diesen sich möglichst abzuschließen, lag namentlich im Bestreben der stolzen, allmächtigen Literaten- und Graduiertenkaste. Sie suchten das Mauerwerk noch geflissentlich zu erhöhen und zu befestigen, denn auf den Quadern desselben ruhte ihre Macht und ihr Ansehen.

Jahrhunderte lang beharrte China in dieser Abgeschlossenheit und Selbstherrlichkeit. Da, im Jahre 1794 vernahm man plötzlich starkes Pochen an seinen Toren. Abgesandte der „Barbaren" waren erschienen und begehrten Einlaß. Es war die erste englische Gesandtschaft unter Lord Macartney, der kurz darauf auch eine holländische und eine russische folgten. Man ließ die Fremden ein und empfing sie als Abgesandte von Tributärstaaten, da man sich „alles, was unter dem Himmel ist", unter der Botmäßigkeit des Himmelssohnes stehend dachte. Doch die „Barbaren" waren nicht gleicher Meinung. Es kam zu Reibungen und Zusammenstößen, und gewaltig erdröhnten die Hammerschläge der Engländer (1840—42) und der Franzosen (1857—58 und 1860) an dem alten Mauerwerk, das so lange Zeit China von der Außenwelt abgeschlossen hatte. Bald waren Breschen in dasselbe gelegt, durch welche nun zum Entsetzen der „examinierten Zopfträger" die „fremden Teufel" eindrangen. Mit diesem Namen wurden die Fremden beehrt, seitdem man ihre Macht zu fühlen bekommen hatte, und seitdem man anfing sie zu hassen, statt wie früher zu verachten.

Doch diese Ereignisse hatten noch weitere Folgen. Die Chinesen waren über das plötzliche Eindringen der Fremden nicht nur empört, sondern die Einsichtigeren unter ihnen stellten sich auch die Frage: Wie war das möglich? Sie forschten nach den Wurzeln, aus denen die überlegene Macht der Ausländer herausgewachsen war. Und eine große Anzahl von Chinesen — im Lauf der Jahre etwa zehn Millionen — krochen sogar durch die von den Fremden gemachte Maueröffnung hinaus, um sich Land und Leute da draußen etwas anzusehen. Und was sie da zu sehen und zu hören bekamen, erregte in hohem Maße ihr Staunen und ihre Verwunderung. So hatten sie sich das Leben und Treiben der „Barbaren" nicht vorgestellt! Diese Europäer und Amerikaner, sagten sich die Klügeren und Verständigeren unter ihnen, sind uns ja überlegen! Sie berichteten ihre Eindrücke auch nach Hause. Doch die Mehrzahl ihrer Landsleute, voran die Graduierten, beharrten in ihrem Eigendünkel. Sie behaupteten, es sei nicht „Wun", Wissenschaft, was jenen ihre Erfolge verschaffe, sondern bloß „Wu", Kriegskunst, Technik. Und das beruhigte sie, war doch ihr Literatenstolz nicht beleidigt. Mochten die Fremden immerhin in der Herstellung von Waffen, Maschinen und Schiffen den Chinesen voraus sein, das konnte sie nicht anfechten. In der klassischen Wissenschaft würde China für immer unerreicht dastehen! Und so schritten diese Herren nach wie vor in stolzer Erhabenheit an den Errungenschaften des Westens vorüber. Ja, der Erzieher des Kaisers ging in seiner Antipathie gegen alles Fremde sogar so weit, daß er nie seinen Weg durch die Gesandtschaftsstraße wählte, weil die modernen Straßenrinnen dort seinen konservativen Sinn beleidigten. Die Kehrichthaufen und Regenlachen in den schmutzigen Seitengassen störten ihn weniger!

Dieser Mann hatte unter den hohen Würdenträgern viele Gesinnungsgenossen. In den Herzen dieser Leute reifte sogar der abenteuerliche Plan, den status quo unter allen Umständen wieder herzustellen: die Fremden sollten verjagt oder getötet werden, die Breschen sollten wieder zugemauert, die Mauer selbst bedeutend erhöht und verbreitert werden. Der Boxeraufstand von 1900 sollte ihrer Absicht zur Verwirklichung verhelfen. Doch, es wurde das Gegenteil erreicht, denn gerade diese Ereignisse erschütterten die Mauer in ihren Grundfesten. Stein um Stein bröckelte jetzt ab, ja

ganze Teile des alten, morschen Mauerwerkes wurden niedergelegt. Ein frischer Luftzug drang durch die Ritzen und Öffnungen und blies selbst bis in die hintersten Winkel.

Eifrig griff nunmehr der Chinese nach der Zeitung, um sich zu orientieren über den Lauf der Welt und Zeit. Er kaufte Bücher, Atlanten, Globen, physikalische Instrumente, und grübelte und las bis in die späte Nacht hinein. Auch im Examen wurden diese Dinge jetzt verlangt. Und während bisher, wie wir gesehen haben, die Themata ausschließlich den Klassikern entnommen waren, wurden jetzt auch Aufgaben aus der Geschichte, Mathematik, Physik, Chemie, Geographie usw. gegeben. Da jedoch diese Fächer den meisten ganz fremd waren, so gab es natürlich die sonderbarsten und drolligsten Antworten. Ein Examinator wollte zum Beispiel etwas über die Gesetze der Westländer wissen. Da schrieb einer die „Zehn Gebote" und erklärte sie als das Gesetzbuch der Westländer. Er erhielt den ersten Grad und die Arbeit wurde sehr gelobt! Ein anderer hatte sich in einer Missionsschule flugs die lateinischen Buchstaben angeeignet. Er machte eine mittelmäßige Arbeit über ein schweres Thema, aber er faßte einen neuen großen Gedanken, er schrieb den ganzen Aufsatz in lateinische Schrift um. Der Examinator meinte, es sei Englisch, und gab eine gute Note und den ersehnten Grad.

Die kaiserliche Regierung in Peking, von der Macht der Verhältnisse gedrängt, erließ das denkwürdige Edikt vom 29. August 1901, das die Abschaffung des achtgliedrigen Aufsatzes und eine Änderung des ganzen Examenswesens proklamierte. Und am 13. September desselben Jahres verkündigte die „Pekinger Zeitung": „Alle Schulen sind nach dem westlichen Muster zu organisieren."

So hatten kriegerische Ereignisse den Ringwall Chinas mächtig erschüttert. Ja, es drohte ihm jetzt der völlige Einsturz. Und daher erschien unter der welterschütternden Wirkung des russisch-japanischen Krieges am 7. September 1905 das oben erwähnte Edikt, das die seitherige Examensmethode nun wirklich abschaffte und bestimmte, daß künftig die Beamten aus den Reihen der in westlicher Bildung erzogenen Chinesen gewählt werden sollen. Auch sollten die Prüfungen fortan an den einzelnen Schulen, und nicht mehr bloß in den Präfektur- und Provinzialstädten und in Peking abgehalten werden. Das bedeutete die endgültige Schleifung der eigentlichen chinesischen Mauer.

Und damit war für China eine neue Zeit angebrochen. Das Wort des Konfuzius: „Ich vertraue dem Alten und liebe das Alte," das sich die Chinesen zum Wahlspruch erkoren hatten, hatte seine Zauberkraft eingebüßt. 426 447 325 Menschen — so viele Einwohner soll China nach der Volkszählung vom Jahr 1903 aufweisen —, die bisher gleichsam im Starrkrampf gelegen waren, erwachten jetzt zu neuem Leben!

Die chinesische Revolution.

Phyang-thong, 14. November 1911.

Wir haben bewegte Stunden hinter uns. Gestern mittag, um zwölf Uhr, wurde unser Kreis der neuen Regierung übergeben. Die Aufständischen drangen in das Amthaus ein und stellten den Mandarin vor die Alternative, entweder sich zu ergeben oder zu sterben. Der Mann wählte das erstere.

In der Kreisstadt herrscht ungeheurer Jubel. Tausende durchziehen die Straßen. An den vier Stadttoren ist eine Bekanntmachung der neuen Machthaber angeschlagen, in der das Volk zum Gehorsam und zur Ruhe ermahnt wird. Auf Belästigung der Fremden und der Christen ist Enthauptung gesetzt.

Die neue Kreisregierung besteht aus vier Mitgliedern. Das Finanzwesen wurde einem unserer Christen übertragen. Die Militärgewalt ruht in den Händen eines uns seit Jahren befreundeten Literaten. Das Justizdepartement verwaltet bis auf weiteres der abgesetzte Mandarin. Außerdem ist noch ein Polizeiinspektor da. Die Zentralregierung wird später neue Beamte ernennen.

Die Bewohner unserer Station nahmen in vollem Umfang an der allgemeinen Freude teil. Die Schüler sangen abwechselnd christliche und patriotische Lieder. Bei Eintritt der Dunkelheit ließen sie Raketen steigen.

Unser Lehrer Tsen, ein ungewöhnlich begabter junger Mann, stellte sich in die Mitte des weiten Hofes und hielt eine von glühendem Patriotismus getragene Ansprache. Er zeigte den Knaben und Mädchen das Bild von Sun-Yih-hsien, dem Führer der revolutionären Bewegung. Mit leuchtenden Augen vernahmen die Schüler dessen hochinteressante Lebensgeschichte. Am Schluß rief Tsen mit lauter Stimme über den Platz hin: „Ich hoffe, jeder von euch wird

einmal ein ebenso guter Christ und Patriot wie dieser Mann! Ich hoffe, ihr werdet einmal auch alles daran setzen für die Ehre und Größe unseres geliebten, großen Vaterlandes." Brausender Jubel folgte diesen Worten.

Und um das Gehörte gleich in die Tat umzusetzen, zogen sich die jugendlichen Patrioten jetzt in ihre Schulräume zurück. Die Mädchen, um noch in der Nacht die neue Kriegsflagge anzufertigen: eine weiße, strahlende Sonne auf blauem Grunde. Die Knaben dagegen schnitten sich die Zöpfe ab. Das Zeichen der Unterwerfung unter die verhaßten Mandschu wollten sie keine Nacht länger tragen. Die Arbeit der Mädchen flattert heute lustig über dem Schulhaus. Das Werk der Knaben aber erregt jetzt, bei Tage, allgemeine Belustigung. Ein Chinese ohne Zopf ist eben kein Chinese mehr! Das scheinen die Bürschchen selbst auch zu fühlen. Einige lachen sich gegenseitig aus, andere verstecken sich. Sie schämen sich bereits ihrer patriotischen Tat!

Für die Mission bedeutet der Sieg der Aufständischen in besonderem Sinn einen Sieg. Denn da nicht nur der geistige Urheber der ganzen Bewegung, Sun-Yih-hsien, Christ ist, sondern auch der Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee, Li-Yüen-hung, sowie zahlreiche andere Führer, dürfen wir wohl mit Sicherheit hoffen, daß die neue Ära nicht nur Religionsfreiheit für China bringen wird, sondern auch staatliche Anerkennung der christlichen Schulen.

Wie sich die Zukunft der Europäer in China gestalten wird, läßt sich schwer voraussagen. Bis jetzt suchen die Aufständischen ängstlich jeden Konflikt mit diesen zu vermeiden. Ob sie dieselbe Vorsicht auch dann noch wahren werden, wenn sie in späteren Jahren einmal über größere Macht verfügen, muß bezweifelt werden. Jung-China hat sich ein doppeltes Ziel gesteckt: erstens phai Man, „Vernichtung der Mandschu", zum andern phai ngoi, „Vernichtung respektive Vertreibung der Fremden". Da ihnen das erstere so überraschend schnell gelungen ist, hoffen sie auch den zweiten Punkt ihres Programms durchführen zu können.

Jedenfalls wird man bald mit einem mächtigen Anwachsen des Nationalgefühls bei den Chinesen zu rechnen haben. Auch ist China nach mehr als einer Seite hin in besonderem Sinn ein Land unbegrenzter Möglichkeiten. Ja, die „Republik China" wird die Welt noch vor große und schwierige Probleme stellen!

So schnell freilich wird das ungeheure Reich nicht zur Ruhe kommen. Es wird noch Jahre brauchen, bis Ordnung und Friede eingekehrt sein werden. Von seiten der Mandschu allerdings wird kaum etwas zu befürchten sein, dagegen sind die geheimen Gesellschaften tüchtig an der Arbeit. Unseren sogenannten Trias-Leuten will es gar nicht gefallen, daß die neue, provisorische Regierung auf Mord und Plünderung die Todesstrafe gesetzt hat. Diesen geborenen Räubern verursacht solch stramme Zucht starkes Unbehagen. Sie haben darum auch bereits laut werden lassen, daß sie sich diesen Verordnungen nicht fügen werden.

Die Regierung in unserem Kreis Hin-nen ist sehr in Sorge ihretwegen. Gestern in der Nacht noch sandte sie uns eine Schutzwache von acht Mann, unter dem Befehl eines Unteroffiziers. Die Leute sind mit guten Mausergewehren ausgerüstet, auch besitzt jeder von ihnen zwanzig Patronen. Leider können sie nicht schießen! Auch der Unteroffizier versteht nichts von dieser Kunst!

Das Dekret der Militärverwaltung, das uns die Ankunft dieser Besatzung anzeigte, trägt die Jahreszahl „4609 nach Huang-ti". Dieser letztere soll der erste gewesen sein, der im Gebiet des heutigen China ein Staatswesen gegründet habe. Nach andern soll Huang-ti der Stammvater aller Chinesen, oder, wie sie sich heute mit Vorliebe nennen, Hon-Leute gewesen sein.

Daß die Herren sich auf dem Briefumschlag um 300 Jahre verrechnet haben, indem sie dort das Jahr 4909 statt 4609 setzten, und daß gestern nachmittag sämtliche Gefangene ausreißen konnten, zeigt, daß noch einige Verwirrung bei ihnen herrschen muß. Doch alles will gelernt sein, auch das Regieren.

Die Sympathien aller Schichten des Chinesenvolkes sind auf seiten der Aufständischen. Auch wir begleiten sie mit unseren Wünschen. Möchten sie wie einst Sankt Georg den Lindwurm, so den chinesischen Drachen überwinden und das blaue Banner mit der strahlenden Sonne als Symbol einer neuen Zeit und neuen Lichtes siegreich durch das alte, große, zukunftsreiche China tragen!

Phyang-thong, 5. Dezember 1911.

Hier herrscht zurzeit eine heillose Verwirrung. Die neuen Machthaber sind einander in die Haare geraten und zum Teil geflohen. So sind wir ohne Obrigkeit! Von der provisorischen Regierung der

„Republik Kanton", die sich kürzlich gebildet hat, bleiben die Befehle auch aus. Es fehlt an allem: an einem Oberhaupt, an Soldaten, an Geld, und besonders an Treue und Glauben. Dabei ziehen zahlreiche Banden durch das Land und sengen und plündern. Wir sind ziemlich in Sorge unserer Station wegen. —

Gestern in der Nacht hielten die Notabeln eine große Versammlung ab. Diese verlief resultatlos. Keiner der großen Stämme gönnt dem andern die Ehre, das Kreisoberhaupt aus seiner Mitte zu nehmen. Beim Auseinandergehen machte der Vorsitzende noch folgenden Vorschlag: „Da wir uns nicht einigen können, ist es am besten, wir wählen einen Fremden, den Missionar, zu unserem vorläufigen Kreismandarin."

Bei mir selber hat sich bis zur Stunde noch niemand blicken lassen. Jedenfalls müßte ich mir die Sache noch sehr überlegen, ehe ich einen derartigen Antrag, so ehrend er auch ist, annehmen könnte. Nur eine eiserne Faust ist imstande, hier Ordnung zu schaffen. Zum Schutz und zur Rettung des armen Volkes freilich würde ich schon manches wagen.

Hongkong, 11. Januar 1912.

Wir kamen heute früh auf einem japanischen Dampfer glücklich hier an. Die letzten Tage in Hin-nen brachten uns noch viel Anstrengung und Aufregung, aber auch viel Freude. Es war mir kurz vor der Abreise noch gelungen, die beiden großen Stämme Ho und Lo miteinander zu versöhnen. Im ganzen Kreis herrschte darüber großer Jubel. Die provisorische Regierung sprach mir ihren besonderen Dank aus. Bei der Abreise hatten wir ein großes Geleite von der Station nach der Stadt. Vom Amthaus, wo ich noch kurz vorsprach, folgten mir sämtliche Mitglieder der neuen Regierung zu Fuß nach unserem Boot. Voran schritt eine Ehrenwache von fünfundzwanzig Soldaten und den Schluß machten wieder fünfundzwanzig Soldaten. Zehn von diesen begleiteten uns bis an die Küste.

In Ka-yin-tschu rasteten wir einen Tag. Hier war kurz zuvor der Militärmandarin, ein junger Mandschu, ermordet worden. Die Frauen dieses Mannes kamen nach tagelangem Umherirren halb verhungert und von allem entblößt mit ihren Kindern auf die Missionsstation und baten kniefällig um Aufnahme. Heute schloß sich uns hier der frühere Polizeipräsident von Hin-nen an. Er hatte sich

bisher in Ka-yin-tschu verborgen gehalten. Auf die Nachricht, daß ich durchkomme, schickte er sofort einen Boten zu mir mit der Bitte, ihn und seine Familie doch nach Swatow mitzunehmen. Der Mann war rührend dankbar, daß er sich uns anschließen durfte. Die Angst um sein und der Seinigen Leben schaute ihm zu den Augen heraus.

Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Diese chinesischen Beamten, die heute, vom Volk gehetzt, flehentlich die Missionare um Schutz und Zuflucht angehen, wie haben sie zur Zeit des Boxeraufstandes ihrerseits die Missionare bedrängt und verfolgt! Ja, die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

In Swatow trafen wir Häuser und Schiffe reich beflaggt. Auf meine Frage nach der Ursache erfuhr ich, daß Sun-Yih-hsien in China eingetroffen und von siebzehn Provinzen zum vorläufigen Präsidenten der Republik China gewählt worden sei. Auch sei jetzt der christliche Kalender von den Chinesen angenommen worden. Beide Nachrichten überraschten mich nicht wenig. Wir waren zehn Tage auf dem Boot gewesen und hatten nichts mehr von der Außenwelt gehört. Die Lage der Aufständischen hatte sich also wieder günstiger gestaltet. Die Freude hierüber war in Swatow allgemein.

Auch auf dem japanischen Dampfer freute man sich. Der Speisesaal trug reichen Flaggenschmuck. Die Schweizerfahne war zweimal, die englische, amerikanische und japanische je viermal vertreten. Auch Frankreich, Italien, ja selbst die Türkei und noch ein ganzes Dutzend anderer Staaten waren nicht vergessen worden. Nur eine Flagge fehlte — die schwarz-weiß-rote! Der kleine Verbündete Englands scheint die Animosität des letzteren gegen Deutschland zu teilen.

Die Überfahrt nach Hongkong war ziemlich stürmisch. Bald verschwanden die Passagiere in ihren Kabinen. Ich erhielt als Schlafgenossen einen Chinesen. Dieser war hocherfreut, als ich ihn in seiner Muttersprache anredete. Ich erfuhr von ihm, daß er dreihundert Soldaten der Aufständischen befehlige und mit diesen auf dem Weg nach Nangking sei. Selten habe ich einen so feingebildeten, guterzogenen Chinesen kennen gelernt, wie diesen Offizier der Revolutionsarmee. Er hatte sieben Jahre lang in Japan die Kriegsschule besucht und sprach sich äußerst verständig und maßvoll über die gegenwärtige Bewegung aus. Daß Leute von solcher Bildung sich von einer Handvoll reaktionärer, unwissender Mandschu nicht länger regieren und vergewaltigen lassen wollen, ist nur zu verständlich.

Bis nach zwölf Uhr lagen wir wach auf unseren Betten und hatten im Eifer des Gesprächs das Toben des Sturmes und auch die Seekrankheit ganz vergessen.

Ich fand Hongkong sehr verändert. Die Stadt hat sich in den letzten Jahren ganz bedeutend ausgedehnt und wird überragt von der neuen „Universität für die Chinesen", die von der Hongkonger Regierung mit Unterstützung des früheren Vizekönigs von Kanton errichtet wurde.

Die Zöpfe sind hier vollständig verschwunden. Alle jüngeren Chinesen tragen sich europäisch, zum Teil hochmodern.

Unsere Buben kommen aus dem Staunen gar nicht mehr heraus. Sie kannten bisher nur das Leben auf der Missionsstation im Innern und sind nun plötzlich in diese Metropole Ostasiens versetzt. Soeben fragte mich Gerhard, als ich mit ihm spazieren ging: „Papa, gelt, jener Soldat dort, der sich nicht gewaschen hat, ist kein deutscher Soldat?" Er zeigte auf einen braunen Hinduschutzmann, der an einer Ecke stand! Dieser, der kein Chinesisch verstand, lachte dem erstaunten kleinen Jungen freundlich zu. Der kleine Alfred wundert sich am meisten darüber, daß es hier so viele „Onkel" und „Tanten" gibt. Er meint mit diesen die Europäer in Hongkong. Im Lande drin hatte er bisher einzig die paar Missionare und Missionarsfrauen als Vertreter der Weißen kennen gelernt, und die waren für ihn „Onkel" und „Tanten" gewesen. Jetzt beehrt er mit diesen Namen alle Europäer, die uns hier in den Straßen begegnen.

Die Geschäftswelt in Hongkong schaut sehnlichst nach Frieden aus. Ein deutscher Kaufmann sagte mir, daß das Geschäft vollständig darniederliege. Ich wollte bei ihm Waffen für die Regierung in Hin-nen bestellen. Doch durfte er diese nicht liefern, da die Mächte strikte Neutralität gelobten. Japan freilich soll Tausende seiner veralteten Muratagewehre in China eingeschmuggelt haben.

Zweiter Teil.

Aus dem Missionsleben.

Sprachstudium.

Als wir am 24. Oktober 1894 in Hongkong das Schiff verließen, begrüßte uns am Landungsplatz ein Chinese. Es war ein würdiger, behäbiger Herr, im langen Seidengewand, mit gutmütigem Vollmondsgesicht und einem niedlichen, schneeweißen Zöpfchen. Der Mann war Christ. Er gehörte zum Kirchenvorstand der chinesischen Christengemeinde und war gekommen, uns zu sehen und zu grüßen. Er verbeugte sich höflich und tief, schüttelte mehrmals die zusammengehaltenen, geballten Fäuste, als ob er Würfel darin hätte, und redete dann mit großem Wortschwall auf uns ein, immer freundlich mit den dunkeln Schlitzäuglein blinzelnd. Ich verstand von der langen Rede natürlich kein Wort. Der Mann sprach chinesisch! Es wurde mir bei diesem Anlaß sofort klar, daß meine erste und wichtigste Aufgabe jetzt sei, tüchtig Chinesisch zu lernen.

„Wie muß ich sagen, wenn ich die Chinesen fragen will: Was heißt das?“ fragte ich gleich nach meiner Ankunft in Phyang-thong meinen Kollegen, mit dem ich auf der Station zusammenwohnte. „Dann mußt du sagen: Mak-kai yi-s?“ lautete die Antwort. „Und wenn ich fragen will: Was ist das?“ „Dann mußt du sagen: Mak-kai tung-si?“ So, nun weißt du vorderhand genug, dachte ich, ging auf mein Zimmer, und — immer auf- und abgehend — sagte ich laut vor mich hin: „Mak-kai yi-s — was heißt das; Mak-kai tung-si — was ist das.“ Und das wiederholte ich gut fünfzigmal.

Am andern Morgen schritt ich siegesgewiß zum Tore hinaus, in der Hand ein Notizbuch, hinter dem Ohr einen mächtigen Bleistift.

Unter der Tür seines Hauses stand unser Nachbar, der Bauer Lo. Er grüßte freundlich, ich tat ein Gleiches, das heißt ich schüttelte auch meine Hände und nickte mit dem Kopf. Sagen konnte ich ja nichts. Am Boden neben seinem Herrn lag der chinesische Spitz und knurrte. Auf den Hund zeigend fragte ich nun: „Mak-kai tung-si?“ Der Mann schaute mich zuerst etwas verwundert und komisch an, dann sagte er: „Keu.“ Schnell griff ich nach meinem Bleistift

und schrieb in mein Notizbuch: Keu, und daneben das Wörtchen „Hund". Das erste chinesische Wort hatte ich also. Es stiegen mir zwar noch einige Zweifel auf, ob ich auch recht gefragt habe, weil der Mann mich so merkwürdig angesehen hatte. Und richtig, als ich weggegangen war, ging dieser hinein zu seiner Ehehälfte und sagte der: „Du, da ist eben der neue Fremde bei mir gewesen, der scheint aber nicht besonders gescheit zu sein." „So, warum denn nicht?" fragte die Frau. „Nun, denke dir," entgegnete der Alte, „er hat auf unsern Hund gezeigt und mich gefragt, was das sei! Unser Enkel, der ist kaum drei Jahre alt, und doch weiß der schon, was ein Hund ist."

Dieses nicht gerade schmeichelhafte Urteil erfuhr ich natürlich erst später, indes, ich gestehe, es machte wenig Eindruck auf mich. Denn in diesem Fall wenigstens tat mir der Mann unrecht.

Nicht viel besser erging es mir einige Tage später. Ich stand in der Nähe einiger Chinesen, als plötzlich ein Wort an mein Ohr schlug — „fu" oder so ähnlich hatte es gelautet. Ich fragte den Mann, den ich es hatte sagen hören: „Fu, mak-kai yi-s?" Der bedeutete mir, es heiße „Frau". Sofort trug ich das Wort in mein Buch ein. Am andern Tag hörte ich das gleiche Wort wieder, doch schien es mir, als ob keine Frau damit gemeint sei. Auf meine Frage nach dem Sinn erhielt ich zur Antwort, es heiße „Mann". Ich wurde stutzig. Hatte ich das letztemal falsch gehört? Ich strich das Wort „Frau" durch und setzte „Mann" dafür. Bald darauf kam ich in ein nahes Dorf und sah dort einen Tiger, der soeben erlegt worden war. Ich zeigte auf das schöne Tier und fragte: „Mak-kai tung-si?" Und wieder vernahm ich das Wörtchen „fu". Nun wurde ich ärgerlich und dachte: Da werde einer klug daraus! Das eine Mal ist's ein „Mann", das andere Mal eine „Frau", das dritte Mal ein „Tiger". Man wird ja ganz konfus!

Und ziemlich niedergeschlagen ging ich nach unserer Station zurück. Ja, das Chinesische, das war offenbar schwer zu erlernen! Ob ich mit demselben wohl fertig wurde? Daheim angekommen, rief ich meinen Sprachlehrer. „Fu, mak-kai yi-s?" fragte ich den. Der Mann schaute mich an mit einem Blick, aus dem ich deutlich lesen konnte, daß auch er meinem Verstand nicht gerade viel zutraute. Dann suchte er mir durch Zeigen und Deuten die Sache begreiflich zu machen. Zuletzt hatte ich so viel erfaßt: „Vorn in der Mundhöhle

gesprochen, und zwar lang, hieß fu „Mann", kurz ausgesprochen bedeutete es „Frau". Hinten im Hals gesprochen, und zwar kurz, bekam es die Bedeutung von „Tiger", langgedehnt dagegen konnte es „See" und noch anderes heißen. Und jetzt ging mir ein Licht auf: es kam beim Chinesischen auf den Ton an und darauf, ob man ein Wort lang oder kurz aussprach! Es hieß also seine fünf Sinne zusammenzunehmen und die Ohren gewaltig zu spitzen, wollte man nicht einen Mann mit „Frau" anreden, und die Frau gar zu einem „Tiger" machen, denn auch eine Chinesin würde sich für diesen Titel schönstens bedanken.

Welch fatale Verwechslungen vorkommen können, wenn man beim Aussprechen des Chinesischen nicht genau auf die Töne achtet, zeigt folgender Vorfall. Ein junger englischer Missionar predigte einmal auf Grund von Offb. 21, 9—27 über die Stadt Gottes, das neue Jerusalem. In begeisterten Worten führte er aus, welch herrliche Stadt dieses neue Jerusalem sei, wie die Straßen mit lauterem Gold bedeckt und die Mauern und Tore mit Edelsteinen geschmückt seien. Als er geendet hatte, kam ein altes Mütterchen auf ihn zu und sagte strahlenden Angesichtes, es möchte auch gerne einmal in diese Stadt kommen. Der junge Mann freute sich nicht wenig, daß seine Predigt so tiefen Eindruck gemacht hatte. Aber bald kam die Enttäuschung. Er hatte das Wort Edelstein, Tschu-nyuk, falsch betont. Statt vorn im Mund hatte er es hinten im Hals ausgesprochen, und dadurch bekam es einen ganz andern Sinn. Es bedeutete nicht „Edelstein", sondern etwas anderes, das Fleisch von einem gewissen Borstentier! Und dieses Fleisch ist der größte Leckerbissen für die ärmeren Klassen in China. Daher die Freude der alten Chinesin. Das neue Jerusalem war für sie zum reinsten Schlaraffenland geworden!

So kann es recht unangenehme Folgen haben, wenn man bei der Aussprache des Chinesischen nicht alle Sorgfalt auf die richtige Wiedergabe der verschiedenen Töne verwendet. Die heiligsten Dinge können da profaniert und ins Lächerliche gezogen werden.

Schon etwas harmloser war, was meiner Frau einmal passierte. Ganz im Anfang ihres Aufenthaltes in China, sie verstand noch nicht viel Chinesisch, sagte sie mir eines Tages: „Freue dich, heute mittag gibt es etwas Gutes." Ich freute mich, aber siehe da, es gab — gelbe Rüben! Das gute Frauchen hatte wirklich meine Leib-

speise kochen lassen wollen, aber es hatte falsch betont beziehungsweise sich falsch ausgedrückt.

Doch schwieriger noch als chinesisch zu „reden" ist chinesisch zu „lesen". Es braucht viel Zeit und Mühe, bis man die chinesischen Hieroglyphen einigermaßen entziffern kann! Diese merkwürdigen Kratzfüße, diese Männlein und Häuslein, mit all den Strichlein und Pünktlein, bald oben, bald unten, bald rechts, bald links — „der Teufel habe sie erfunden", sagte einmal einer, der sich in ihnen verirrte und verwirrte.

Die Chinesen sind auf diese ihre Schrift nicht wenig stolz. Einmal fragte mich so ein eingebildeter Bücherleser: „Habt ihr in eurer ‚fremden Ecke' auch eine Schrift?" „Oh, gewiß haben wir eine Schrift," gab ich schneidig zur Antwort. Nun wollte er wissen, wie viele Schriftzeichen wir haben. Etwas weniger dreist sagte ich jetzt: „Zwanzig bis dreißig." Mit einem unbeschreiblich hochmütigen Gesicht gab der Mann zurück: „Was? So wenig! Dann scheint ihr aber nicht viel zu wissen, wenn sich eure ganze Wissenschaft mit zwanzig bis dreißig Zeichen schreiben läßt. Weißt du, wie viele Zeichen wir haben?" Ja, ich wußte es. Sie haben über fünfzigtausend Schriftzeichen, diese Chinesen.

Nun kann natürlich auch der Chinese nicht alle diese Zeichen lesen und schreiben. O nein! denn um dies zu können, müßte er schon so alt werden wie Methusala. Nein, sondern auch die Chinesen kennen noch nicht einmal die Hälfte dieser Zeichen. Ja, der Durchschnittschinese kennt höchstens einige tausend, viele sogar nur ein paar hundert. Beim Lesen und Schreiben brauchen sie daher das zweiunddreißigbändige Wörterbuch, um diejenigen Zeichen nachzuschlagen, die sie nicht kennen. Dies macht auch der Missionar so, denn auch er kann nicht all die vielen Schriftzeichen sich merken. Er kennt etwa sechstausend bis achttausend, und diese genügen, um die Bibel lesen zu können. Beim Studium der chinesischen Klassiker dagegen bedient er sich auch des Wörterbuchs und außerdem noch eines chinesischen Gelehrten, der ihm hilft. Diese Arbeit aber erfordert viel Fleiß und Schweiß!

Welche Schwierigkeiten das Studium der chinesischen Schriftsprache dem Europäer bereitet, erhellt aus der Äußerung eines bekannten englischen Sinologen. Dieser behauptet, daß unter allen

Fremden, die sich in China aufhalten, nur wenige imstande seien, selbständig einen chinesischen Brief zu schreiben, ja, daß die meisten nicht einmal einen solchen zu lesen vermögen.

Hausbesuche.

Ist man endlich so weit, daß man sich einigermaßen verständlich machen kann, dann sucht man die Chinesen auch in ihren Häusern auf. Es ist dies um so leichter möglich, als diese meist sehr höflich und gastfreundlich sind. So passierte es mir oft in China, daß mir einer zurief, wenn ich an seinem Hause vorbeikam: „Fremder Herr, du bist gewiß müde und durstig, willst du dich nicht ein wenig ausruhen und eine Tasse Tee mit mir trinken?“

Wenn ich irgend konnte, leistete ich solchen Einladungen Folge. Man hat da immer die schönste Gelegenheit, mit den Leuten zu reden und sie über unsere Absichten aufzuklären. Dann lernt man so auch am besten Land und Leute kennen. Auch wird man bei solchen Besuchen nach und nach in die Geheimnisse der chinesischen Höflichkeit eingeweiht. Und diese ist bekanntlich ziemlich kompliziert.

Der erste Satz, mit dem der Chinese einen Gast zu begrüßen pflegt, lautet gewöhnlich: „Ich bin's nicht wert, großer Herr, daß du deinen Edelsteinkörper nach meiner Hütte bemühst.“ Will man höflich sein, dann muß man sagen: „Im Gegenteil, ich bin's nicht wert, daß du mich geringen Menschen in deinen glänzenden Palast eingeladen hast.“ Nach diesen ersten Begrüßungsworten bittet der Hausherr den Gast, Platz zu nehmen: „Bitte, setze dich; setze dich obenan.“ „Oben“, das ist zu seiner Linken. Der Gast lehnt diese „unverdiente Ehre“ natürlich ab. Hierauf entspinnt sich ein förmliches Handgemenge und Wortgefecht zwischen den beiden, bis endlich jeder seinen Platz eingenommen hat — der Herr des Hauses rechts, der andere links von ihm. Jetzt fragt jener: „Wie lautet dein hoher Name?“ Der Gast antwortet: „Mein geringer Name lautet so und so.“ Kaum hat der Frager den Namen vernommen, dann bricht er in freudiges Staunen aus: „Was! Der bist du? Diese Ehre! Schon seit Monaten hatte ich kein größeres Verlangen, als dich einmal zu sehen. In einem Gebiet von vier Stunden Breite

und sechs Stunden Länge redet jedes Kind von dir." Auch dieses Lob wird demütig und bescheiden zurückgewiesen.

Ich muß hier bemerken, daß die Chinesen unsere europäischen Namen nicht aussprechen und vor allem nicht schreiben können. Jeder Europäer, der nach China kommt, muß daher seinen Namen ändern und sich gleichsam umtaufen lassen. Wenn einer z. B. Müller heißt, der kann in China kein „Müller" bleiben. Ich habe einen Freund, der diesen Namen trägt, den nannten die Chinesen Moi, „Pflaume". Statt Herr Müller sagen sie zu ihm also Herr Pflaume. Mich selbst haben sie in Ma umgetauft. Von meinem ganzen Namen ließen sie nur die beiden ersten Buchstaben Ma stehen, diese aber bedeuten „Pferd", so daß ich all die Jahre her für die Chinesen der Herr Pferd war. Einer meiner Bekannten hieß sogar Lok, und das heißt zu deutsch „Kamel".

Hat der Chinese über den Namen seines fremden Gastes Aufschluß bekommen, dann gilt seine zweite Frage meist dessen Heimat. „Aus welchem erhabenen Reich kommst du?" Ich antwortete gewöhnlich: „Mein bescheidenes Heimatland ist Tet-kwet" (zu deutsch: „Tugendreich"). Tet-kwet sagt der Chinese für Deutschland, weil er dieses Wort auch nicht aussprechen kann.

Jetzt kommt die dritte Frage an den Gast, sie lautet etwa: „Wie viele kleine Mandarine hast du?" Der Chinese will damit wissen, wie viele Söhne man habe. Ein Mandarinsamt ist nämlich für ihn das erstrebenswerteste Ziel. Seine Meinung ist daher: selbstverständlich werden deine Söhne einmal alle Mandarine werden. Ich mußte ihnen früher immer sagen, daß ich keine Knaben, sondern nur ein Töchterchen habe. Darüber jedesmal verwunderte, verlegene Gesichter. Einer und der andere sagte vielleicht auch im Tone tiefsten Bedauerns: „Nur ein Mädchen!" Die letzteren spielen in China bekanntlich keine Rolle, sie werden deshalb auch gar nicht mitgezählt, wenn von den „Kindern" die Rede ist. Zu diesen gehören nur die Knaben.

Sind so die üblichen Vorfragen gestellt und beantwortet, dann wollen die neugierigen Zopfträger auch sonst noch allerhand wissen: „Leben deine ehrenwerten Eltern noch?" „Was hat dein großer Hut gekostet?" „Scheint bei euch im fremden Reich die gleiche Sonne wie bei uns?" „Gelt, deine Haare wachsen gar nicht lang, deshalb hast du keinen Zopf?" „Ist es wahr, daß ihr Fremden

schon mit einem Bart auf die Welt kommt?" „Wie tief kannst du in den Boden sehen?" usw. Auf die letzte Frage sagte ich meist, sie sollen einmal eine Hacke bringen und ein Loch graben. So tief das Loch werde, genau so tief könne ich in die Erde sehen. Dies erregte dann jedesmal große Heiterkeit. Einer der Umstehenden sagte etwa auch: „Ja, der Fremde, der ist schlau."

Sind sie endlich müde vom Fragen, dann werden vielleicht noch die Kleider untersucht. Sie werden nach der Dicke des Stoffes geprüft, auf ihren vermeintlichen Wert eingeschätzt, manchmal auch die Farbe und der Schnitt begutachtet. Daß sie so fest anliegen und daß namentlich die Ärmel so eng sind, findet gewöhnlich gar nicht ihre Billigung. „Der scheint arm zu sein, der mußte wohl am Stoff sparen," hört man sie zuweilen einander zuflüstern.

Chinesische Mahlzeiten.

Nicht selten wird man aus Anlaß eines solchen Besuches auch genötigt, zum Essen zu bleiben. Will man nicht unhöflich sein, dann darf man diese Einladung nicht abschlagen.

Bei einem chinesischen Gastmahl geht es natürlich ein wenig anders her als bei uns. Der Tisch ist ein Quadrat. An jeder Seite sitzen zwei Personen. Man fragt deshalb in China bei einem Essen nicht, wie viele Gedecke es gewesen seien, sondern wie viele Tische.

An Stelle von Messer und Gabel bedient sich der Chinese bekanntlich zweier Stäbchen, die etwa acht Zoll lang sind und die Dicke eines leichteren Federhalters haben. Diese Stäbchen weiß er so geschickt zu handhaben, daß er sogar imstande ist, Linsen und Erbsen damit zum Munde zu führen. Ja, wer auf diese Weise zu essen gewohnt ist, wundert sich zuletzt, daß es Menschen gibt, die mit Gabel und Messer hantieren, anstatt mit Stäbchen. So praktisch sind diese.

Über die Gerichte, die bei einem besseren chinesischen Essen aufgetragen werden, bekommen wir einigen Aufschluß, wenn wir den poetischen Erguß eines Chinesen hören, der einmal in Europa an einem Hochzeitsessen teilnahm. Der Mann machte nachher seinem gepreßten Herzen in folgenden Worten Luft:

„... Schon die Art, mit der ihr Fremden
Nehmet eure Mahlzeit ein,
Daß ihr eßt mit beiden Händen,
Find' ich wirklich gar nicht fein.

Auch daß ihr braucht Gabel, Messer,
Und nicht kennt der Stäbchen Wert,
Zeigt recht deutlich, wie viel besser
Man in China doch verfährt. —

Was betrifft nun gar die Speisen —
Nun, ich wünsch' euch Appetit!
Doch, ich kann sie nicht „gut" preisen,
Und unmöglich halten mit.

Da ist nichts, was ich genossen,
Wenn daheim ich saß zu Tisch,
Weder Krebs noch Haifischflossen,
Ja, nicht einmal Tintenfisch.

Auch kein Ingwer — o, mein Bester!
Nichts seh ich von Fischgehirn!
Und wo sind die Vogelnester?
Wo der braune Kürbiskern?

Wo die Frösche, faulen Eier,
Entenleber, Hahnenkamm?
Auch der Reiswein fehlt zur Feier,
Wie auch Mandelmilch und Schwamm.

Ja, wer würd's für möglich halten,
Daß man reicht fast keinen Tee!
Auch der Reis wird vorenthalten —
Hört, mir stehn die Haar' zur Höh'!"

Alle diese Leckerbissen, die der Zopfmann so schmerzlich entbehrte, stehen in zahllosen Schüsselchen und kleinen und kleinsten Täßchen auf dem Tisch herum, und jeder greift nach Herzenslust zu. Denn das Essen ist dem Chinesen gar wichtig, und schwitzt er vielleicht sonst bei keiner Arbeit, so gewiß bei der des Essens.

Zum Überfluß wird dem Gast auch noch fleißig zugesprochen. Es werden ihm die fettesten und größten Bissen von den Tischnachbarn auf den Teller gelegt, und nicht selten kommt es vor, daß ihm einer mit den Worten: „So, ich mag nicht mehr, trink du," den Rest seines Weines in die Schale gießt. „Prosit Mahlzeit! Da würde ich mich schönstens bedanken," denkst du. Indes, du kennst wohl auch das Sprichwort: „Wer bei den Wölfen ist, muß mit den Wölfen heulen." Dies gilt auch hier. Zwar, offen gestanden, es hat

auch mich immer große Überwindung gekostet, wenn mich meine Nachbarn so mit ihrer Güte überhäuften, jedoch ich sagte mir, das ist nun einmal Landessitte und dieser muß man sich anbequemen. Und dann hatte ich bei diesen Besuchen und Einladungen auch immer schöne Gelegenheit, mit den Leuten über das Evangelium zu reden. Und das war mir die Hauptsache. Ich nahm daher alles andere gerne mit in den Kauf.

Der Sonntagsgottesdienst.

Einen Gottesdienst in China darf man sich nicht vorstellen wie einen Gottesdienst in Europa. Da fehlt schon die hohe, weite Kirche. Dann vermißt man besonders die Stille. Rings um die Kapelle her herrscht Werktagsleben. Die Heiden wissen ja nichts von einem Sonntag. Man hört deutlich, wie sie draußen sägen und hämmern, schreien und feilschen, fluchen und schelten. Einige stehen auch unter der Türe und unterhalten sich laut über das, was sie da drinnen sehen und hören. Andere treten rauchend und schwatzend und lachend herein, und laufen da herum. Wieder andere entdecken unter den Anwesenden einen Bekannten. Voller Freude rufen sie dessen Namen, versuchen auch mit ihm in ein Gespräch zu kommen, bis schließlich jemand sie zur Ruhe weist. Einmal, kurz vor Beginn des Gottesdienstes, stieg sogar einer die Kanzeltreppe hinauf, gefolgt von seinem Buben. Vater und Sohn beschauten sich von da oben ruhig die Versammlung und schienen höchst belustigt über das, was sie sahen. Der chinesische Pfarrer war nicht wenig erstaunt, als er seinen Platz schon besetzt fand. Aber mit chinesischer Ruhe und Höflichkeit veranlaßte er die beiden zum Rückzug. Natürlich wird durch solche Störungen die Feierlichkeit und Stille sehr beeinträchtigt, doch darf sich der Prediger nicht entmutigen und sich vor allem nicht drausbringen lassen.

Der Gottesdienst in einer chinesischen Kapelle beginnt auch mit Gesang und Gebet. Dann folgt die Predigt. Während dieser sitzen die Christen gewöhnlich andächtig und ruhig da. Die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite. Beide getrennt durch eine hohe Scheidewand, so daß sie einander nicht sehen können. So will es die chinesische Sitte.

Vor sich, auf den Knien, haben die meisten die Bibel, um den Text verfolgen zu können. Denn es gilt für sie genau aufzumerken, da nach der Predigt abgefragt wird. Man fragt nach dem Text, nach dem Thema, den einzelnen Teilen und den Hauptgedanken. Manche wissen ganz gut Bescheid, andere entschuldigen sich mit ihrem schlechten Gedächtnis. Eine Frau in unserer Gemeinde pflegte zu sagen, indem sie auf ihre Nachbarin zeigte: „Frage nur die, die weiß es." Eine andere hatte einmal von der ganzen Predigt nur ein einziges Wort behalten, den Namen „Petrus". Als die Predigt zu Ende war, kam sie aus einer der hintersten Bänke bis vor unter die Kanzel, wo sie in Gegenwart aller die Frage stellte: „Missionar, wie haben die zwölf Apostel geheißen?"

Der Missionar kam etwas in Verlegenheit, denn so plötzlich die Apostel aufzuzählen, ist gar nicht so leicht. Um seine Verlegenheit nicht merken zu lassen, fragte er die Frau: „Warum willst du diese Namen wissen?"

„Ach," sagte das Weiblein, „ich bin alt und werde bald sterben. Wenn ich nun in den Himmel komme, dann sollte ich die Apostel doch auch grüßen. Wie kann ich das aber, wenn ich nicht einmal weiß, wie sie heißen!"

Als ich ein Jahr in China war, hielt ich meine erste chinesische Predigt. Es war ein schweres Stück Arbeit. Kaum war ich nach viel Seufzen und Bangen glücklich bis zum „Amen" gekommen und von der Kanzel gestiegen, als einer der Zuhörer, ein alter, biederer Zimmermann, mir ein Kompliment machte und sagte: „Missionar, du hast aber schnell predigen gelernt." Ich war etwas verwundert und fragte den Mann: „Wie meinst du das? Ich habe das Predigen doch nicht erst jetzt gelernt. Ich konnte schon predigen, ehe ich zu euch Chinesen kam."

Voll Zweifel schaute mich der Alte an, dann sagte er ruhig: „Ja, aber wie kam es dann, daß man dir im vorigen Jahr, als du zum erstenmal bei uns gepredigt hast, jeden Satz vorsagen mußte?"

Zuerst war ich etwas verblüfft, dann aber dämmerte es mir plötzlich auf. Aber nein — war das gelungen!

Die Sache war so gewesen: Ich war am Samstag abend auf der Station angekommen. Nach dem Nachtessen fragte mich mein Kollege, ob ich morgen, am Sonntag, eine Begrüßungsansprache halten

wolle. Ich erwiderte ihm: „Wie kann ich das? Ich kann ja nicht Chinesisch!"

„Nun, selbstverständlich in Deutsch, ich werde übersetzen," war die Antwort.

„Ach so, so meinst du das. Ja, das kann ich natürlich schon," sagte ich nun. Und am andern Morgen stiegen wir beide auf die Kanzel. Ich sagte einen Satz auf Deutsch, mein Freund übertrug ihn ins Chinesische. Und so Satz für Satz bis zum Schluß.

Der gute Chinese, der mich soeben zu meiner Predigt beglückwünscht hatte, war damals auch zugegen gewesen. Er hatte gehört, wie wir beide abwechselnd sprachen. In seinem Chinesenkopf hatte er sich dann die Sache so zurechtgelegt: der „neue" Missionar spricht immer das nach, was ihm der andere vorsagt, er scheint noch nicht allein predigen zu können. Heute nun hatte ich es nach seiner Meinung allein fertig gebracht, und das hatte ihn veranlaßt, mir zu gratulieren.

Nun, ich nahm seinen Glückwunsch dankbar an. Ich faßte ihn so auf, als gelte er meiner ersten „chinesischen" Predigt, nicht meiner ersten Predigt überhaupt. Und daß ich diese wichtige Stufe im Sprachstudium erreicht hatte, daß ich jetzt anfangen konnte, den Chinesen das Evangelium zu verkündigen, das stimmte mich zu Lob und Dank.

So sind unsere Christen manchmal recht naive und merkwürdige Leutlein. Auch ihre Fassungskraft ist oft sehr gering. Da muß man dann eben zu ihnen herabsteigen.

Einmal hatte ich auf einer Außenstation zu predigen. Es war ein heißer Sommertag. 29° R im Schatten. Ich stand auf der Kanzel. Vor mir saßen die Zuhörer, jeder mit einem Fächer in der Hand. Wie sanfter, weicher Flügelschlag hörte sich das an, so recht dazu angetan, meine Schäfchen in den Schlaf zu wiegen. Einige schlossen auch bereits die Augen. Die Fächer ruhten.

Was sollte ich diesen Leuten heute predigen? Es waren meist einfache Bäuerlein, leiblich und geistig arm. Geistlich arm waren sie weniger.

„Ich will euch eine Geschichte erzählen," — hub ich an. Unwillkürlich setzten sich die Leute etwas aufrechter, und auch die Augen wurden frischer bei dieser Ankündigung. „Ja, eine Geschichte sollt

ihr heute hören, und zwar eine Geschichte von einem Bauern. Da ist einmal vor vielen Jahren ein reicher Bauer gewesen, weit, weit im Westen, der hat Hiob geheißen. Dieser Hiob war sehr reich. Er hatte siebentausend Schafe, dreitausend Kamele, fünfhundert Joch Rinder und fünfhundert Esel. Denkt euch einmal, was für eine große Zahl das ist, und welches Kapital in diesem Viehstand steckte. Wie viel Wolle brachten ihm die Schafe ein. Und dann die Kamele. Wohlverstanden, die hatte er nicht etwa im Stall stehen, die mußten Lasten tragen, die vermietete er an die Kaufleute. In dem Lande nämlich, in dem der Mann wohnte, werden die Waren nicht auf den Schultern der Menschen befördert, wie bei euch in China, sondern man packt dort alles auf Kamele. Wie viel Geld mußten ihm nun die dreitausend Kamele einbringen! Und dann die Rinder, die ließ er auch nicht etwa nur auf der Weide laufen. Es heißt hier: ‚Die Rinder pflügten'. Nun, was meint ihr, wie viele Reisfelder muß dieser Hiob gehabt haben! Wenn man fünfhundert Paar Kühe braucht zum Ackern, und das jedenfalls nicht bloß einen Tag, sondern vielleicht Wochen lang — welch reicher Grundbesitzer muß da dieser Hiob gewesen sein! Und dann, wie viele Stallungen brauchte es, wie viele Scheunen, wie viele Knechte und Mägde zu einem solchen Betrieb!"

Vorbei war alle Schläfrigkeit. Die Köpfe nach vorn gereckt, die Hand an der Ohrmuschel, saßen sie da. Der alte Kirchenälteste, „Onkel Numero 7" genannt, konnte sich nicht enthalten, seinem Erstaunen in Worten Ausdruck zu verleihen: „Kan-yong-ts! Kan to hyuk-sang?" — „was du nicht sagst! So viel Vieh hatte er?"

„Ja," sagte ich, „so viel hatte er. Doch du sollst noch mehr hören. Der Mann hatte auch reichen Kindersegen: sieben Söhne und drei Töchter!" Die Verwunderung über so viel Glück und solchen Reichtum war eine vollständige. Das ging weit hinaus über alles, was sie bisher gehört hatten. Kein Auge war von mir abgewandt. Staunen, Begehren und auch Betrübnis lag in diesen Blicken: „Ach, wie sind wir doch so arm im Vergleich zu diesem Hiob!"

Sie taten mir jetzt fast leid, die guten Leute, ich ließ sie darum nicht lange ihren Gedanken nachhängen. „Hört jetzt weiter, wie es diesem reichen Mann ergangen ist," fuhr ich fort. Und nun erzählte ich Hiobs Unglück, wie es Schlag auf Schlag über ihn gekommen sei, was die Leutchen wieder beinahe zu Tränen bewegte. Es folgte

Hiobs erneutes Glück, eine kurze Deutung und Anwendung der Geschichte, dann das Schlußgebet, Gesang und Segen. Und der Gottesdienst war zu Ende.

Zur Zeit der großen Staatsexamina stellten sich in unserer Kapelle in Ka-yin-tschu jeden Sonntag auch eine Anzahl Studenten im Gottesdienst ein. Sie kamen natürlich nicht in der Absicht, das Evangelium zu hören, wenigstens gilt dies von den meisten, sondern man hatte ihnen gesagt, draußen vor dem Westtor da wohne ein Fremder, der halte heute eine Rede, und da versammeln sich die Christen, es gehe da merkwürdig zu usw.

Und so kamen sie denn auch einmal eines Sonntags in mehreren Haufen angepilgert. „Sie wollen sich den Rummel einmal ansehen," hatten sie beim Weggehen ihren Freunden gesagt. Und wie manche früher das Lokal der Heilsarmee betraten, genau mit den gleichen Gefühlen und Absichten erschienen diese Studenten in unserer Kapelle. Man sah deutlich, wie ihnen der Schalk im Nacken saß und wie es ihnen gleichsam in allen Fingern juckte. Das mußte ein köstlicher Spaß werden!

Ich durchschaute die jungen Leute, und so war es mir ein herzliches Anliegen, daß der Spaß für sie in Ernst verkehrt werden möchte. Mit der stillen Bitte zum Herrn, er möge mir die rechten Worte in den Mund legen, schlug ich den Text auf: „Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber einer erlangt das Kleinod? Laufet nun also, daß ihr es ergreifet!" (1. Kor. 9, 24.) Ich las diese Worte langsam und laut vor, so laut als meine Lungen mir dies gestatteten. Die Wirkung war die gewünschte. Alsbald reckten sich die Hälse und drehten sich die Köpfe. Ach so! — dort oben stand einer! Und, wahrhaftig, es war der Fremde! Und hatte er nicht etwas gesagt? Jawohl! Aber, was hatte er gesagt? Alle hatten jetzt ihr Gesicht mir zugekehrt. Der spöttische Zug in demselben war gewichen und hatte Staunen und Neugier Platz gemacht.

Ich überließ heute meine Christen mehr sich selbst und wandte mich vorwiegend an die Studenten. Diese konnten mir davonlaufen, was ich bei den andern nicht zu fürchten brauchte.

„Wißt ihr," unterbrach ich jetzt die Stille, „von wem das Wort ist, das ich soeben gelesen habe?" Einige der jungen Herren stießen

sich gegenseitig an und sprachen etwas zusammen. Andere verzogen geringschätzig den Mund. Wie sollten sie wissen, wer das gesagt hatte; jedenfalls kein Chinese, sonst müßte es ihnen bekannt sein. „Dieses Wort," fuhr ich weiter, „stammt von einem Studenten; der hat Paulus geheißen. Und dieser Paulus war ein begabter Student, ja ein glänzend begabter. Er studierte unter den berühmtesten Professoren seiner Zeit und er hat alle Examina mit Auszeichnung bestanden." Jetzt wurden die Hälse meiner Zuhörer noch länger. Das war mehr, als sie erwartet hatten. Und da es doch eigentlich nichts zum Lachen war, was ich gesagt hatte, so schauten die Herren jetzt eher ein wenig beschämt drein. Meine Sicherheit hatte sie etwas weniger keck werden lassen.

„Ihr seid gegenwärtig im Examen," setzte ich nach einer kleinen Pause wieder ein, „also wird es euch vielleicht interessieren zu hören, was dieser Paulus, dieser ehemalige Student, über das Examen zu sagen weiß." Und ob sie das interessierte! Die Vorderen — sie waren bis jetzt alle in den Gängen herumgestanden — setzten sich schon langsam in die Bänke, und auch die Hinteren und Hintersten folgten auf meine Bitte ihrem Beispiel. Nun saßen sie in den Stühlen und waren bereit zu hören. Der Kontakt war jetzt hergestellt.

Und nun fing ich an. „Seht, was dieser Paulus hier vom Schrankenlaufen sagt, das geht auf die Isthmischen Spiele der Griechen, eines Volkes, das weit im Westen wohnte und dessen Kultur im Altertum einen hohen Blütestand erreicht hatte. Diese Spiele fanden alle zwei Jahre in der Nähe der Stadt Korinth statt und waren auch so eine Art Examen. Ihr Chinesen habt etwas Ähnliches, ihr nennt es „Khau wu". Wir Deutschen sagen dafür: Turnen, Preisturnen. Bei diesem Examen zeigt sich, wer stark und gewandt ist, und der Lohn war bei den Griechen ein Fichtenkranz. Auch bei euch in China und ebenso bei uns gibt es Prämien. Dies ist die erste Art von Examen, von der Paulus redet. Eine zweite Art, die er auch gut kannte, ist das wissenschaftliche Examen, „Khau wun", wie ihr sagt. Um dieses zu machen, seid ihr nach Ka-yin-tschu gekommen. Bei diesem Examen stellt sich heraus, wer begabt oder unbegabt ist, und der Preis ist hier der Doktorhut, und ich hoffe und wünsche, daß auch ihr in diesen Tagen alle mit einem solchen geschmückt werden möchtet. Doch nun gibt es noch ein drittes Examen. Und von diesem Examen hauptsächlich spricht dieser Paulus. Er

vergleicht dasselbe mit dem Schrankenlaufen der Griechen und er sagt, dieses Examen sei weit wichtiger als die beiden ersten. Was ist das wohl für ein Examen?" Die Studenten sahen einander an, sie konnten es sich nicht denken, was ich meinte. Fragend und voll Spannung wandten sie ihre Blicke wieder mir zu.

„Ich will es euch sagen," fuhr ich fort. „Bei dieser dritten Art von Examen handelt es sich nicht um Gewandtheit und Begabung, sondern um etwas ganz anderes, etwas viel Wichtigeres. Es zeigt sich bei diesem Examen, wer gut und wer bös ist. Und der dies entscheidet ist Jesus, von dem in dieser Kapelle jeden Sonntag erzählt wird, und dessen Namen ihr auch über der Eingangstüre gelesen habt. Er ist bei dieser Prüfung der Examinator, und er läßt uns das ganze Leben hindurch Zeit zur Vorbereitung auf dieselbe. Auch teilt er Preise aus: „nicht eine vergängliche, sondern eine unvergängliche Krone", sagt hier Paulus. Nachdem ich ihnen noch näher erklärt hatte, was unter dieser unvergänglichen Krone zu verstehen sei, auch gesagt hatte, daß keiner dieses Examen bestehen könne, wenn ihm nicht Jesus gleichsam Nachhilfestunden gebe, das heißt Kraft mitteile, und daß er dabei jedesmal auch die frühere Examensarbeit, das frühere Leben korrigieren und ausstreichen müsse, schloß ich meine Predigt.

Die Studenten hatten eine volle Stunde aufmerksam dagesessen. Jetzt kamen sie noch zu mir auf mein Studierzimmer, wo es noch allerhand zu fragen und zu sehen gab. Sie waren ganz Kinder. Die einfältigsten Dinge fragten sie. Ich zeigte ihnen auch meine Bücher. Und da waren sie ganz erstaunt, daß der Fremde auch Bücher habe, und noch dazu so viele! Ich mußte ihnen einen Abschnitt aus dem Deutschen vorlesen. Die Sache interessierte sie mächtig. Wie komisch doch diese Fan va, „fremde Sprache", klang! „Ja, kannst du auch schreiben?" hieß es jetzt. „Gewiß kann ich das," und schon stand mein Name groß auf dem Papier. Alle lachten vor Staunen, und wollten es auch einmal versuchen mit Feder und Tinte. Doch das gab nur ein Loch ins Papier und eine kleine Explosion in der Feder, diesem merkwürdigen „Pinsel". Endlich hatten sie genug gesehen. Mit christlichen Büchern bepackt und unter tiefen Verbeugungen verabschiedeten sie sich, nachdem ich sie noch ermahnt hatte wiederzukommen und auch in ihrer Heimat, in den dortigen Kapellen, den Gottesdienst zu besuchen.

Als sie zu ihren Kommilitonen in die Stadt zurückkamen, empfingen sie diese, wie ich nachher erfuhr, mit einem Hallo. „Nun, wie ist es gewesen? Was hat der Fremde gewußt?“ Die Antwort fiel weniger belustigend aus, als jene erwartet hatten. „O, es war hau thang, „gut zu hören“, was er sagte. Er sprach über das Examen und sagte, es gebe drei Arten von Examen: erstens — —,“ und meine ganze Predigt wurde bis in die Details noch einmal gehalten, durch Heiden vor Heiden!

So wird die Sonntagspredigt manchmal zur Heidenpredigt. Man muß sich eben bestreben, sich den Zuhörern anzupassen.

Die Heidenpredigt.

Während die einen die Erfolge der Mission zu gering werten und uns zuweilen vorrechnen, was so ein bekehrter Heide koste, sehen andere die Sache viel zu rosig an. „Die Evangelisation der Welt in der gegenwärtigen Generation“ lautet ihre Parole. Man merkt, wir leben im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, und fast tönt uns bei solcher Ankündigung das Rasseln und Schnauben eines Motorwagens ins Ohr. Ja, wenn es so schnell ginge!

Wilhelm von Kügelgen sagt in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“: „Niemand läßt sich von etwas überzeugen, das nicht in seinen Kram paßt.“ Wer Lebenserfahrung und Selbsterkenntnis besitzt, wird gestehen müssen, daß der alte Mann recht hat. Wer vollends schon vor Heiden gestanden ist und an diesen gearbeitet hat, wird ihm doppelt recht geben. Wie schwer es ist, diese für das Evangelium zu gewinnen, das auch so ganz und gar nicht in ihren Kram paßt, will ich an einem Beispiel zu verdeutlichen suchen.

Da ist ein schwäbischer Bauer auf seinem Acker neben der Landstraße mit Pflügen beschäftigt. Er hat ausgerechnet, daß, wenn er sich ein wenig beeile und ihn niemand störe, er so gegen Mittag fertig werden könne. Wie er wieder vorn an die Straße kommt und gerade den Pflug wenden will, sieht er plötzlich einen daherkommen in einem merkwürdigen Aufzug. Er wartet, er will den Mann vorbeilassen, um ihn ein wenig ansehen zu können. Doch dieser schreitet

direkt auf ihn zu und kommt herüber auf den Acker. Fast erschrickt das Bäuerlein. Es sieht sich um, ob nicht Leute in der Nähe seien, die es im Notfall zu Hilfe rufen könnte. Denn der Mann vor ihm sieht gar zu sonderbar aus. Er trägt einen langen, grünseidenen Rock, eine rotseidene Weste über diesem. Die Hosen hat er unten zusammengebunden, und seine Füße stecken in merkwürdigen Schuhen. Und dann erst sein Gesicht! Das ist gelb, mit breiter Stumpfnase und schwarzen, schiefliegenden Augen. Auch hat er einen Zopf, ja wahrhaftig! Jetzt geht dem biederen Schwaben ein Licht auf: am Ende war das gar ein Chinese. Er erinnert sich, einmal gehört zu haben, diese tragen Zöpfe.

Während er so staunt und ganz sprachlos ist, ist jener um so eifriger am Reden. Der Bauer hört nichts. Er glaubt überhaupt, der Mann spreche eine fremde Sprache. Doch dieser redet und redet. Er erzählt ihm von einem Mann, der Konfuzius geheißen habe. Er erklärt ihm dessen Sprüche und sagt ihm, das Christentum sei eine falsche Religion, mit Gott und Jesus sei es nichts, er müsse an Konfuzius glauben 2c. 2c. Das Schweigen und Staunen des deutschen Ackermannes nimmt er für Aufmerksamkeit, und so wird er immer eifriger.

Wie sehr würde der gute Chinese sich täuschen, wenn er sich einreden wollte, er habe den Mann überzeugt! Welcher innere Gedankenprozeß, welche Umwälzungen im Geistes- und Gemütsleben des Bauern müßten vor sich gehen, bis er dahin gebracht wäre, daß er sich sagen würde: All das, was meine Eltern mich gelehrt von Kindesbeinen an, was ich in der Schule, im Konfirmandenunterricht und in der Kirche gehört, woran mein Weib und meine Kinder, meine Nachbarn glauben, woran das ganze Dorf, das ganze Land glaubt — alles das ist falsch, dieser Chinese allein hat recht, und ich werde allem Spott und allen Anfeindungen zum Trotz ihm folgen! Bis der Mann so weit gebracht wäre, das dürfte, meine ich, kaum so leicht und so plötzlich geschehen. Bei der Bekehrung eines Menschen zum Christentum ist nun allerdings insofern ein Unterschied, als hier der Geist Gottes mitwirkt. Indes, bevor dieser einsetzen kann, muß vorbereitende Arbeit vorausgegangen sein.

Unter ganz ähnlichen Verhältnissen nun arbeiten wir Missionare an den Chinesen. Man überrascht einen Bauern bei der Feld-

arbeit, tritt zu einem Krämer in den Laden, setzt sich unter die Gäste in einer Teehütte, besucht einen Gelehrten in seiner Schule, einen Beamten auf der Schreibstube, und redet mit ihnen zur Zeit und zur Unzeit. Man spricht von Jesus, von Schuld und Strafe, Glauben und Vergebung, Tod und Ewigkeit, Himmel und Hölle, Gott und dem Teufel. Alles ist ihnen fremd, neu, unverständlich, scheint ihnen auch unglaublich. Manchen ist es auch verhaßt und zuwider oder gleichgültig.

Nein, so leicht ist es nicht, einen Heiden zu bekehren!

Einmal besuchte ich eine größere Schule. Das stattliche Gebäude war von schlanken, hohen Bambusbäumen überhangen und der Eingang von einer prächtigen Trauerweide beschattet. In dem kleinen Vorraum standen auf kunstvoll aufgeschichteten Backsteinen allerhand Topfgewächse: Granatbäumchen, Zypressen, junge Palmen und die verschiedensten Blumen. Ein sinniges Gemüt schien hier zu walten. Überall peinlichste Ordnung und Sauberkeit. Etwas Ungewohntes in China.

Aus dem Innern des Hauses vernahm man lautes Deklamieren. Deutlich unterschied sich von dem Durcheinander der Schülerstimmen der Baß des Lehrers. Ich trat ein. Etwa zwanzig ältere Schüler, oder schon mehr Studenten, saßen in einem freundlichen Lokal über den Büchern. Sie, wie der Lehrer, der seinen Platz in einem offenen Nebenraum hatte, gehörten den besseren Ständen an. Kleidung und Aussehen verrieten dies. Kaum hatte der Lehrer mich bemerkt, als er auch schon auf mich zukam und mich höflich einlud, Platz zu nehmen. Ein Schüler brachte den Teetopf und füllte zwei winzige Täßchen. Nach den üblichen Vorfragen und Komplimenten kam bald die Unterhaltung in Fluß. Die Schüler beteiligten sich durch Zuhören. Das Studium ruhte.

Ich fing zuerst von Politik an, erzählte von Europa, von Bismarck und Moltke, von den Schneebergen und Seen der Schweiz, kam auf die Eisenbahnen, auf die Elektrizität, und zog dann Parallelen zwischen europäischen und chinesischen Verhältnissen. Lehrer wie Schüler waren ganz Ohr. Zuletzt kam ich auch auf die Religion. Ich machte es wie die Chinesen, die die Hauptsache auch immer auf den Schluß aufzusparen pflegen. Der noch junge, feine Professor hörte mir lange zu, dann unterbrach er mich plötzlich mit

den Worten: „Was du da sagst, Missionar, ist schön und gut, aber du hast eines vergessen."

„Und das wäre?" fragte ich.

„Du hast vergessen, daß wir Chinesen sind."

„O, das weiß ich!" entgegnete ich, ahnend, wo er hinaus wollte.

„Nun, dann hättest du bedenken sollen, daß wir Chinesen bereits einen Philosophen haben, Konfuzius. Jesus, das ist euer Philosoph und Heiliger. Wir Chinesen haben keinen Grund zu wechseln."

Ich besann mich, was ich dem Mann sagen sollte, wie ich es angreifen sollte, ihm den Unterschied zwischen Jesus und Konfuzius klar zu machen, ohne daß ich dabei nötig hatte, den letzteren zu verkleinern. Denn dies wollte und durfte ich nicht.

„Konfuzius in allen Ehren," sagte ich ihm dann, „aber er und Jesus sind doch nicht auf die gleiche Stufe zu stellen. Einer ist der Größere."

„Da bin ich denn doch begierig zu hören, welcher der Größere ist," erwiderte er etwas erstaunt und mit einem leichten Schmunzeln. Darauf ich: „Nun, du sollst es erfahren. Bist du schon vor dem Osttor gewesen und hast du schon die Aussätzigen gesehen, die dort in so traurigem Zustand zu sitzen pflegen?" Er: „Die sind immer dort, was soll's damit?" Ich: „Das wirst du gleich sehen. Draußen bei den Aussätzigen soll es sich entscheiden, ob eurem Konfuzius der Vorrang gebührt, oder ob Jesus höher zu stellen ist. Wer von den beiden diese Unglücklichen am besten zu trösten vermag, der hat gewonnen. Wir wollen heute nachmittag zu ihnen hinausgehen. Ich werde nur dieses kleine Büchlein zu mir stecken, meinen heiligen Klassiker, das Neue Testament, du kannst von den Schriften deines Meisters eine beliebige Anzahl mit dir nehmen. Und da wollen wir dann den armen Kranken etwas vorlesen und mit ihnen reden und sehen, ob es uns nicht gelingt, einen Lichtstrahl in ihr dunkles Dasein zu senden. Ich werde ihnen sagen: Ihr armen Leute, ihr seid sehr zu beklagen, und es tut mir in der Seele weh, daß ich euch nicht gesund machen kann. Aber seht, da habe ich so ein kleines Büchlein mitgebracht, das erzählt von einem, der euch helfen kann und auch will, denn er hat euch lieb. Er heißt Jesus. Wenn ihr dem vertraut und an ihn glaubt, dann könnt ihr fürs erste eure Krankheit leichter ertragen, und zum andern gilt auch euch das

Wort: ‚Siehe, ich mache alles neu.' Auch euren kranken Körper wird er neu machen, er wird euch aus dem Grab erwecken, und alsdann bricht auch für euch eine Zeit des Friedens und des Glückes an. Das ist so in der Hauptsache das, was ich den Aussätzigen sagen werde," erklärte ich dem Gelehrten, „es wird mich nun interessieren zu hören, welche Hoffnungen du ihnen machen kannst?"

Der Mann war in Verlegenheit. Sein großer Lehrer hatte viel Gutes und Schönes gesagt, mit dem sich das, was dieser Jesus gelehrt hatte, jedenfalls nicht messen konnte, aber allerdings, von Aussätzigen stand in seinen Schriften nichts. Ob das ein Mangel oder ein Vorzug war? Ein Unterschied bestand unstreitig zwischen beiden, das war ihm jetzt klar geworden. Doch, zu wessen Gunsten fiel dieser aus?

Ich bin überzeugt, der Chinese hat über diese Frage noch nachgedacht. Ob er zur Klarheit gekommen ist?

Ein anderer Chinese, auch ein Literat, besuchte mich einmal eines Sonntagabends. Er war noch jung und ließ durchblicken, daß er viel gelernt habe und viel wisse. Mir schien er nicht gerade viel zuzutrauen, denn plötzlich fragte er, etwas von oben herab: „Kennst du die Geschichte von der Speisung der fünftausend Mann?" Ich sagte ihm: „Ja." Dann fragte er weiter: „Glaubst du diese Geschichte?" „Gewiß glaube ich die," gab ich ihm zur Antwort. Er wieder: „Du weißt aber doch, daß ein Stoff, ein Körper, sich nicht vermehren kann, das geht gegen alle Gesetze. Fünf Brote bleiben fünf Brote und zwei Fische bleiben zwei Fische. Also kann die Geschichte nicht wahr sein."

Ich gestehe, ich war etwas in Verlegenheit. Wie sollte ich dem jungen Menschen antworten, so daß ich nicht so ganz schlecht abschnitt, und daß vor allem Gott auf seine Rechnung kam? Mit zwei Sätzen ließ sich die Frage nicht abtun. Doch plötzlich ging es mir wie ein Blitz durch den Kopf: eine Ameise, die sich gerade auf meinem Schreibtisch zu schaffen machte, die mußte mir helfen. Ich zeigte auf diese und sagte: „Sieh hier das kleine Tier. Ich denke mir, daß diese Ameise sich auch manches nicht erklären kann, was sie hier in diesem Zimmer sieht, zum Beispiel diese Lampe, dieses Tintenfaß, die Uhr dort, und dann all die Bücher hier. Nun wird man aber kaum sagen können, daß deswegen, weil diese Ameise

diese Dinge nicht verstehen kann, es keine Uhr, keine Lampe und keine Bücher geben könne. Der Fehler liegt vielmehr bei der Ameise. Sieh doch einmal, wie klein ihr Köpfchen ist! Da drin ist wenig Verstand, wenig Gehirn. Alles, was über ihren Ameisenhorizont hinausgeht, und der ist nicht eben weit, kann sie nicht verstehen. Genau so ist es auch bei uns. Vieles können wir nicht erklären und nicht begreifen, einfach deswegen, weil unser Gehirn, unser Verstand zu klein ist. So auch die Speisung der Fünftausend. Nicht weil du und ich diese nicht verstehen können, ist sie nicht möglich, sondern die Sache liegt so: weil unser Verstand zu klein ist, können wir dieses große Wunder nicht verstehen."

Der junge Mann wußte gegen diese Ausführungen nicht gerade viel einzuwenden. Nur das von der Kleinheit des Gehirns, das heißt seines Gehirns — die Kleinheit meines Gehirns hätte er recht gerne zugegeben —, verursachte ihm einiges Unbehagen. Doch zuletzt lachte er und sagte, ich werde recht haben.

„Gewiß habe ich recht," fuhr ich fort. „Denn wenn Gott bloß das können darf, was wir verstehen und erklären können, dann ist er eben nicht mehr Gott! Nein, sondern wir Menschen kommen mit unserem bißchen Können und Erkennen eben oft an Grenzen, und wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir gestehen: Ignoramus et ignorabimus. Und dabei wird es bleiben."

Schwer ist es auch, zu den Chinesen von der „andern Welt" zu reden, das heißt, ihnen begreiflich zu machen, daß auf dieses Leben eine Fortsetzung folge. Zwar setzt die Ahnenverehrung ein Fortleben nach dem Tode voraus, auch haben die Chinesen aus den taoistischen Lehren die Begriffe und Ausdrücke für „Fegfeuer" und „Hölle" übernommen. Indes ihre Vorstellungen hierüber sind verworren und unklar, und als Konfuzianer lachen sie über diese Dinge.

Ein hochgestellter Beamter, zugleich ein Haupt der Reform-Chinesen, sagte mir einmal: „Ich für meine Person glaube natürlich, daß es nach dem Tode aus ist, aber das darf man nicht lehren, sonst würden die Menschen schlecht. Wenn die Frauen und das gemeine Volk durch die Furcht vor „Höllenstrafen" sich vom Bösen abhalten lassen, dann kann man sich darüber nur freuen. Wir Bücherleser brauchen das nicht."

Ich habe mich solchen Leuten gegenüber immer auf die Autori-

tät des Konfuzius berufen. Dieser sagt an einer Stelle: „Das Gute findet guten Lohn, das Böse erntet bösen Lohn. Ist die Vergeltung noch nicht erfolgt, dann ist eben der Tag noch nicht gekommen." „Ist dieser Satz eures Meisters richtig?" fragte ich dessen Jünger etwa. „Gewiß," war die Antwort, „wie kannst du nur so fragen?" „Und ich behaupte, er ist falsch," fuhr ich fort. Staunen über meine Dreistigkeit, verbunden mit einer gewissen Unsicherheit — denn, offen gestanden, sie hatten über den Spruch noch gar nicht nachgedacht — bemächtigte sich der stolzen Herren. „Kennt ihr den Ngan-ts, den Lieblingsschüler des Konfuzius?" fragte ich weiter. Sie: „O ja." Ich: „Kennt ihr auch den Thau-tschak?" Sie wieder: „Ja." „Nun gut, wie erging es den beiden?" „Der eine starb jung und arm" — „Wohlgemerkt, obwohl er nach euren Schriften sehr tugendhaft lebte," unterbrach ich sie. „Und jetzt weiter, was war es mit dem andern, dem Thau-tschak?" „Der starb in hohem Alter — —" berichteten sie. „Ganz recht, und doch war er kein guter Mensch, wie ihr alle wißt. Wo bleibt also die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen?"

Ganz verdutzt schauten sie mich jetzt an. Was ich von den beiden gesagt hatte, gestattete keinen Widerspruch. Sollte Konfuzius mit jenem Satz unrecht haben? Das konnte doch nicht sein. Unmöglich!

Ich befreite sie. „Euer Konfuzius hat ganz recht," sagte ich ruhig. „Das Gute wird immer belohnt und das Böse wird immer bestraft. Das ist ein Fundamentalsatz, an dem nicht zu rütteln ist. Weil jedoch sehr oft, wie in den beiden angeführten Fällen, in diesem Leben die Vergeltung ausbleibt, werden wir mit zwingender Notwendigkeit zum Glauben an ein Fortleben nach dem Tod geführt. Die vielen Widersprüche, die schreienden Ungerechtigkeiten des diesseitigen Lebens, fordern einen Ausgleich, fordern Sühne, fordern einen Gerichtstag. Konfuzius sagt ja auch: ‚Ist die Vergeltung noch nicht erfolgt, dann ist eben der Tag noch nicht gekommen.' Seht, dieser Tag wird kommen. ‚Gott hat einen Tag gesetzt, an welchem er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit,' sagt unser heiliges Buch. An diesem Tag der großen Abrechnung werden auch Ngan-ts und Thau-tschak, ihr und ich, Lebendige und Tote vor dem Richter erscheinen. Ganz gewiß, es gibt ein Jenseits, ein Fortleben nach dem Tod, wenn anders das Dasein des Menschen nicht sinnlos und zwecklos sein soll."

So disputiert man. Man hat nicht immer den Eindruck, daß man verstanden worden ist und daß es viel genützt hat. Auch bleibt ein solches Gespräch manchmal sehr auf der Oberfläche. Die Beweisführung scheint einem oft selber mangelhaft, und man seufzt unter seiner Ungeschicklichkeit. Indes, wo so alle Voraussetzungen fehlen, wo man nichts weiß von einer Gottesoffenbarung, weder durchs Wort noch durch die Tat, wo will man da anknüpfen, wie es angreifen, daß die Leute es verstehen? Man sät eben und betet darüber und hofft.

Und merkwürdig. Oft sproßt so ein Samenkorn, von dem man ganz glaubte, daß es auf das Steinige gefallen sei. So wurde mir dieser Tage aus China eine Broschüre zugeschickt. Der Verfasser, ein bekannter Bücherleser in Ka-yin-tschu, nennt in derselben zweimal meinen Namen. Vor zehn und mehr Jahren, schreibt er, habe ich ihm einmal gesagt, Konfuzius sei ein edler Mann gewesen und seine Lehre enthalte viel Gutes. Aber, was fehle, sei die Kraft, um nach dieser Lehre zu leben. Ganz anders sei es bei Jesus. Dieser gebe nicht bloß Vorschriften, sondern teile auch die Kraft mit, diese Vorschriften zu erfüllen. Damals, fährt der Gelehrte weiter, habe er mir sehr widersprochen. Seit er jedoch mit „kleinem Herzen" (sorgfältig) das Alte und Neue Testament gelesen habe, müsse er mir unumwunden recht geben.

Ich hatte diese Unterredung längst vergessen, der Chinese aber hatte darüber nachgedacht. Ähnlich mag noch manches Wort im stillen weiterwirken, das wir in Treue unter die Heiden gestreut.

Auf der Reise.

Nicht selten führt den Missionar sein Beruf auch weg von der Station. Er macht oft große Reisen, sogenannte Predigtreisen. Auf diesen erlebt er dann allerhand.

Einmal kam ich auf einer solchen Reise weit nach dem Norden, bis in die Provinz Kiang-si. Dort hatte ich eines Tages einen ziemlich hohen Gebirgszug zu überschreiten. Als ich gegen Abend die Paßhöhe erreicht hatte, erblickte ich unten im Tal einen größeren Markt. Ich war froh, denn ich war hungrig und müde. Dabei war mir innerlich allerdings nicht ganz wohl zumute, denn die Leute in

dieser Gegend waren sehr roh, auch war drunten im Markt, das wußte ich, noch nie ein Europäer gewesen. Wie würde es mir ergehen? Doch, es galt kein langes Besinnen, ich mußte hinunter.

Als ich in die Nähe des Marktes kam, erblickten mich einige Chinesenjungen, die neben dem Weg gespielt hatten. Hui! wie die auseinanderstoben, dem Markte zu. Und deutlich hörte ich ihre entsetzten Rufe: Yu nyin loi! „Es kommt einer!" Auf beiden Seiten der Straße flogen die Türen auf und alles stürzte heraus, um zu sehen was los sei, während die kleinen Schlingel ihre Botschaft bis in die entferntesten Winkel des Städtchens trugen. Und als ich dann die ersten Häuser erreicht hatte, wimmelte es geradezu von Menschen. Alles sperrte Mund und Augen auf und starrte mich mit einem Gemisch von Neugier und Grauen an. Was für ein Mensch das wohl sein mochte? Der hatte ja keinen Zopf! Und wie groß sein Hut war! Und dann seine Augen und sein ganzes Aussehen! Nein, so einen hatte man hier noch nie gesehen!

Ich war inzwischen zu einer Schule gekommen. Der alte Schulmeister, der voller Selbstbewußtsein und Würde unter der Türe stand, rückte seine Brille zurecht und blickte mich mißtrauisch von der Seite an. Dann sagte er plötzlich ganz gelassen, etwas durch die Nase: „Ach, das ist ja nur ein fremder Teufel." Und nun ging ein Spektakel los, wie ich in meinem Leben noch keinen gehört hatte. „Fremder Teufel! Fremder Teufel!" kam es wohl aus tausend Kehlen.

Ich war froh, daß ich zu Pferd war, denn mein Roß war ein wilder Racker. Kam ihm einer zu nahe, dann biß es wütend um sich oder schlug aus. Auch mein Hund fuhr einigen an die Waden.

Um so schnell wie möglich aus der unerquicklichen Lage herauszukommen, gab ich meinem Pferd die Sporen und trabte an das andere Ende des Marktes, wo ein Gasthaus sein sollte. Indes, so schnell mein Pferd war, so schnell war auch der chinesische Pöbel, besonders die Jugend. Und als ich dann bei der ziemlich primitiven Herberge angekommen war und die Wirtsfrau, die gerade vor dem Hause stand, freundlich fragte: „Große alte Schwägerin, könnte ich vielleicht hier übernachten?" da hörte diese gar nicht auf das, was ich sagte. Voll Entsetzen packte sie ihren Buben unter den rechten Arm, ein kleines Mädchen unter den linken und floh durch die Türe. Und geräuschvoll stieß sie von innen den Riegel vor!

Ein Apotheker, an den ich gewiesen worden war, wollte mich ebenfalls nicht aufnehmen. Er war gerade am Bereiten einer Salbe und hätte lieber mich und die ganze Welt vergiftet, ehe er sich dazu verstanden hätte, mir sein Haus zu öffnen.

So stand ich auf der Straße, umtobt von einer johlenden, aufgeregten Volksmenge. Ratlos und hilflos schaute ich über die Leute weg. Da trat auf einmal ein Mann aus dem Haufen heraus und sagte freundlich: „Priester, für dein Pferd hätte ich Platz." Der Mann war Katholik und hielt mich für einen katholischen Priester. Fast gleichzeitig ließ sich auch hinter mir eine dünne Stimme vernehmen: „Und bei mir kannst du bleiben, fremder Herr." Ich drehte mich um und erblickte ein kleines, verwachsenes Männchen, das den Beruf eines Wahrsagers ausübte, wie ich nachher erfuhr. Beide Anerbieten nahm ich dankbar an. Und so waren jetzt Roß und Reiter versorgt. Einen Katholiken und einen Wahrsager hatte mir Gott als Retter gesandt.

Doch, noch war nicht alle Gefahr vorüber. Als ich nämlich zu der Wohnung meines Gastfreundes kam, bestand diese in einem winzigen, elenden Bretterhäuschen. Schon krachten die Wände in allen Fugen vor dem herzudrängenden Pöbel, und ich mußte für die Nacht das Schlimmste befürchten. Da kam mir plötzlich ein rettender Gedanke. Ich hatte ja eine Handharmonika bei mir. Schnell holte ich diese hervor, stellte mich unter die Türe und spielte drauf los, was ich wußte und nicht wußte. Mit einem Schlag war die Menge wie umgewandelt. Alles war mäuschenstill. So etwas hatten die Leute noch nie gesehen und gehört.

Als mir dann die Arme ganz schlaff wurden vor Müdigkeit, hörte ich auf zu spielen. Ich zeigte und erklärte den Leuten das Instrument, und dann sprach ich noch mehrere Stunden lang zu der lautlos horchenden Menge. Endlich, als ich fast zum Umfallen müde war, ich hatte ja noch nichts gegessen, sagte ich: „So, jetzt wollen wir Schluß machen für heute. Ich bin müde und ihr wohl auch, also gute Nacht." „Gute Nacht, Fremder," ertönte es von allen Seiten, „aber morgen mußt du uns das Ding wieder zeigen, das so schön schreien kann." Ich versprach ihnen das und habe es auch gehalten. Und mit dem Choral „Befiehl du deine Wege" nahm ich am andern Tag Abschied von den nun ganz freundlich gesinnten Leuten.

dieser Gegend waren sehr roh, auch war drunten im Markt, das wußte ich, noch nie ein Europäer gewesen. Wie würde es mir ergehen? Doch, es galt kein langes Besinnen, ich mußte hinunter.

Als ich in die Nähe des Marktes kam, erblickten mich einige Chinesenjungen, die neben dem Weg gespielt hatten. Hui! wie die auseinanderstoben, dem Markte zu. Und deutlich hörte ich ihre entsetzten Rufe: Yu nyin loi! „Es kommt einer!“ Auf beiden Seiten der Straße flogen die Türen auf und alles stürzte heraus, um zu sehen was los sei, während die kleinen Schlingel ihre Botschaft bis in die entferntesten Winkel des Städtchens trugen. Und als ich dann die ersten Häuser erreicht hatte, wimmelte es geradezu von Menschen. Alles sperrte Mund und Augen auf und starrte mich mit einem Gemisch von Neugier und Grauen an. Was für ein Mensch das wohl sein mochte? Der hatte ja keinen Zopf! Und wie groß sein Hut war! Und dann seine Augen und sein ganzes Aussehen! Nein, so einen hatte man hier noch nie gesehen!

Ich war inzwischen zu einer Schule gekommen. Der alte Schulmeister, der voller Selbstbewußtsein und Würde unter der Türe stand, rückte seine Brille zurecht und blickte mich mißtrauisch von der Seite an. Dann sagte er plötzlich ganz gelassen, etwas durch die Nase: „Ach, das ist ja nur ein fremder Teufel.“ Und nun ging ein Spektakel los, wie ich in meinem Leben noch keinen gehört hatte. „Fremder Teufel! Fremder Teufel!“ kam es wohl aus tausend Kehlen.

Ich war froh, daß ich zu Pferd war, denn mein Roß war ein wilder Racker. Kam ihm einer zu nahe, dann biß es wütend um sich oder schlug aus. Auch mein Hund fuhr einigen an die Waden.

Um so schnell wie möglich aus der unerquicklichen Lage herauszukommen, gab ich meinem Pferd die Sporen und trabte an das andere Ende des Marktes, wo ein Gasthaus sein sollte. Indes, so schnell mein Pferd war, so schnell war auch der chinesische Pöbel, besonders die Jugend. Und als ich dann bei der ziemlich primitiven Herberge angekommen war und die Wirtsfrau, die gerade vor dem Hause stand, freundlich fragte: „Große alte Schwägerin, könnte ich vielleicht hier übernachten?“ da hörte diese gar nicht auf das, was ich sagte. Voll Entsetzen packte sie ihren Buben unter den rechten Arm, ein kleines Mädchen unter den linken und floh durch die Türe. Und geräuschvoll stieß sie von innen den Riegel vor!

Ein Apotheker, an den ich gewiesen worden war, wollte mich ebenfalls nicht aufnehmen. Er war gerade am Bereiten einer Salbe und hätte lieber mich und die ganze Welt vergiftet, ehe er sich dazu verstanden hätte, mir sein Haus zu öffnen.

So stand ich auf der Straße, umtobt von einer johlenden, aufgeregten Volksmenge. Ratlos und hilflos schaute ich über die Leute weg. Da trat auf einmal ein Mann aus dem Haufen heraus und sagte freundlich: „Priester, für dein Pferd hätte ich Platz." Der Mann war Katholik und hielt mich für einen katholischen Priester. Fast gleichzeitig ließ sich auch hinter mir eine dünne Stimme vernehmen: „Und bei mir kannst du bleiben, fremder Herr." Ich drehte mich um und erblickte ein kleines, verwachsenes Männchen, das den Beruf eines Wahrsagers ausübte, wie ich nachher erfuhr. Beide Anerbieten nahm ich dankbar an. Und so waren jetzt Roß und Reiter versorgt. Einen Katholiken und einen Wahrsager hatte mir Gott als Retter gesandt.

Doch, noch war nicht alle Gefahr vorüber. Als ich nämlich zu der Wohnung meines Gastfreundes kam, bestand diese in einem winzigen, elenden Bretterhäuschen. Schon krachten die Wände in allen Fugen vor dem herzudrängenden Pöbel, und ich mußte für die Nacht das Schlimmste befürchten. Da kam mir plötzlich ein rettender Gedanke. Ich hatte ja eine Handharmonika bei mir. Schnell holte ich diese hervor, stellte mich unter die Türe und spielte drauf los, was ich wußte und nicht wußte. Mit einem Schlag war die Menge wie umgewandelt. Alles war mäuschenstill. So etwas hatten die Leute noch nie gesehen und gehört.

Als mir dann die Arme ganz schlaff wurden vor Müdigkeit, hörte ich auf zu spielen. Ich zeigte und erklärte den Leuten das Instrument, und dann sprach ich noch mehrere Stunden lang zu der lautlos horchenden Menge. Endlich, als ich fast zum Umfallen müde war, ich hatte ja noch nichts gegessen, sagte ich: „So, jetzt wollen wir Schluß machen für heute. Ich bin müde und ihr wohl auch, also gute Nacht." „Gute Nacht, Fremder," ertönte es von allen Seiten, „aber morgen mußt du uns das Ding wieder zeigen, das so schön schreien kann." Ich versprach ihnen das und habe es auch gehalten. Und mit dem Choral „Befiehl du deine Wege" nahm ich am andern Tag Abschied von den nun ganz freundlich gesinnten Leuten.

Auf einer andern Reise kam ich nach dem kleinen Markt Fong-thong-tu. Ich war dort bei einem Hotelier zu Gast, der noch Missionar Lechler kannte und auch schon einige Male den weiten Weg nach Lo-feu-s zum Gottesdienst gemacht hatte.

Gleichsam als Beweis seiner Angaben zog er, sich vorsichtig nach allen Seiten umblickend, aus einem von der Decke herabhängenden Korb einen christlichen Wandkalender hervor. Auf meine verwunderte Frage, warum er denn seinen Kalender verstecke, statt ihn an die Türe oder Wand zu kleben, erfuhr ich so viel: Der Mann war innerlich angefaßt, ja war sogar warm. Indes eines fehlte ihm noch. Sein einziger Sohn hatte kurz vorher den ersten literarischen Grad, den eines Syu tshoi, „blühenden Talentes", erlangt. Nach chinesischem Gesetz aber sind die Söhne von Gastwirten vom Staatsexamen ausgeschlossen. Nun drohten ihm seine eigenen Leute im Verein mit den Nachbarn mit einer Anklage bei der Behörde, sofern er noch weiter der Lehre der fremden Teufel anhange. In diesem Falle hätte ihn nicht nur eine empfindliche Strafe getroffen, weil sein Sohn beim Examen seine Herkunft verheimlicht hatte, sondern das „blühende Talent" hätte ohne weiteres seinen Titel wieder verloren. Dem Mann blieb also nur die Wahl zwischen dem Doktorhut seines Sohnes und der Dornenkrone Christi. Und Tschu-Kwui-long, das ist sein Name, streckte die Hand nach ersterem aus!

Armer Wirt, ich will dich nicht schelten. Du hast nur getan, was schon Tausende vor dir auch getan haben. Aber laß dir sagen, du hast töricht gehandelt und bist schwer zu beklagen, denn du hast einen schlechten Tausch gemacht. Du hast eine vergängliche Krone einer unvergänglichen vorgezogen! Möchtest du deinen Fehler nicht zu spät einsehen und bereuen.

Von Fong-thong-tu aus mußten wir über einen hohen Paß, der zugleich die Grenze zwischen den Provinzen Kiang-si und Kanton bildet. An Stelle eines Grenzsteins steht ein Tempel.

Die Räuber, die diese Gebirgsgegenden bewohnen, scheinen es nicht mit den Rinaldinis der Abruzzen zu halten, die bekanntlich zuerst der Madonna einen Besuch abstatten, ehe sie ans Geschäft gehen. Der gewaltige Buddha, der hier oben seinen Sitz aufgeschlagen hatte, mußte in geringem Ansehen stehen bei diesen Strauchdieben. Er strotzte förmlich vor Schmutz, und seine Behausung glich schon mehr

einem Schweinestall. Sie hatte wohl noch nie einen Besen zu sehen bekommen, und die Wände zu tünchen schien man schon seit Jahrhunderten vergessen zu haben. Auch dem Schieferdecker mußte Buddha offenbar die letzte Rechnung noch schulden, denn der Himmel schaute durch unzählige Dachluken in das verwahrloste Heiligtum. Der Karrikaturen und Zoten, womit die Wände beschmiert waren, waren Legion.

So wenig ich sonst für Buddha übrig habe, so mußte ich heute doch zwei Tugenden an ihm bewundern — die unendliche Geduld, mit der er diese Behandlung erträgt, und seine große Anspruchslosigkeit. Bei seinen Anhängern fiel mir aufs neue auf, wie wenig bigott und fanatisch sie sind. Für uns ist dies gut. Ihnen dagegen gereicht es kaum zum Lob.

Auf den Sonntag hatte ich in Pat-tschhak einen Gottesdienst anberaumt und schon vorher die beiden Christen dort gebeten, dies bekannt zu machen. Schriftlich und mündlich flog die Botschaft nach allen Seiten und lud die offenen und geheimen Anhänger der neuen Lehre ein, an diesem Tag zu erscheinen. Der Laden des Hon-Schu-fuk wurde schnell in eine Kapelle umgewandelt, ein Tisch bereitgestellt, Stühle und Bänke herbeigeschafft und dann der Gong, die chinesische Trommel, geschlagen.

Als ich den Laden betrat, war er bis auf den letzten Platz gefüllt. Ich begann mit Gebet, redete über einen passenden Text und ließ den Katechisten den Schluß machen. Alles lauschte gespannt. Es war eine gesegnete Feier. Nachdem der Gottesdienst beendigt war, forderte ich alle, die mit dem Christentum Ernst machen wollten, auf, ihre Namen in ein Buch einzutragen. Gegen vierzig Männer schrieben sich ein. Auch einige Frauen meldeten sich. Andere versprachen, später zu folgen. Die meisten dieser Leute hatten vorher noch nie einen Missionar gesehen, noch nie aus dem Munde eines Predigers das Evangelium gehört. Alles, was sie von der neuen Lehre wußten, hatten sie durch Hon-Schu-fuk erfahren.

So hatten wir also in dieser Nordostecke der Provinz Kanton die erste öffentliche Sonntagsfeier gehalten. Ich sagte nachher im Scherz zu meinem Katechisten: „Wenn spätere Geschlechter einmal eine Kirchengeschichte des Kreises Phin-yen schreiben, werden auch unsere Namen genannt werden.“ Der junge Mann erwiderte ganz

richtig: „Ja, aber möge es dann nur nicht heißen, wir haben Holz, Heu und Stoppeln statt Gold, Silber und edle Steine gebaut auf den Grund, der gelegt ist, Jesus Christus.“ Gewiß, das war auch mein Wunsch, als ich andern Tags von meinen Freunden Abschied nahm, daß sie und alle die angefaßten Seelen wachsen möchten in der Erkenntnis Jesu Christi, und daß es mir gelingen möchte, ein rechter Hirte und Baumeister zu sein, um einmal treu erfunden zu werden an jenem großen Tage.

Ein merkwürdiger Gottanbeter.

Wohnt hier der Lehrer, welcher die Jesuslehre verbreitet? Mit diesen Worten betrat an einem schwülen Sommertag ein alter, von der Last der Jahre gebeugter Mann die kleine Missionskapelle in Lo-feu-s. Da auf die Frage sich niemand zeigte, machte sich's der Alte bequem. Er stellte die mitgebrachte Hacke in eine Ecke, löste die Sandalen von den bestaubten Füßen und legte seinen großen, aus Bambus geflochtenen Sonnenhut neben sich auf die Bank. Das durch die Wegnahme der Bedachung frei gewordene Gesicht war stark gebräunt und ziemlich verwittert. Doch gaben zwei freundliche Augensterne, die unter den buschigen Brauen hervorleuchteten, sowie das kurze, schneeweiße Zöpfchen dem Manne ein überaus angenehmes, fast kindliches Aussehen. Auch das alte Mütterchen, das jetzt unter der Türe erschien, machte einen nicht ungünstigen Eindruck. Bedeckten auch hundert Fältchen das breite Gesicht, so zeigte dasselbe doch nette, friedliche Züge.

Die beiden Alten schienen zusammenzugehören, denn sie setzten sich jetzt traulich nebeneinander und sprachen eifrig zusammen. Zuweilen entnahm die Frau ihrem Rucksack einige Brötchen, die sie redlich mit ihrem Gefährten teilte.

Durch die Stimmen in der Kapelle aufmerksam gemacht, erschien jetzt der junge Katechist Tschong. Der Alte erhob sich schnell und machte nach chinesischem Brauche eine tiefe Verbeugung. Auch das Weiblein war aufgestanden und blickte den Katechisten treuherzig an. Dieser lud das Ehepaar ein, ihm in seine nebenan befindliche Wohnung zu folgen, wo er ihnen den üblichen Tee anbot. Doch wie erstaunte er, als der Mann mit seiner Tasse in die Kapelle zu-

rückschritt, sie dort auf den Altar stellte und mit hoch erhobenen Händen und nach oben gerichtetem Blick feierlich anfing: „Vater, segne Trank und Speise, mir zur Kraft und dir zum Preise.“ Erst jetzt setzte er die Tasse an die Lippen.

Katechist Tschong fing an, Interesse für den merkwürdigen Mann zu bekommen, und begann ihn nach dem „Woher“ und „Wohin“ zu fragen. Der Alte nannte einen unbekannten Ort im Kreise Lyung-tschhon als seine Heimat. Er war mit seiner betagten Ehehälfte auf dem Weg nach der Provinz Kiang-si, wo er einen Hügel erworben hatte. Diesen wollten sie zusammen umgraben und eine Teepflanzung anlegen. Sie hofften auf diese Weise den Unterhalt für den Rest ihres Lebens zu finden. Das nötige Geräte, wie auch ihre Habseligkeiten führten sie mit sich. Es war wenig, was die alten Leutchen ihr eigen nannten: Hacke und Spaten, ein Bündel Kleider, eine Ente, zwei junge Hühner und ein großer Teetopf. Das war alles. Sie trugen somit auch „all das Ihrige mit sich“. Der Mann besonders konnte dies von sich sagen.

Als nämlich der Katechist ihn fragte, ob er auch Christ sei, weil er vorhin drüben in der Kapelle das Tischgebet gesprochen habe, zog er aus der hintersten Ecke seines Rockärmels ein kleines Büchlein hervor. Der Katechist erkannte in demselben unsern kleinen Katechismus, den wir gewöhnlich Taufbewerbern in die Hand zu geben pflegen. Derselbe enthält außer den Zehn Geboten, dem Vaterunser und dem Glaubensbekenntnis auch noch ein Morgen- und Abendgebet, sowie einige Tischgebete.

Der Alte hatte diesen Katechismus von einem unbekannten Mann erhalten. Er hatte dann zu Hause sich in denselben vertieft und manches darin gefunden, das einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. Besonders packte ihn der Ausdruck: „Unser Vater in dem Himmel.“ Als guter Sohn hatte er einst seinen alten Vater warm verehrt und treu gepflegt bis zu dessen Tod, und als frommer Heide hatte er bisher stets voll Ehrfurcht zum Himmel emporgeblickt, in dem er die schöpferische Kraft, die weise Vorsehung, wie auch die strafende Gerechtigkeit verkörpert glaubte. Der Begriff „himmlischer Vater“ war ihm neu, aber er sagte ihm zu und erfüllte ihn mit heiliger Ehrfurcht. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen: ja, gewiß, es mußte ein höchstes Wesen geben, höher als Himmel und Erde und all die kleinen und großen Geister, denen

er bisher gedient. Und dieses höchste Wesen hatte im „Himmel" seinen Sitz und war der „Vater" der Menschheit. Daher: „Unser Vater in dem Himmel."

Von der Stunde an, da dem guten Manne diese Erkenntnis aufging, bildete sich ein Verhältnis zwischen diesem Himmel-Vater und ihm. In demütiger, kindlicher Verehrung blickte er auf zu dem ihm bisher unbekannten Gott. Und was er früher vom Himmel, von den verschiedenen Gottheiten seiner engeren und weiteren Heimat und von der Geomantie erwartet hatte, erbat er sich jetzt von diesem Vater im Himmel.

Der zweite und auch der dritte Hauptartikel freilich blieben ihm unverständlich, dagegen machten die Zehn Gebote einen um so tieferen Eindruck auf ihn. Und wenn er als frommer Heide von den Geboten der zweiten Tafel auch sagen konnte: „Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf," so strengte er sich doch jetzt noch mehr an als bisher, sein Leben nach denselben einzurichten. Nie vergaß auch der Alte sein Morgen- und Abendgebet zu sprechen, und kein Bissen kam über seine Lippen, ohne daß er dem neuen Gott zuvor gedankt hätte.

So war dieser Mann ein eifriger Gottanbeter geworden, obwohl er noch nie weder einen Missionar, noch einen Katechisten, noch auch nur einen unserer Christen getroffen und gesprochen hatte. Seine Kenntnis von Gott, die ja freilich noch sehr mangelhaft war, verdankte er einzig und allein jenem kleinen Büchlein, das er als köstlichen Schatz stets bei sich trug und das auch jetzt auf seiner Wanderung nach Kiang-si seinen wichtigsten Besitz bildete. Dieses Büchlein mit seinen wenigen Seiten hatte ihm mehr geboten als die bändereiche chinesische Literatur. Konfuzius hatte ihm ja wohl allerhand Schönes und Gutes gesagt und ihn genau unterwiesen, wie er sich als Untertan, Vater, Sohn, Ehegatte, Bruder und Freund zu verhalten habe, das Wichtigste aber hatte er ihm verschwiegen — er sagte ihm nichts über sein Verhältnis zu Gott. Und darum blieb auch das tiefste Sehnen seiner Seele ungestillt, sein Herz blieb unruhig, denn es ruhte nicht in Gott. Ließ ihn auch sein neuer Führer noch über manches im Dunkeln, so hatte er ihn doch auf den richtigen Weg gestellt, der zum Vaterhaus führte. Wird er dieses Endziel erreichen und wird ihm Gott einen zweiten Wegweiser schicken, der ihm vieles noch deutlicher sagt? —

Eine erste Station auf dem neu betretenen Weg war für ihn jedenfalls die Kapelle in Lo-feu-s. Als er mit seiner Hacke ahnungslos an dem einfachen Gotteshaus vorbeischritt, fiel sein Blick ganz zufällig auf vier große Schriftzeichen über der Eingangstüre: Ya-s kau-thong, „Halle der Jesus-Lehre". Der Alte blieb stehen. „Jesus"-Lehre! Schnell holte er sein Büchlein aus seinem Versteck. Richtig, da stand auch der Name „Jesus". Von einem Vorübergehenden ließ er sich erklären, daß in diesem Häuschen ein Mann wohne, der die Jesus-Lehre verkündige.

Da hatte er ja eine wichtige Entdeckung gemacht. War er bis jetzt der Meinung gewesen, er in seinem abgelegenen Gebirgstal sei der einzige, wenigstens in diesem Teile Chinas, der den Himmel-Vater verehre, so schien er hier einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben, von dem er vielleicht noch mehr erfahren konnte.

Und er hat mehr erfahren, der gute Alte. Anfangs zwar schien er etwas enttäuscht zu sein. Er hatte sich unter diesem Verkündiger der Jesus-Lehre einen ehrwürdigen Greis vorgestellt mit langem, weißem Bart, dem untrüglichsten Zeichen von Würde und Wissen. Und nun stand ein noch ziemlich junger Mann vor ihm. Doch er söhnte sich bald aus mit der Jugend seines neuen Lehrers, denn Katechist Tschong hatte eine sehr nette, feine Art, die Leute zu gewinnen. Er erklärte dem Alten sein Büchlein, besonders auch die diesem noch unverständlichen Abschnitte. Dann schenkte er ihm einige Bibelteile und Traktate.

Der Mann hörte lange mit großem Interesse zu, stellte viele Fragen und zog dann gegen Abend fröhlich seine Straße. Die Einladung zum Übernachten lehnte er ab. Er wollte an jenem Tage noch einen gewissen Markt erreichen, wo ein Bekannter ihm Herberge angeboten hatte. Im Falle er später noch einmal seine alte Heimat aufsuchen sollte, werde er gewiß vorbeikommen, um noch mehr über die Jesus-Lehre zu hören. So versprach er dem Katechisten, als dieser ihm noch eine Strecke Weges das Geleit gab. Noch lange schaute der junge Mann gedankenvoll dem scheidenden Paare nach, bis die beiden Alten in der Ferne verschwanden.

Bis heute ist der merkwürdige Mann nicht wieder zurückgekommen, man hat auch nie mehr etwas von ihm gehört. —

Wenn sie einst kommen werden vom Morgen und vom Abend, von Mitternacht und vom Mittag, um mit Abraham, Isaak und

Jakob zu Tische zu sitzen im Reiche Gottes, wird da auch der alte Gottanbeter aus den Lyung-tschhon-Bergen einen Platz finden an jener großen Tafel? Oder gilt für ihn das Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich?"

Die Erstlinge von Nyen-hang-li.

Einer der ersten Christen in unserem sogenannten chinesischen Oberland war ein Mann vom Stamm Tshi. Er lebte in dem Dörfchen Tscham-hang, zirka achtzig Stunden nördlich von Kanton. Der Mann war ein eifriger Christ und warb treu für seinen christlichen Glauben.

Einmal führte ihn sein Weg in die nahen Berge. Wie er nichtsahnend an einer kleinen Hütte vorbeischreitet, geht plötzlich die Türe auf. Ein zerlumpter, verwegen aussehender Mensch tritt heraus. Auf ihn folgt ein zweiter und dann noch einer. Drei übelberüchtigten Vagabunden ist er in die Hände gelaufen.

Er grüßt freundlich und will vorübergehen. Doch — „halt!" donnert ihm der erste entgegen. „Komm herein und erzähle uns etwas von der fremden Lehre. Du hältst es ja mit den Fremden, nicht wahr?" Nicht ohne einiges Bangen folgt der Christ den Männern in das Häuschen. Hier berichtet er in aller Einfalt, was er vom Christentum weiß. Es ist dies nicht gerade viel, aber er spricht mit Überzeugung und Wärme. Wärme aber erwärmt. Die drei hören aufmerksam zu. Sie bitten den Mann, wieder zu kommen. Er leistet der Einladung Folge und steigt wieder und wieder hinauf in die Berge. Das Gehörte macht jenen zu schaffen. Eines Tages erscheinen sie ganz unerwartet in der Kapelle in Nyen-hang-li. Sie lassen sich unter die Taufbewerber aufnehmen und — werden Christen! —

Dies ging natürlich nicht so schnell, wie ich es hier erzähle. Zwischen jenem ersten Zusammentreffen mit dem Christen Tshi und ihrem Tauftag lagen viele Kämpfe, viel Zweifel, viel Schwanken und Wanken und eine Zeit von mehreren Jahren. Aber endlich waren sie fest geworden, und alle drei zählten später zu unseren besten Christen.

Der eine diente jahrelang den Missionaren als Frachtbote, und mancher Matrose und mancher Passagier auf den Schiffen des Ostflusses hat von ihm den Anstoß zu einem neuen Leben bekommen. Der andere wurde Kirchenältester. Eine stille, innige Seele. Der dritte, den ich selbst noch kennen lernte, bekleidete ebenfalls dieses Amt. Er starb in hohem Alter als einer der reichsten Männer der Gegend, geliebt und geehrt von den Christen, geachtet und geschätzt von den Heiden. Er, der frühere Vagabund und Bettler!

Hes. 36, 26. 27.

Ein Kaufmann, der die köstliche Perle fand.

Einmal, es war noch ganz im Anfang meines Aufenthaltes in China, traf ich eines Abends in der Nähe unserer Station einen jüngeren, sauber gekleideten Mann. Ich verbeugte mich gegen ihn und fragte ihn nach der landesüblichen Sitte, ob er schon zu Abend gegessen habe und ob er satt sei. Als er beides froh bejahte, erkundigte ich mich weiter nach seinem Namen, Wohnort und Beruf. Bald wußte ich, daß der Mann dem angesehenen Stamm Lo angehörte, daß er Kaufmann war und in dem Dorfe Kai-kung-khyau wohnte.

Auf meine verwunderte Frage: „Was! Du wohnst in Kai-kung-khyau? Dann bist du ja unser Nachbar. Warum kommst du denn nie in unsere Kapelle zum Gottesdienst?“ erhielt ich zur Antwort: „Missionar, ich würde gerne kommen, aber ich habe keine Zeit.“ „So, du hast keine Zeit!“ fuhr ich fort. „Sieh, ich habe mir doch auch Zeit genommen und bin über ‚tausend Berge und zehntausend Meere‘ gekommen“ — so drücken sich die Chinesen aus —, „und dir ist schon eine halbe Stunde zu weit?“ „Das nächstemal komme ich, Missionar,“ sagte er jetzt etwas verlegen und verabschiedete sich.

Der Sonntag kam, ich hatte den Mann schon längst vergessen, da — mitten in der Predigt — geht plötzlich die Kapellentüre auf, und wer schüchtern den Kopf hereinstreckt, ist mein Kaufmann. Schnell war ich bei ihm und zog ihn vollends herein. Er mußte neben mir Platz nehmen. Und der Mann hat von da an nie mehr gefehlt! Er nahm sich jetzt Zeit und suchte eifrig nach der köstlichen Perle, von der unser Heiland sagt. Und er hat sie gefunden. Nach

etwa einem Jahr wurde er getauft und später wurde er sogar Kirchenältester.

Als ich einige Jahre nachher auf eine andere Station versetzt wurde und gerade beim Einpacken war, klopfte es an meine Türe. Auf mein Herein trat mein Freund, der Kaufmann, ein. In der einen Hand hielt er eine zappelnde Ente, in der andern ein großes Stück Schweinefleisch. Und mit Tränen in den Augen sagte er: „Nimm das, Missionar, als Zeichen meiner Liebe und Dankbarkeit. Dir habe ich es zu danken, daß ich den rechten Weg gefunden habe und nun ein glücklicher Mensch bin."

Mein Herz war voll freudigen Dankes, nicht des Geschenkes wegen, sondern darüber, daß ich dem Mann hatte ein Führer zu Jesus sein dürfen.

Die Bekehrung eines Wahrsagers.

Unser Kwui-fa erblickte das Licht der Welt auf dem großen Markt Thai-lyung-then. Der Stamm Yen, dem er angehörte, war früher mächtig und einflußreich gewesen. Durch Opiumrauchen, Spielen und andere Laster verkamen und verarmten jedoch die meisten Glieder desselben.

Als das Knäblein geboren wurde, herrschte große Freude bei den Eltern. Sie gaben ihm den Namen Kwui-fa, „Kostbare Herrlichkeit". Vielleicht, daß sie die stille Hoffnung hegten, dieser ihr Sprößling werde dereinst der geschwundenen Pracht und dem erblichenen Glanz ihres Hauses wieder aufhelfen. Anfangs schien es auch, als seien derartige Erwartungen nicht unberechtigt. Der Knabe zeigte gute Anlagen, besuchte fleißig und mit Erfolg die Schule und versprach etwas Tüchtiges zu werden. Doch, wie es oft im Leben zu gehen pflegt, es kam anders als man dachte und wünschte. Denn kaum war Kwui-fa in die Jünglingsjahre getreten, als er kranke Füße bekam. Es war eine Art Gicht, die ihm das Gehen erschwerte und zeitweise zur Unmöglichkeit machte.

Jetzt brachen für ihn schwere Zeiten an, denn da alles Medizinieren keine Hilfe brachte, so war nicht nur der Blick in die Zukunft getrübt, sondern auch die Gegenwart bot ein düsteres Bild. Einerseits bitterste Armut, andererseits unfreundliche Behandlung von

seiten der Eltern, die in dem gichtbrüchigen Sohn eine ihnen vom Himmel aufgebürdete schwere Last erblickten.

In seiner Not entschloß sich Kwui-fa, einen Beruf zu ergreifen. Derselbe sollte ihm nicht nur die Mittel zu seinem Lebensunterhalt darbieten, sondern ihn auch, wenigstens für einige Stunden im Tage, seinem Elend entführen. Er wurde Wahrsager.

Das Heidentum bietet Leuten dieser Sorte stets ein fruchtbares Feld der Betätigung. Der Mensch merkt, daß sein Können und Wissen begrenzt ist. Er sieht sein Geschick des öftern durch einen außer ihm liegenden höheren Willen bestimmt. Diesen zu ergründen und womöglich zu seinen Gunsten zu neigen, dazu bedient sich der Heide des Wahrsagers. Aus den Linien der inneren Hand, aus der Länge der einzelnen Fingerglieder und ihrem Verhältnis zu einander, weissagen diese Leute. Oder sie lassen den Fragesteller aus einem Köcher mit numerierten Bambusstäbchen eines oder zwei dieser Stäbchen herausziehen. Die Nummern weisen auf gewisse, in einem Buche niedergelegte rätselhafte Sprüche hin, die dann von dem Wahrsager gedeutet und erklärt werden. Sie bedienen sich ferner einer kleinen Finkenart und eines mit Prophezeiungen beschriebenen Kartenspiels. Aus dem Vergleich zweier Karten, deren eine der Kunde, die andere das abgerichtete Vögelchen zieht, tut der Wahrsager seinen Spruch.

Kwui-fa war für diesen Beruf wie geschaffen. Mit gutem Verstand und gewandtem Benehmen verband sich bei ihm große Beredsamkeit. Diese Eigenschaften wurden durch seinen mühseligen, humpelnden Gang und die etwas auffällige Erscheinung durchaus nicht beeinträchtigt, ja manche erblickten gerade darin eine besondere Legitimation für seine höhere Sendung.

So kam es, daß er bald eine ausgedehnte Praxis hatte. Manches alte Männlein, das seines Lebens Länge gerne eine Elle zugesetzt hätte, mancher Examenskandidat, der den schweren Gang nach der Präfekturstadt machen sollte, desgleichen mancher Kaufmann, wenn er zu Markte zog, trat bei ihm ein. Auch besorgte Bauern, deren Felder nach Regen dürsteten, sowie betrübte Mütter mit kranken Kindern fanden ihren Weg zu ihm. Und niemand ging leer aus. Für jede Wunde hatte er Balsam, für jeden Schmerz ein Mittelchen, für jedes Weh ein Trost- und Verheißungswort. Trotz alledem kam er auf keinen grünen Zweig. Der Chinese ist meist arm

und kann nur mit Scherflein bezahlen. Kwui-fa war und blieb deshalb ein armer Schlucker.

Doch die Armut macht den Chinesen noch nicht unglücklich. Er bleibt auch in den drückendsten Verhältnissen harmlos und zufrieden. Auch bei Kwui-fa war es weniger die Leere des Beutels, was ihn zuweilen bedrückte, als vielmehr die Leere des Herzens. Denn jahraus jahrein die Leute zu betrügen und zu belügen, und dabei innerlich ruhig zu bleiben, dazu gehört schon ein ganz verworfener, vom Bösen vollständig ergriffener Mensch. Und ein solcher war er nicht.

Um jene Zeit, da Kwui-fa anfing, seinen Beruf als eine Bürde zu fühlen, deren er sich gerne entledigt hätte, kamen plötzlich einige Männer in seine Gegend, von denen er nicht mit Unrecht Beeinträchtigung in seinem Gewerbe befürchten mußte. Diese Männer, die von weither gekommen waren, waren zwar keine Wahrsager, denn sie konnten nichts sagen über das frühere oder spätere Herannahen des Todes, das Einsetzen des Regens, den Verlauf von Examina, Krankheiten usw. Trotzdem schienen dieselben wichtige, geheimnisvolle Mitteilungen zu machen, denn viel Volks lief ihnen nach.

Kwui-fa hatte lange keine Gelegenheit, einen dieser Wanderprediger zu sehen. Seine Füße trugen ihn nicht schnell genug, wenn ein solcher in der Nähe auftauchte. Und dann wollte er eigentlich auch nicht mit ihnen zusammentreffen, denn er hatte gehört, es seien Fremde, und als getreuer Sohn seines Volkes mißtraute er diesen. Was sie eigentlich von den Leuten wollten und wes Inhalts ihre Lehre sei, das hätte er indessen doch gerne erfahren. Von seinem Nachbar, einem Mann vom Stamm Wong, wußte er, daß er Verbindungen mit den Fremden unterhalte, ja man behauptete sogar, er habe die letzteren schon bei sich aufgenommen. Zu diesem wollte er gehen und Erkundigungen einziehen. War etwas an der fremden Lehre — diese Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, denn Wong war bekannt als ein vernünftiger, rechtschaffener Mann —, so wollte er sich's überlegen, ob er sie annehmen sollte oder nicht. Im andern Falle wollte er sie bekämpfen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln.

Der nächste regenfreie Tag sah unsern Kwui-fa bei Nachbar Wong. Was er von diesem hörte, befriedigte ihn nicht, und schon nach einer Stunde trat er, um nichts klüger als er gekommen, wieder

den Heimweg an. Ja, nicht nur nicht klüger war er geworden, wie es ihn deuchte, sondern im Gegenteil recht verwirrt. Doch diese scheinbare Verwirrung sollte sich für ihn in die vollste Klarheit und Harmonie auflösen. Als er nämlich wieder daheim saß und der Kopf ihm brannte ob all dem Gehörten, da waren es immer wieder vier Worte, die sich deutlich von dem Chaos seiner Gedanken abhoben: die beiden Namen „Kwui-fa" und „Jesus", und die Ausdrücke „Sünde" und „Vergebung". Sein Name trat dabei immer in Verbindung mit dem Wort „Sünde", während „Vergebung" sich unzertrennlich an den Namen „Jesus" kettete.

Er suchte an diesem Abend früher als gewöhnlich sein Lager auf, um Kopf und Herz zur Ruhe zu bringen. Doch als der Morgen graute und die Sonne ihre ersten Strahlen in seine Kammer sandte, schaute sie in ein Gesicht, das kaum den Schlaf gesehen hatte und noch mehr als gestern abend das Gepräge innerer Unruhe zeigte.

Eine Stunde später, nachdem er kaum den spärlichen Morgenimbiß zu sich genommen hatte, war er schon wieder auf dem Weg zu Nachbar Wong. Wer nun aber glauben wollte, er sei gegangen, um sich belehren zu lassen, der irrte sehr. Kwui-fa war fest entschlossen, mit dem Mann zu disputieren. Der Begriff Sünde, vollends im Zusammenhang mit seinem Namen, sollte für ihn nicht existieren. Was Wong sonst noch gesagt hatte von Vergebung und Gnade und von jenem Jesus, konnte ihn wenig kümmern.

Gegen Mittag kam der arme Wahrsager wieder heim. Sein Gesicht sah nichts weniger als siegesfreudig aus, und sein Wesen war noch unruhiger als am Tage zuvor. Ein dritter und vierter Gang zum christlichen Nachbar brachte das gleiche Resultat. Doch endlich zeigte sich Rettung und Land. —

Am Weihnachtsfest des Jahres 1893 herrschte in der Kapelle zu Phyang-thong reges Leben. Neben dem Altar stehen noch die Christbäume von gestern abend. Auf den ersten Bänken sitzen eine Anzahl Täuflinge, und in aller Augen spiegelt sich freudige Erwartung. Doch, was für eine elende, abgezehrte Gestalt liegt dort unter den Tannen, fast verdeckt von den herabhängenden Zweigen? Sollte man's für möglich halten! Es ist der Wahrsager Kwui-fa! Der arme Mann hatte lange wider den Stachel gelöckt, war über seinen Kämpfen immer kränker geworden nach Leib und Seele, bis er sich schließlich dem Stärkeren, der über ihn gekommen war, ge-

fangen gab. Er hatte heute den Weg von Thai-lyung-then nach der Station nicht zu Fuß zurücklegen können, sondern mußte getragen werden. Und nun lag er dort neben dem Altar auf dem Tragstuhl. Sein Leib war müde und matt, sein Geist aber frisch und voller Freudigkeit. Und mit ihm freute sich die ganze Gemeinde, und gewiß auch die Engel im Himmel stimmten mit ein in den Lobgesang über den Sünder, der Buße getan.

Wer unsern Kwui-fa am Tauftag in seiner ganzen Hilflosigkeit gesehen, der hätte wohl seine baldige Auflösung erwartet. Er selbst hatte mit dem Leben auch so ziemlich abgeschlossen, und wäre gern zu seinem Herrn gegangen, dessen Bild nach so langer Dunkelheit jetzt in um so hellerem Glanze vor seinem Geistesauge stand. Doch, er durfte noch nicht sterben. Nachdem es mit seiner Seele Gott gegenüber in Richtigkeit gekommen war, rührte der Herr auch seine gebrechliche Leibeshütte an und offenbarte sich auch hier als den, der nicht nur Macht hat, die Sünden zu vergeben, sondern der auch zum Gichtbrüchigen sprechen kann: „Stehe auf und wandle!"

Bald nachdem Kwui-fa Christ geworden war, fing die Mattigkeit in den Gliedern zu weichen an. Auch die invaliden Beine, deren Gelenke wie eingerostet waren, ließen sich allmählich wieder in Bewegung bringen. Kwui-fa machte Gehversuche. Zuerst in der Stube, es ging; dann im Hof, es ging auch. Schließlich wagte er es nach der Missionsstation, und siehe, er kam ohne Unfall dort an, das Gesicht strahlend vor Freude, den Mund voll Lob und Dank. Diesem ersten Gang folgte bald ein zweiter und dritter, bis er schließlich jeden Sonntag dem Gottesdienst beiwohnen konnte. Er kam gewöhnlich schon am Samstag, einmal um die Abendandacht auf der Station mitgenießen zu können, dann aber besonders auch, um sich in der rechten Weise auf den Sonntag vorzubereiten. Sein erster Gang galt immer dem Missionar. Mit leuchtendem Gesicht trat er bei diesem ein, entbot ihm seinen Gruß, fragte nach dem Befinden, erzählte seine Erlebnisse und verschwand, nachdem er sich noch zuvor den Text hatte sagen lassen, über den am andern Tag gepredigt wurde.

Wer dann am Sonntagmorgen in den Garten kam, mochte es auch noch so früh sein, der traf gewiß irgendwo unsern Kwui-fa mit dem Neuen Testament in der Hand und eifrig über die angegebene Stelle nachsinnend. So kam er dann meist gut vorbereitet in die

Predigt, konnte mit Leichtigkeit dem Text folgen und genau auf die Erklärung der ihm dunkel gebliebenen Stellen achten.

Die Frucht seines Eifers zeigte sich nachmittags beim Abfragen der Predigt in glänzender Weise. Da war gewöhnlich viel Tippen an hohle Köpfe, und es wurde nicht selten das Erstaunlichste geleistet im Verdrehen von Begriffen, Verwechslungen von Namen usw. Bei Kwui-fa ging der Fragesteller selten fehl. Hier lag alles klar und gesichtet im Gedächtnis, so daß er jederzeit und nach Wunsch dienen konnte. Kam er abends nach Haus, dann trug er die Hauptgedanken noch sauber in ein eigens hierfür angelegtes Buch ein.

Wer ihm dann die Woche über heimlich auf seinen Gängen gefolgt wäre, hätte hören können, wie er hier in einem Hof, dort in einer Schule, oder auch auf der Straße, die Predigt vom letzten Sonntag in allen ihren Einzelheiten und Partien vor einer Anzahl von Zuhörern in eindringlicher Weise vortrug. Denn daß der Christ die Aufgabe habe, für seinen Herrn zu werben, schien ihm selbstverständlich zu sein. Es bedurfte dazu keiner besonderen Ermahnung. Durch seinen früheren Beruf als Wahrsager eignete er sich vortrefflich zum Heidenprediger. Er hatte viele Bekannte, war mit den Anschauungen, Sitten und Gebräuchen seiner Landsleute aufs beste vertraut, besaß eine gute Rednergabe und war vollgepfropft mit allen nur erdenklichen Sprichwörtern, Redensarten, Bildern und Gleichnissen.

Die Missionare freuten sich nicht wenig über diesen Mitarbeiter, und suchten ihn auch im Predigtlokal auf dem Markt sich dienstbar zu machen. Während der Missionar und die Katechisten drinnen predigten, stand Kwui-fa draußen vor der Türe, um die Vorübergehenden zum Eintritt einzuladen. Vor und nach der Predigt verkaufte er Traktate oder predigte auch selbst. Seine lebhafte Phantasie und seine chinesischen Anschauungen ließen ihn allerdings zuweilen Gewagtes behaupten. So brandmarkte er einmal die Niniviten in der Geschichte Jonas als Opiumraucher und Spieler. Ein andermal kündigte er mit erhobener Stimme an, daß der Teufel jetzt bald den Mut verlieren werde, denn in Europa vereinigen sich viele tausend Millionen Christen eine ganze Woche lang zu gemeinsamem Gebet. Er hatte nämlich von der Gebetswoche etwas gehört, sich die einzelnen Punkte beim Missionar abgeschrieben und daheim in seiner Kammer, inmitten seiner mehr als zweihundert heidnischen

Hausgenossen, sich dieser Gebetsallianz angeschlossen. Und gewiß drangen seine Gebete empor zu Gottes Thron.

In der Folgezeit fand Kwui-fa Verwendung im Dienst der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft als Kolporteur. Jetzt reiste er nicht mehr als „Wahrsager", sondern als „Wahrheitssager" herum. Daß sich in Thai-lyung-then das Gemeindlein mehrte und bei der Einweihung der von den Christen selbst erbauten Kapelle an Weihnachten 1898 auf einmal vierundvierzig Personen getauft werden konnten, war mit eine Frucht seiner Bemühungen.

Das Jahr 1902 brachte Kwui-fa noch eine letzte große Freude — ein Söhnlein. Er selbst mußte sich bald darauf an seinem alten Übel wieder legen. Doch sang er auf seinem Krankenlager noch täglich seine Gesangbuchslieder und war froh und dankbar, wenn man ihn besuchte und mit ihm betete. Eines Morgens fand man ihn tot in seinem Bett. Mit geschlossenen Augen und friedlich verklärtem Antlitz lag er da. Er war für immer erlöst von seiner gebrechlichen Leibeshütte und durfte nun den schauen, an den er im Leben geglaubt.

Finstere Mächte.

Hart am Weg, der vom Markt Sin-pi nach der Kreisstadt führt, liegt ein kleines, unscheinbares Häuschen. Es ist nur einstöckig und zeigt keine Fenster, wenigstens der Straße zu nicht. Die Wände sind aus Erdsteinen und nicht einmal getüncht. Auch das Dach ist nur höchst mangelhaft gedeckt. Und doch ist der Besitzer des Häuschens Maurer und Zimmermann in einer Person. Auch sein erwachsener Sohn versteht sich auf diesen Doppelberuf.

In dem kleinen Anwesen hat sich nämlich die Armut niedergelassen. Und so gut es auch der alte Meister, Tham-Sam-pak mit Namen, verstand, eine Wand zu tünchen, die seine wurde nicht weiß. Denn zum Tünchen braucht man Kalk, und der kostet Geld, und das hatte er nicht. Daher auch das schadhafte Dach. Der gute Mann konnte keine Ziegel kaufen. Auch fehlte es ihm an der nötigen Zeit.

Doch dem Tham-Sam-pak wäre es in seinem primitiven Häuschen lange wohl gewesen, wenn ihn nicht sonstige Sorgen gedrückt hätten. Außer der Armut trug er noch eine andere, eine sehr schwere

Boot auf dem Moi-kong.

Fähre auf dem Hon-Fluß.

Hausgenossen, sich dieser Gebetsallianz angeschlossen. Und gewiß drangen seine Gebete empor zu Gottes Thron.

In der Folgezeit fand Kwui-fa Verwendung im Dienst der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft als Kolporteur. Jetzt reiste er nicht mehr als „Wahrsager", sondern als „Wahrheitssager" herum. Daß sich in Thai-lyung-then das Gemeindlein mehrte und bei der Einweihung der von den Christen selbst erbauten Kapelle an Weihnachten 1898 auf einmal vierundvierzig Personen getauft werden konnten, war mit eine Frucht seiner Bemühungen.

Das Jahr 1902 brachte Kwui-fa noch eine letzte große Freude — ein Söhnlein. Er selbst mußte sich bald darauf an seinem alten Übel wieder legen. Doch sang er auf seinem Krankenlager noch täglich seine Gesangbuchslieder und war froh und dankbar, wenn man ihn besuchte und mit ihm betete. Eines Morgens fand man ihn tot in seinem Bett. Mit geschlossenen Augen und friedlich verklärtem Antlitz lag er da. Er war für immer erlöst von seiner gebrechlichen Leibeshütte und durfte nun den schauen, an den er im Leben geglaubt.

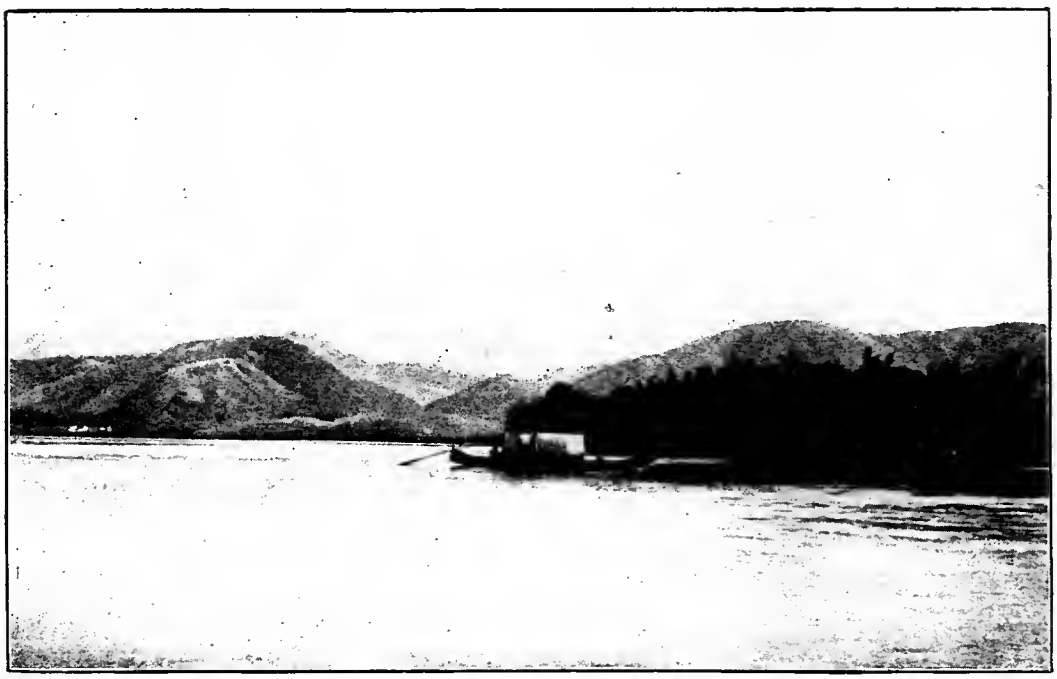
Finstere Mächte.

Hart am Weg, der vom Markt Sin-pi nach der Kreisstadt führt, liegt ein kleines, unscheinbares Häuschen. Es ist nur einstöckig und zeigt keine Fenster, wenigstens der Straße zu nicht. Die Wände sind aus Erdsteinen und nicht einmal getüncht. Auch das Dach ist nur höchst mangelhaft gedeckt. Und doch ist der Besitzer des Häuschens Maurer und Zimmermann in einer Person. Auch sein erwachsener Sohn versteht sich auf diesen Doppelberuf.

In dem kleinen Anwesen hat sich nämlich die Armut niedergelassen. Und so gut es auch der alte Meister, Tham-Sam-pak mit Namen, verstand, eine Wand zu tünchen, die seine wurde nicht weiß. Denn zum Tünchen braucht man Kalk, und der kostet Geld, und das hatte er nicht. Daher auch das schadhafte Dach. Der gute Mann konnte keine Ziegel kaufen. Auch fehlte es ihm an der nötigen Zeit.

Doch dem Tham-Sam-pak wäre es in seinem primitiven Häuschen lange wohl gewesen, wenn ihn nicht sonstige Sorgen gedrückt hätten. Außer der Armut trug er noch eine andere, eine sehr schwere

Boot auf dem Moi-kong.



Fähre auf dem Hon-Fluß.

Last, die ihn am Abend in den Schlaf und am Morgen an sein Tagewerk begleitete.

Da ihm seine Frau keinen Sohn geboren hatte, hatte er sich vor zwanzig und mehr Jahren einen solchen gekauft. Fo-yun hieß der. Der Bursche war zwar etwas unbeholfen und wenig aufgeweckt, aber er war ordentlich und fleißig. Intelligenter als er war seine Frau. Sie gehörte dem Geschlecht Yong an, stammte aus der Stadt und hatte in ihrer Jugend eine Schule besucht. Eine große Seltenheit bei den Frauen Chinas. Wie diese Frau, die offenbar bessere Tage gesehen hatte, nach der armen Hütte verschlagen wurde, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Sie mußte nicht mehr allzu jung und darum billig gewesen sein, als der Fo-yun sie heimführte.

Die geistige Überlegenheit der Frau und der Umstand, daß sie bald ihrem Mann einen Sohn schenkte, verschafften ihr großen Einfluß in der Familie. Und nicht allein der Mann, sondern auch die Schwiegermutter und der Schwiegervater gehorchten ihr. Doch gerade ihr Söhnchen wurde für das kleine Haus eine Quelle vieler Sorgen und täglichen Kummers. —

Mit dem Knaben hatte es seine besondere Bewandtnis. Er war der Letzte seines Geschlechts. Der Stamm Tham ruhte auf sechs Augen: auf denen des Tham-Sam-pak und denen seines Sohnes und Enkels. Generationen verstorbener Ahnen schauten nach chinesischer Anschauung mit Bangen auf diesen ihren jüngsten und letzten Sproß. Würde der einmal die Augen schließen, ohne Nachkommen zu hinterlassen, dann mußten sie hungern und frieren und elend sein. Denn wer würde dann an ihren Gräbern Gebete verrichten und Opfer darbringen?

Und ihre Angst wuchs und ihr Bangen nahm zu, denn mit dem kleinen Mann war etwas. Er gedieh nicht, wollte nicht essen und konnte nicht schlafen. Ja, mit zwei Jahren konnte er noch nicht einmal sitzen. Und dann schrie er ganze Nächte hindurch.

Was war nur mit dem Kind? Wie ein Alp lastete diese Frage auf der Familie. Man vermutete dies und vermutete das. Der Arzt wurde gerufen. Wahrsager und Geisterbeschwörer kamen ins Häuschen. Nichts wollte helfen. Im Gegenteil, es wurde immer schlimmer. Ja, zuletzt kam noch etwas Neues, etwas ganz Beängstigendes hinzu: die Mutter hörte Nacht für Nacht Geräusche und sah Gestalten.

Jetzt wurde es den Leuten unheimlich. Man rief die Nachbarn, schickte nach den Verwandten. Allgemeine Ratlosigkeit. Später hörte man dann von berühmten Götzen, von alten Buddhistenmönchen, von einer Frau in den Bergen drin, die für alles könnten. Man ging hin, auch wenn es noch so weit war, man gab sein Letztes, gab es willig, wenn es nur helfen würde. Aber es half nicht. In der nächsten Nacht waren wieder die Geräusche da, auch die Erscheinungen hörten nicht auf, und das Kind schrie nach wie vor. Die armen Leute waren der Verzweiflung nahe. Da kam unerwartet Rettung. —

Eine Heidenfrau war's gewesen. Die hatte dem Großvater geraten, sie sollten doch einmal in die Kapelle der Fremden gehen, vielleicht wüßten die etwas. Es kostete den Alten einige Überwindung, aber es war ein letzter Versuch. Und so kamen sie, die ganze Familie. Die Kapelle lag auch ganz nahe, es war das erste Haus auf dem Markt, sie konnten sie leicht in einer Viertelstunde erreichen.

Der Katechist Then, den sie dort trafen, war schon alt und etwas einfältig. Aber er war fromm in seiner Art und hatte ein kindliches Gottvertrauen. So sagte er den Leuten, es handle sich hier um Werke des Teufels. Gott aber sei mächtiger als der Teufel, und wenn sie zu ihm beten und auf ihn vertrauen, werde er sie befreien und beschützen. Dem alten Tham-Sam-pak war das alles zu neu und zu fremd, als daß er es hätte erfassen können. Auch seine Frau und sein Sohn schauten den Katechisten dumm und verständnislos an. Hätte er ihnen eine Medizin gegeben, oder gesagt, sie müßten für so und so viel Geld Weihrauch anzünden oder Feuerwerk abbrennen, dann hätten sie eher Vertrauen gehabt. So aber war ihnen die Sache zu wenig umständlich, zu einfach.

Anders die Schwiegertochter, die Yong-sau. Auf die hatten die Worte des Katechisten tiefen Eindruck gemacht. Vollends als ihr dieser den dritten Vers aus Luthers Trutzlied vorlas: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'", wurde sie Aug und Ohr. Sie verstand zwar den tieferen Sinn dieser Worte nicht, aber das mit dem Teufel, das hatte sie mächtig ergriffen. Ja, in dieser Richtung lag's; sie ahnte, sie fühlte es. Mit einer bösen Macht hatte sie gerungen all die Zeit her. Und diese Macht wollte ihr Kind verderben! Furchtbar dämmerte der armen Frau das auf. Und wie nur eine Mutter zittern und kämpfen kann, wenn man ihr den Liebling entreißen

will, so war auch jetzt die Yong-sau entschlossen, ihr alles aufzubieten zur Rettung ihres Knaben.

Und der alte Mann in der Kapelle hatte ihr den Weg gezeigt. Er hatte ihr von einem gesagt, der droben im Himmel wohne, und der stärker sei als irgend eine Macht der Welt. Und er hatte ihr auch den schönen Vers vorgelesen, in dem das von dem „Fürsten dieser Welt" vorkam, den der nicht zu fürchten brauche, der Gott anbete. Auch hatte er ihr das Buch mitgegeben, und sie konnte ja lesen. Wie gut, daß sie das einmal gelernt hatte. Sie wollte das ganze Lied auswendig lernen, heute noch! Und als alle im Häuschen schon längst schliefen, lernte das Heidenweib noch das Lutherlied.

Sehr spät, aber mutiger als sonst, ging die Frau zur Ruhe. Aber da war sie ja wieder, die Gestalt! Klein wie ein Zwerg saß sie auf dem Bettrand und schaute die Yong-sau höhnisch an. Diese wurde zwar bleich, aber, den Knaben an sich pressend und beide Arme schützend um ihn geschlungen, richtete sie den Blick fest auf die Gestalt. „Ich fürchte dich jetzt nicht mehr, ich bete jetzt Gott an," kam es mutig über ihre Lippen. Und dann kam der Vers des Wittenberger Doktors: „Jok-s schi-kan won-ha kwui mo, mak-hoi tschoi loi syong thun ngo." Der Zwerg wartete das Ende nicht ab. Er verschwand unter Grinsen und teuflischem Lachen und — hat sich bis heute nicht wieder gezeigt!

Aber kann sich die Frau nicht getäuscht haben? Können nicht eine lebhafte Phantasie und überreizte Nerven ihr einen Streich gespielt haben? Ich glaube das nicht. Ich habe die Frau kennen gelernt als sehr verständig und nüchtern. Sie hat mir auch den ganzen Hergang so ruhig und doch wieder mit solcher Ergriffenheit erzählt, daß ich nicht annehmen kann, sie habe sich getäuscht, oder sie habe mir etwas vormachen wollen. Auch der Umstand, daß seither die ganze Familie zum Gottesdienst kommt und um die Taufe bittet, läßt die Aussagen der Yong-sau als durchaus glaubwürdig erscheinen.

Ich lege mir die Sache so zurecht: daß die Macht der Finsternis im Heidentum groß ist, ist Tatsache. Jeder Missionar wird dies aus seiner Erfahrung bezeugen. In dem vorliegenden Fall war es offenbar auf den Enkel des Tham-Sam-pak abgesehen. Daß der Kleine der Letzte seines Geschlechts ist, haben wir gehört. Der Teufel mußte ein Interesse daran haben, den Knaben zu beseitigen, um

damit den Stamm Tham zum Erlöschen zu bringen. Inwiefern er dies wollte, wissen wir nicht. Wir können höchstens Vermutungen anstellen. Vielleicht, daß ein Fluch auf dem Geschlecht lastete, vielleicht, daß einer der Vorfahren, wie es in China des öfteren geschieht, durch einen Schwur Schuld auf die Familie brachte. Wir wissen es nicht. Wir wissen auch nicht, welches Gottes Pläne sind. Ob er den Fluch, wenn ein solcher vorliegt, von dem Häuschen nehmen und den kleinen Tham-Enkel erretten wird, oder ob für diesen unweigerlich gilt: „Gott sucht die Missetat der Väter heim auf Kinder und Kindeskinder."

Was wir wissen, ist das, daß es dem Knaben bis jetzt gut geht, und daß auch der nächtliche Spuk aufgehört hat. Und so wollen wir auch im Blick auf die Zukunft es mit der Mutter, der Yong-sau, glauben:

Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Tut er uns doch nichts,
Das macht, er ist gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Ein selbstsüchtiger Bruder.

Der berühmte dänische Theologe Bischof Martensen von Seeland bezeichnet in seiner Ethik als das Wesen der Sünde die „Selbstsucht". Wer schon einen tieferen Blick in das eigene Herz geworfen und auch nur ein wenig Erfahrung im Verkehr mit seinen Mitmenschen gesammelt hat, wird dem dänischen Bischof zustimmen. Ja, auch ohne seine Autorität wird der erfahrene Christ die Selbstsucht als die Sünde bezeichnen. Überall erhebt diese Hydra ihr Haupt, allen Gesellschaftsklassen hängt sie ihren Geifer an, und in allen Lebensverhältnissen funkeln uns ihre Neidaugen entgegen. Sie trennt nicht bloß Volk von Volk, Stamm von Stamm, sondern sie reißt auch den Sohn vom Herzen des Vaters und schiebt sich trennend zwischen Bruder und Bruder.

Als ich vor Jahren nach China kam, glaubte ich, das Reich der Mitte mache hierin eine Ausnahme. Ich traf hier eine merkwürdige Harmonie zwischen den Gliedern ein und derselben Familie, desselben Dorfes, desselben Stammes. Bald jedoch merkte ich, daß

dieses schöne Zusammenhalten seine Wurzel nicht in gegenseitiger Liebe hatte, sondern im Gegenteil eng verschwistert war mit der krassesten Selbstsucht. Die Chinesen haben auch herausgefunden, daß Einigkeit stark macht, sei es beim Angriff, sei es in der Abwehr. Und da hierzulande noch heute das Faustrecht gilt, und von der Obrigkeit ein wirksamer Schutz nicht zu erwarten ist, so schließen sich die einzelnen Familien, Dörfer und Stämme eben zur Selbsthilfe zusammen. Es liegt also kein tieferes, sittliches Moment zugrunde, sondern „die Eintracht unter Brüdern" entspringt bei den Chinesen lediglich einem Gebot der Klugheit und Selbsterhaltung.

Das menschliche Herz ist eben überall das gleiche. Die Selbstsucht führt das Zepter. Und auch da, wo wir glaubten, einer reineren und edleren Gestalt gegenüber zu stehen, zeigen sich, bei Licht betrachtet, kranke und angefressene Stellen.

So traf ich vor einiger Zeit, als ich auf einer Reise die kleine Stadt Lo-feu-s berührte, in der dortigen Kapelle mit einem Mann zusammen, der mir auf den ersten Blick schon den Eindruck eines braven, biederen Charakters machte. Auf dem sanften, stillen Gesicht war deutlich zu lesen, daß er ein Kind des Friedens sei. Und bei näherer Bekanntschaft entdeckte ich dann auch, daß mich der Augenschein nicht getäuscht hatte. Der Mann war wirklich lieb und gut und so herzlich, und doch — auch er krankte an dem oben erwähnten Übel.

Der Mann heißt A-sam, d. i. der „Dritte". Seine Eltern gaben ihm diesen Namen, weil er ihr drittes Kind war. Sie numerierten ihre Nachkommenschaft, damit weniger leicht eine Verwechslung vorkomme, denn sie hatten der Kinder gar viele; sie glaubten noch, daß Kinder eine Gabe Gottes seien, „ein Segen des Himmels".

Unser A-sam war von jeher ein etwas merkwürdiger, eigenartiger Kauz gewesen. Merkwürdig weniger durch das, was er tat, als vielmehr durch das, was er nicht tat. Er spielte nicht, rauchte nicht, trank nicht, stahl nicht, sprach nicht, d. h. sprach nicht viel, und heiratete nicht. Nach unseren christlichen Begriffen sicherten ihm diese „negativen" Tugenden noch keineswegs einen Platz unter den Heiligen. Bei den Chinesen jedoch hat ein Mann, der das alles nicht tut, schon eine hohe Stufe menschlicher Vollkommenheit erklommen. In ihrem Katechismus findet sich eben nur die Rubrik „Begehungssünden", das Kapitel „Unterlassungssünden" ist dort ausgelassen.

Dieses fehlt übrigens auch im Konfirmationsbüchlein vieler Christen, und so ist mancher auch ein Chinese, obschon er keinen Zopf trägt. Ja, viele, die vor jenem Pharisäer in Luk. 18 tief das Kreuz machen, stehen in Wirklichkeit weit hinter diesem jüdischen Biedermann zurück, indem sie ihm nur den ersten Teil seines Gebets nachsprechen können. Sie zählen dem Pfarrer, der Nachbarin und jedem, der es wissen und nicht wissen will, beständig vor, was sie alles nicht tun. Daß sie auch etwas tun sollten, kommt ihnen nicht zum Bewußtsein.

So dürfen wir es den Chinesen nicht übelnehmen, wenn sie gar hoch an A-sam hinaufsahen, weil er so vieles nicht tat, was sonst bei ihnen tief eingewurzelt war. Nur in einem Stück erlangte sein Verhalten ihre Billigung durchaus nicht, daß er nämlich nicht heiratete. Damit machte er sich in den Augen aller, die ihn kannten, einer schweren Verfehlung schuldig. Wie konnte er seinen Eltern und seinem Hause diese Schmach antun? Und wer würde ihn pflegen im Alter, wer an seinem Grabe Opfer darbringen?

Der gute A-sam machte eben auch in diesem Stück eine Ausnahme. Übrigens war er nicht Junggeselle, sondern Witwer. Schon mit sieben Jahren war er in den Ehestand getreten. Und er war ein treuer und zärtlicher Gatte gewesen. Ja, die kleine Khin-thai hatte nichts zu klagen. Sie hatte in A-sam einen warmen Freund und Beschützer. Er gab ihr zu essen, wusch ihr täglich sorgfältig Gesicht und Hände, rasierte und frisierte sie. Und gar stolz war der junge Ehemann, wenn seine kleine Frau so sauber und nett aus seinen Händen hervorging und so vorteilhaft von den andern schmutzigen Kindern des Dorfes abstach. Doch plötzlich erkrankte die Khin-thai, und schon nach wenigen Tagen wurde sie in ein rotes Särglein gelegt und in der Nähe des Hauses in die Erde gebettet. So stand A-sam schon mit zwölf Jahren als Witwer in der Welt.

Ob ihm der Tod seiner kleinen Frau zu Herzen ging? Er hat es niemand gesagt. Es füllten auch keine Tränen seine Augen, als man die Totenbahre hinaustrug. Ruhig und scheinbar teilnahmslos sah er die Dinge sich abspielen. —

Geräuschlos und still, fleißig und solide, verlebte A-sam die nächsten Jahre. Die Eltern waren stolz auf den wohlgeratenen Sohn, und auch die Hausgenossen und Nachbarn schätzten und liebten ihn. Natürliche Freundlichkeit, verbunden mit rechtschaffenem, bescheide-

nem Wesen, bleiben auch in China nicht ohne Wirkung auf die Herzen.

Der rasch nacheinander erfolgte Tod von Vater und Mutter machte unsern Freund noch stiller. Im Verein mit einem jüngeren Bruder bewirtschaftete er das väterliche Erbe, brannte daneben Kohlen in einem abgelegenen Waldtal und fällte Bäume zu Bau- und Brennholz. An den Markttagen wanderte er zuweilen nach Lo-feu-s, um seine kleinen Geschäfte abzuwickeln. Sonst sah man ihn selten.

Inzwischen war er vierzig Jahre alt geworden. Den Mahnungen seiner Bekannten, eine neue Frau ins Haus zu nehmen, brachte er taube Ohren entgegen. Man verwunderte sich über den merkwürdigen, eigensinnigen Burschen, denn es war unerhört, daß einer in seinem Alter noch keine Frau hatte. Doch die guten Leute sollten bald noch mehr Grund bekommen, über A-sam zu erstaunen.

Hatte dieser bis dahin immer sehr zurückgezogen gelebt, so wurde dies mit einem Male anders. In ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen war er jetzt von daheim abwesend. Er ging gewöhnlich frühmorgens weg und kam erst gegen Abend wieder zurück. Niemand wußte, wo er gewesen war. Man hatte nicht gesehen, daß er Holzkohlen oder Brennholz fortgetragen hätte, auch brachte er gewöhnlich nichts mit nach Hause. Dabei sah er immer so vergnügt, fast geheimnisvoll aus. Schon begann man ihn zu beargwöhnen. Wo er nur immer hingehen mochte? Fing er nun doch auch an, unordentlich zu werden wie die andern? Denn, ist es nicht verdächtig, wenn einer so fortgeht, so allein, mit leeren Händen, und dabei die Arbeit versäumt? Gewiß. Es war etwas mit dem A-sam vorgegangen, das stand allen fest. Was dies war, mußte sich bald zeigen. —

Es ist noch früh am Tag, eine gewisse Weihe liegt über der Landschaft. Weiße Nebelwölkchen, die sich etwas verspätet haben im Tal, huschen an den Bergwänden entlang. Es ist prächtig hier oben im Gebirge. Die Brust atmet freier, der Blick dringt ungehindert in blaue Fernen. Zahllose Gehöfte und ganze Dörfer sind in den engen Tälern sichtbar, zuweilen fast verhüllt von den Blätterkronen riesiger Bäume. In scheinbar geringer Entfernung grüßt das Städtchen Lo-feu-s.

Aus einem kleinen, niedrigen Haus an der Berglehne tritt ein

Mann. Geräuschlos zieht er die Türe hinter sich zu, schreitet vorsichtig über den Hof und betritt dann einen schmalen Fußpfad, der nach dem Talgrund führt. Wir folgen dem Mann. Er steht im mittleren Alter, trägt einfache, aber reinliche Kleider. Aus einem seiner weiten Rockärmel, die bei den Chinesen die Handtasche ersetzen, schaut ein Tuch heraus. Da drinnen ist etwas eingewickelt. Es kann ein Buch sein, vielleicht ist es auch etwas Mundvorrat. Gegen die Sonne schützt den Mann ein billiger, blauer Regenschirm, japanisches Fabrikat. Ruhig schreitet er den Fußweg entlang, der oft über Gräberfelder führt. Die Vorübergehenden bleiben teils stumm, teils hört man sie fragen: „Wo gehst du hin?" Darauf gewöhnlich die Antwort: „Ich gehe dorthin." Damit sind sie ebenso klug als wir. Doch, wir werden schon dahinter kommen.

Etwa zwei Stunden dauert die Morgenwanderung, dann erreichen wir Lo-feu-s. Dicht an die Stadtmauer angebaut steht ein sauberes, freundliches Haus. In dieses tritt A-sam, denn er ist der Wanderer, ein. Und damit ist er verraten, denn in großen Buchstaben steht über der Eingangstüre: „Halle der Jesus-Lehre". So, also dies ist dein Wallfahrtsort? Also hier treibst du dich herum, edler A-sam, hier bei den Christen, gehörst wohl gar schon zu ihnen und folgst auch den Fremden? Das sind ja schöne Geschichten! Doch wir dürfen den Mann nicht stören, wir wollen weiter sehen.

Eben beginnen die Christen mit dem Gesang. Geräuschlos setzt sich A-sam auf eine der letzten Bänke und wickelt dann sein Taschentuch auf. Ein Gesangbuch kommt zum Vorschein. Dasselbe hat einen ziemlichen Umfang und kann, was die Größe anbelangt, mit den gewaltigen Gesangbüchern unserer Großmütter wetteifern.

Nicht eben sanft stößt A-sam jetzt seinen Nachbar an. Er möchte gerne die Nummer des Liedes wissen. Als er sich nach vielem Blättern endlich zurechtgefunden, fällt er mit kräftiger Stimme ein. Daß die Gemeinde schon fast den zweiten Vers zu Ende gesungen hat, kümmert ihn wenig. Er fängt vorn an, denn alles, was der Mensch tut, soll er ganz tun. Und da es für ihn Taktstriche und Pausen, ganze und halbe Noten nicht gibt, singt er lauter Achtelsnoten. Und wie die Gemeinde mit dem Schlußvers zu Ende ist, ist gerade auch er fertig geworden. Und das freut ihn mächtig. Deutlich sagen seine Augen: ja, gelt, der A-sam, der kann auch singen! — —

Mir war der Mann gleich beim Betreten der Kanzel aufgefallen. Er schien mir so anders zu sein als die übrigen Zuhörer. Ein stillvergnügter, glückseliger Ausdruck lag auf dem ehrlichen Gesicht. Sobald ich abkommen konnte, machte ich mich an ihn heran. Es dauerte nicht lange, so waren wir auch schon gute Freunde. Ich hatte meine herzliche Freude an dem Mann und war schon im Begriff, in mein Notizbuch die Bemerkung zu machen: „Ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist," als ich ihn plötzlich auch von einer anderen Seite kennen lernte.

Als ich nämlich über seinen Namen nachdachte, kam mir der Gedanke, daß, wo es einen „Dritten" (A-sam) gebe, auch ein „Erster" und „Zweiter", vielleicht sogar ein „Vierter" und „Fünfter" vorhanden sein müsse. Ich fragte ihn also nach seinen Brüdern. Und da erfuhr ich, daß „Numero 1" ein Brüderlein gewesen sei, dasselbe sei aber schon im zarten Alter gestorben. „Numero 2" war eine Schwester, weit weg verheiratet. Die Nummern 4 und 5 waren ebenfalls tot. Nur noch der A-lyuk, der „Sechste", war am Leben. Dieser wohnte mit A-sam zusammen und war auch unverheiratet. „Betet dein jüngerer Bruder Gott nicht an?" fragte ich jetzt. „Nein," war die Antwort. „Warum nicht?" „Weil er nicht mitkommen kann, er muß das Haus hüten," brachte A-sam etwas verlegen hervor. „Ach," sagte ich, „das ist sehr einfach, ihr wechselt miteinander ab. Heute kommst du in den Gottesdienst, und dein Bruder bleibt als Wächter zu Hause, und am nächsten Sonntag macht ihr's umgekehrt." Dem braven A-sam schien mein Vorschlag nicht so recht einzuleuchten. Er schwieg und schaute zu Boden. Die Sache hatte offenbar einen Haken.

Auf einmal stand der Katechist Tschong neben uns. Halb lächelnd, halb vorwurfsvoll schaute er meinen neuen Freund an und sagte dann zu mir: „Missionar, mit dem A-sam ist es immer die alte Geschichte. Jeden Sonntag, ach, wie oft schon, rede ich ihm ins Gewissen, aber nichts hilft es!"

Voll Interesse und Spannung sah ich auf diese Worte hin den A-sam an. Dieser blickte bald auf mich, bald auf Tschong. Von Schuldbewußtsein war ihm jedoch nicht viel anzumerken. Er sah aus wie einer, dem man ein Unrecht begreiflich zu machen sucht, der aber in seiner Einfalt gar nicht weiß, um was es sich handelt.

Ich fragte jetzt den Katechisten nach der Sache, und von diesem

hörte ich, daß A-sam seinem Bruder ängstlich verschweige, wohin er des Sonntags gehe. Daß er ihm mit Absicht nichts von Gott sage und durchaus nicht wolle, daß jener auch den Gottesdienst besuche. Er selber fehle nie und sei meist der erste und der letzte in der Kapelle. Der Grund seines merkwürdigen Verhaltens sei der: der A-sam sage sich, wenn er seinem Bruder sage, wohin er gehe, und ihn bestimme, Christ zu werden, dann wolle dieser auch dem Gottesdienst beiwohnen. Und dann müsse er mit ihm abwechseln und könne selbst nur alle vierzehn Tage kommen.

Und zu diesem Kompromiß konnte sich A-sam nicht verstehen. Der Verkehr mit Katechist Tschong, der Umgang mit den Christen, die schöne Sonntagsfeier mit allem, was drum und dran hing, war ihm so sehr Lebensbedürfnis geworden, daß er glaubte, es nicht zwei Wochen aushalten zu können ohne diese christliche Luft. Der milde, stille Mann hatte in dem neuen Freundeskreis etwas gefunden, was er all die Jahre her unbewußt gesucht hatte und was ihm so zusagte, daß der Verzicht darauf fast gleichbedeutend gewesen wäre mit Tod. Schon am Sonntagabend freute sich A-sam wieder auf den nächsten Sonntag. Und diese Seligkeit sollte er nun teilen mit seinem Bruder! Er sollte immer den einen Sonntag daheimbleiben! Nein, das konnte er nicht! Und jener würde auch nicht einmal Verständnis haben für das, was in der Kapelle vorging, es wäre zwecklos, wenn er ihn hinschicken würde. So redete sich der gute A-sam ein. Und daher waren alle Ermahnungen des Katechisten bisher erfolglos gewesen. —

Und nun stand er vor mir. Was sollte ich ihm sagen? Sollte ich ihm Vorwürfe machen? Ich mußte das, und doch wurde es mir nicht leicht. Denn der Mann war sonst so brav und so gut; er kam jeden Sonntag zur Kirche und war mit ganzer Seele bei der Sache. Ja, er konnte der Gemeinde geradezu als Muster hingestellt werden. Da war auch nicht einer, der ihm an christlichen Tugenden gleichgekommen wäre. Und alle standen jetzt um uns herum und waren gespannt, was ich dem A-sam sagen werde.

Nun, was wahr ist, muß man gelten lassen. Ich konnte daher auch nicht umhin, dem A-sam zunächst einige Worte der Anerkennung zu sagen und die guten Seiten an ihm den andern zur Nachahmung zu empfehlen. Der alte Kirchenälteste Khin-hyongpak nickte beifällig bei meinen Worten und schaute mit einem ge-

wissen Stolz auf A-sam, denn er hatte ihn gar gern. Er glaubte auch offenbar, die Sache sei nun erledigt, denn er lief nach dem Tisch, um sich ein Pfeifchen anzuzünden. Da ich aber stehen blieb und seinen Schützling etwas ernst musterte, merkte er, daß ich noch etwas auf dem Herzen hatte.

Und in der Tat, bei aller Zuneigung, die auch ich zu A-sam gefaßt hatte, mußte ich ihm nun doch sagen, wie sehr er sich durch sein Verhalten seinem Bruder und vor allem Gott gegenüber ins Unrecht setze. Denn werde es schon einem Heiden schwer angerechnet, wenn er jemand am Christwerden verhindere, wie vielmehr ihm, der die Süßigkeit des Evangeliums bereits geschmeckt habe. „Was würdest du," fuhr ich weiter, „von einem Manne halten, der einen Garten entdeckt hat, in dem die herrlichsten Früchte wachsen, der nun aber den Zugang zu diesem Garten verheimlicht, ja sogar andern den Zutritt zu verwehren sucht, nur damit er die guten Orangen und Birnen allein pflücken und essen kann?" Der alte Khin-hyong-pak, dem bei der Geschichte von dem Obstgarten vielleicht einige Jugendsünden eingefallen waren, nickte wieder. Er schien zu merken, wo ich hinaus wollte. Auch die bisher so unschuldige Duldermiene des A-sam machte jetzt einer gewissen Betroffenheit Platz.

Und es war gut, daß er diese Schwenkung machte, denn er war wirklich so unschuldig nicht, wie er geglaubt hatte. Unter dem Konto „Selbstsucht" war ihm eine schwere Summe belastet, gegen die all seine sonstigen löblichen Eigenschaften als „kleine Pöstchen" gar nicht ins Gewicht fielen. Ja, armer A-sam, sag, wie willst du bestehen an jenem Tage der großen Abrechnung, wenn auch dir die Bilanz dessen, was du nicht getan und was du getan hast, wird vorgelegt werden?

So sind leider oft ganz liebe und gute Menschen noch sehr behaftet mit der oben erwähnten schlimmen Krankheit, der Selbstsucht. Bei A-sam zeigte diese allerdings nicht den häßlichen Charakter wie sonst manchmal. Seine Selbstsucht war in ihren Motiven reiner, in ihren Wirkungen dagegen viel weittragender, indem sie nicht nur ihm selber schadete, sondern dadurch, daß er es unterließ, einer Seele zum Leben zu helfen, brachte er Verderben und Tod auch über den Bruder.

In einfachen, schlichten Worten suchte ich dies dem Mann be-

greiflich zu machen. Ob er mich verstanden, ob er meine eindringlichen Ermahnungen zu Herzen genommen? Ich weiß es nicht, denn schon am andern Tag mußte ich weiter reisen und bin seither nie mehr nach Lo-feu-s gekommen.

Als ich in den taufrischen Morgen hineinritt, zurück nach meiner Station, waren meine Gedanken noch lange bei A-sam. Auf einmal stellte ich mir die Frage, wie es komme, daß ich bei Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts noch in China herumreisen müsse, um Heiden das Evangelium zu predigen. Wie es komme, daß es jetzt noch Heiden gebe! Und da vernahm ich dann die merkwürdige Antwort — daran sei der A-sam schuld. Was? Der A-sam! Gewiß, aber nicht der in Lo-feu-s, hieß es, sondern jener andere, den man die „christliche Kirche" nenne. Dieser A-sam habe neunzehnhundert Jahre lang seinem jüngeren Bruder, dem Chinesen, dem Neger, dem Hindu, auch beharrlich verschwiegen, wohin er des Sonntags gehe. Für sich habe er die schönsten Kirchen und herrlichsten Dome gebaut, habe sich ergötzt an den lieblichen Gottesdiensten des Herrn, und es sich wohl sein lassen unter den reichen und mannigfaltigen Segnungen des Christentums, den Bruder dagegen habe er darben und schmachten lassen.

Ich war tief niedergeschlagen. Rings um mich her war alles still. Keine Menschenseele weit und breit. Ich war so allein. Ja, mein lieber, guter A-sam in der fernen Heimat, wenn du wüßtest, wie es zuweilen dem einsamen Sendboten auf der Suche nach deinem jüngeren Bruder ums Herz ist, du würdest ihm mehr unter die Arme greifen!

Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze.

Es war eine rabenschwarze Nacht, der Sturmwind heulte und alle Schleusen des Himmels schienen geöffnet. Dicht aneinandergedrängt, sich schützend gegen Regen, Sturm und Kälte, stand am Ufer des hochgehenden Tung-kong-Flusses ein Trupp Männer. Eine kleine Laterne, die ab und zu unter einem Mantel hervorleuchtete, ließ etwa fünfzig Gestalten erkennen. Die Mehrzahl derselben war bewaffnet. Speerspitzen überragten die Köpfe, und auch Flintenläufe wurden sichtbar.

Einer der Männer legte jetzt die hohle Hand an den Mund und schrie etwas über das dunkle Wasser hin. Sein Ruf galt dem Fährmann. Dieser hatte sein Boot am jenseitigen Ufer festgemacht, und er schien schon zu schlafen, denn nichts rührte sich drüben. Nur einige Hunde schlugen an. Erst auf erneutes Rufen vernahm man einige Töne. Auch ein Licht wurde sichtbar, und quer über die tosende Flut zog sich ein goldschimmernder Streifen.

Der alte Mann lehnte es ab, herüberzukommen. Er war allein im Boot, sein Sohn war ans Land gegangen, und so wagte er nicht, die nächtliche Schar überzusetzen. Die Gewalt der Wogen übertraf die seiner Arme. Und weder Versprechungen noch Drohungen vermochten ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Das Licht verschwand, und der Fährmann kroch wieder unter sein schirmendes Dach.

Die Männer standen ratlos am Ufer. Einige fluchten, andere beredeten sich. Sie hatten drei Tagemärsche hinter sich. Sie kamen aus dem Osten der Provinz Kanton, wo sie als Kaufleute tätig waren. Ihr Ziel war Hin-nen. Dort wollten sie mit den Ihrigen die Neujahrstage verbringen. Um der allgemeinen Unsicherheit willen hatten sie sich bewaffnet. Und die einsamen, verrufenen Gebirgstäler rechtfertigen nur zu sehr diese Maßregel. Auch führten sie ja den Gewinn mehrerer Jahre mit sich. Heute sollte der Markt L. erreicht werden. Dann waren die Hauptschwierigkeiten überwunden. Die Wanderer hatten gehofft, noch zeitig vor Einbruch der Nacht dort einzutreffen. Der sintflutartige Regen und die grundlosen Wege hatten ihren Vormarsch gehemmt. Jetzt trennte sie der Fluß von der ersehnten Nachtherberge. Dabei troff ihnen das Wasser von den Kleidern, die Glieder fröstelten, auch Müdigkeit und Hunger stellten sich ein.

Es waren keine frommen Wünsche, was die ergrimmten Männer nach dem Fährboot zurückriefen, als sie sich jetzt landeinwärts wandten. Wäre auch nur der zehnte Teil davon in Erfüllung gegangen, dann würde der Alte Grund gehabt haben, selbst einen Hiob mit neidischen Augen zu betrachten. So aber schlief er bereits wieder in warmer Ecke, während jene mühsam gegen den Sturm ankämpften.

Sie mochten etwa eine halbe Stunde gegangen sein, als sie an ein einsames Gehöft kamen. Hundegebell hatte sie die Richtung

finden lassen. Wie freuten sich die Armen, unter ein schützendes Dach zu kommen.

Drinnen war jemand wach. Man hörte deutlich in einem oberen Gelaß schlürfende Schritte. Jetzt öffnete sich ein Fenster, behutsam und vorsichtig, denn — „die Nacht ist niemandes Freund". Dies gilt für China in besonderem Sinn. Eine mißmutige Stimme fragte: „Wer ist da unten?" Einer aus dem Haufen rief hinauf: „Wir sind es, alter Onkel, wir möchten gerne bei dir übernachten." Der dort oben aber hatte kaum die Stimme gehört, als er zurückgab: „Ich kenne euch schon, ihr seid von Hin-nen, und was von dort kommt, ist alles Gesindel." Und zu war der Laden.

Das war kein freundlicher Empfang. Bedrückt und niedergeschlagen tasteten die Männer weiter. Sie waren noch keine hundert Schritte gegangen, als abermals etwas wie ein Haus vor ihnen auftauchte. Um sich zu vergewissern, schlug der Vordermann seinen Mantel zurück. Ein freudiger Ausruf entrang sich seinen Lippen: „Freunde, wir sind gerettet!" Das trübe Lämpchen beleuchtete ein freundliches Anwesen. Über der Türe standen drei große Schriftzeichen: Fuk-yim-thong, „Evangeliumshalle".

Auf das Pochen zeigte sich bald ein erleuchtetes Fenster. Ein Kopf wurde sichtbar. Man fragte nach dem Begehr. Der Mann mit der Laterne machte den Sprecher. „Lehrer," sagte er, „wir sind in Not. Wir wollten nach L., aber wir können nicht über den Fluß. Gib uns für diese Nacht Herberge, ich bitte dich darum. Ich bete auch Gott an." Doch, „deine Sprache verrät dich," hieß es auch hier wieder. „Gelt, ihr seid von Hin-nen?" kam es von drinnen heraus. „Ja," war die etwas gedämpfte Antwort. Das war nun offenbar keine Empfehlung, denn der Mann hinter dem vergitterten Fenster fragte jetzt in verändertem Ton: „Hast du nicht vorhin gesagt, du betest Gott an?" „Gewiß, ich bete Gott an," gab der Mann zurück. „Gut, dann kannst du mir vielleicht die zehn Gebote aufsagen?" Ja, das konnte er. Und vom ersten Gebot bis zum letzten ging es ohne Stocken. Doch der drinnen gab sich noch nicht zufrieden. „Wie viele Söhne hatte der Erzvater Jakob?" ging das Examen weiter. „Zwölf," war die Antwort. „Zähle sie auf." Und durch das Heulen des Sturmes und das Plätschern des Regens hindurch vernahm man abgerissen: „Ruben — Levi — Naphtali — Isaschar — Benjamin." Alle zwölf, keiner war vergessen.

Jetzt hatte der Mann in der Evangeliumshalle genug. Der wackere Kaufmann aus dem verrufenen Hin-nen hatte glänzend bestanden. Er wollte gerade noch mit der Geschichte Josephs beginnen, als ihn jener unterbrach: „Ist schon gut, komm nur herein, ich glaube, daß du ein Gottanbeter bist."

Und jetzt wurden auch schon die Riegel zurückgestoßen. Die fremden Männer traten in einen hellerleuchteten, traulichen Raum. Die Wände waren mit Sprüchen bemalt. Im Hintergrund war etwas wie ein Rednerpult. Eine Anzahl Bänke luden zum Sitzen ein. Sie befanden sich in einer Kapelle der Londoner Mission, die hier friedlich neben den deutschen Missionen ihre Arbeit tut.

Der junge Prediger, der eben noch so streng examiniert hatte, nahm sich jetzt mit seiner netten Frau liebreich der durchnäßten, hungernden und müden Reisenden an. Bald brodelte auf der Feuerstätte der Tee. Kanzel, Altar und Kirchenstühle wurden mit triefenden Kleidern behangen, und auf dem Boden winkte ein Lager von Decken und Stroh. Und nach einer halben Stunde schon hörte man die ruhigen Atemzüge schlafender Männer.

Hyen-khin-pak aber, so hieß der bibelfeste Mann, der heute nicht nur den gefährdeten Namen seiner Landsleute gerettet, sondern auch dreiundvierzig heidnischen Kameraden ein Obdach verschafft hatte, gedachte vor dem Einschlafen noch dankbar eines Wortes aus dem ersten Timotheusbrief: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze."

Auf der Flucht.

Im Sommer des Jahres 1899 ging ich eines Abends ruhig zu Bett, ohne an etwas Schlimmes zu denken. In der Nacht, gegen zwei Uhr, stürzte plötzlich mein Diener in mein Schlafzimmer, weckte mich auf und rief mit angsterfüllter Stimme: „Missionar, komm schnell, es sind drei Männer da, die dich sehen wollen." Rasch war ich in den Kleidern und auf meinem Zimmer, wo drei Chinesen auf mich warteten. Im Flüsterton teilten sie mir mit, daß sie sichere Kunde erhalten haben, daß die Rebellen, Mitglieder der sogenannten „Trias"-Gesellschaft, etwas gegen uns im Schilde führen und daß wir gut daran täten, sofort zu fliehen. Ich dankte den

Männern für ihre Mitteilung, beruhigte sie aber, indem ich sagte: „Ich glaube nicht, daß die Gefahr so groß ist; es ist gewiß wieder ein leeres Gerücht, wie schon oft. Doch auf der Hut will ich immerhin sein.“ Die Leute gingen weg und ich legte mich wieder schlafen.

Die Nacht verlief ruhig, ebenso der nächste Morgen. Da, um die Mittagszeit, sahen wir plötzlich in östlicher Richtung, in einer Entfernung von einer starken Stunde, eine mächtige, dunkle Rauchsäule zum Himmel emporsteigen. Eine bange Ahnung erfüllte mich. In der gleichen Richtung und gleichen Entfernung hatten wir eine Kapelle und ein Schulhaus. Sollten die Männer mit ihrer Warnung doch recht gehabt haben? Drei Leute, die wir jetzt in wilder Flucht auf unsere Station zueilen sahen, rissen mich aus meinen Zweifeln. Es war so; unsere Kapelle und Schule in Sa-phyang standen in Flammen, die Räuber hatten sie angezündet, und diese drei, es war der Katechist, sowie der Lehrer und dessen Frau, hatten sich mit knapper Not retten können. Die Rebellen hatten sich also richtig erhoben und waren jetzt im Anmarsch auf unsere Station! Was war zu tun?

Ich ordnete sofort an, daß die Frauen und Kinder und die Schüler schleunigst fliehen sollten, und zwar zunächst auf der großen Straße nach Norden zu, und von dort aus auf Umwegen nach ihrer Heimat. Einige Männer sollten sie begleiten. Nur mein Freund und ich und unsere beiden Diener — wir wollten zurückbleiben und die Dinge abwarten.

Der Nachmittag ging vorüber, nichts zeigte sich. Es kam der Abend, es wurde Nacht, und alles blieb still. Um in der Dunkelheit nicht plötzlich überfallen zu werden, stellten wir uns um die Station her als Schildwachen auf. Alle Nerven waren angespannt. Jedes Geräusch verursachte ein Zucken durch den Körper. Da, gegen zehn Uhr, stürzte ein Eilbote daher mit der Meldung: „Sie kommen!“ Jetzt war unseres Bleibens nicht länger, wir mußten fliehen. Ehe wir aber aufbrachen, gab ich noch den Auftrag, schnell einige Lampen anzuzünden und sie in unsere Zimmer zu tragen. Bald war der Mann wieder zurück. Dann schloß ich die Türe, und fort ging es.

Als wir etwa dreiviertel Stunden gegangen waren, hörten wir plötzlich Stimmen vor uns. Da waren Menschen. Aber sie hatten kein Licht. Die Sache war also verdächtig. Die Stimmen kamen näher und näher. Jetzt hatten sie uns erreicht. Im Halbdunkel der

Nacht konnten wir deutlich etwa zehn lange Gestalten erkennen, mit Speeren bewaffnet. Es war eine Abteilung Rebellen! Schweigend standen die Mordgesellen uns gegenüber. Sie waren durch unser Erscheinen fast noch mehr überrascht und verblüfft als wir durch das ihrige. Das merkte ich. Und so sagte ich zu meinen Begleitern: „Wir wollen vorbeigehen!“ Die Männer traten unwillkürlich zur Seite und ließen uns vorüber. Der Weg war so schmal, daß wir ihre Kleider streiften.

Als wir ihren Blicken entschwunden waren, beeilten wir uns, so schnell wie möglich voranzukommen. Doch bald hörten wir Tritte hinter uns. Es war kein Zweifel, die Räuber hatten sich von ihrer Überraschung erholt und verfolgten uns. Sie glaubten offenbar, unser Ziel sei der Markt Thai-lyung-then. Dort hielten sich viele ihrer Spießgesellen auf, und mit deren Hilfe wollten sie uns überwältigen. Wir durchschauten sie. Und so bogen wir dicht vor dem Markt in einen Seitenweg ein, von dem aus wir bald das Haus eines Christen erreichten. Hier warteten unsere Pferde auf uns, die wir vorausgeschickt hatten. Wir sprangen in den Sattel und ritten in der Nacht noch zwölf Stunden weit nach der Station Hok-schu-ha, wo wir vorderhand in Sicherheit waren.

Nach einigen Tagen erhielten wir einen Brief mit der Nachricht, daß die Rebellen von den kaiserlichen Soldaten zerstreut worden seien. Wir kehrten also zurück. Zwei unserer Kapellen und zwei Schulen waren zerstört worden, die Station dagegen trafen wir unversehrt. Die Räuber hatten sich in jener Nacht bis in unseren Garten geschlichen, als sie jedoch Licht in den Zimmern sahen, trauten sie der Sache nicht so recht. „Wer weiß, wie viele Fremde sich da oben verborgen halten und wie viele Gewehre die haben,“ soll der Anführer gesagt haben.

Gott hatte das Herz dieser Menschen verzagt gemacht, wofür wir ihm aufrichtig dankten.

Ein Brautzug in China.

Je älter der Mensch wird, um so mehr lernt er die Wechselfälle des Lebens kennen. Heute schüttet ihm die Freude ihr Füllhorn in den Schoß, und morgen schon schreitet die schwarze Gestalt

der Trauer über seine Schwelle. Jetzt ergötzt er sich an dem herrlichen Duft der Rose, und schon im nächsten Augenblick verwundet ihn deren Dorn. —

Es war am Nachmittag des 13. Juli 1901, als ich unter großartiger Beteiligung der Bevölkerung von Hin-nen mit meiner jungen Frau auf unserer Station aufzog. Genau vor einem Jahr, an demselben Samstag, hatte ich diese auf der Flucht verlassen. Im Norden Chinas war damals jener schwere Gewittersturm losgebrochen, der so vielen Missionaren und Christen Tod und Verderben brachte. Aber auch bei uns im Süden hatten sich da und dort schwarze, dunkle Wolken gezeigt, die es ratsam erscheinen ließen, vor ihrer Entladung ein schützendes Obdach zu suchen. Doch, es waren dann nur einige große Tropfen gefallen, und auch das anfangs so unheimliche Rollen des Donners war in immer weitere Fernen gezogen. Ganz verhallt war dieses auch heute noch nicht, indes schon zeigte sich wieder des Himmels liebliches Blau, und um uns und in uns herrschte eitel Freude und Sonnenschein.

Schon an den vorhergehenden Tagen, als wir, vom Meere her kommend, die steilen, hohen Berge von Fung-schun überwanden, waren unsere Herzen freudig gehoben durch die eigenartige Schönheit der Landschaft. Wie regte sich in meiner Frau die Schweizerin, als es am zweiten Reisetag immer höher hinaufging und bei Tagesgrauen immer deutlicher die Umrisse der gewaltigen Gebirgsmassen hervortraten. Wie heimatlich war ihr zumute beim Anblick der Bergspitzen, als die Sonne anfing, eine nach der andern mit ihren Strahlen zu vergolden. Wie labte sich ihr Herz am Rauschen der Wasserfälle, an den mit üppigem Pflanzenwuchs bewachsenen Hängen und Schluchten, oder den durch eine Talöffnung gleich saftig grünen Wiesen sichtbar werdenden Reisfeldern. Und was die Natur versagte, zauberte die Phantasie hervor. Die unschuldigsten Blümlein wurden zu Alpenrosen und Edelweiß. Die Häuschen der Bergbewohner verwandelten sich in Sennhütten. Auch grüne Matten und weidende Kühe waren vorhanden, und Hotels ließ wenigstens die Zukunft erstehen. Einzig der ewige Schnee fehlte. Den konnte bei der sengenden Tropensonne auch die lebhafteste Phantasie nicht hervorzaubern. Auch uns selbst verwehrte und entleidete die feurige Scheibe über uns ein längeres Verweilen, so daß wir froh waren, als wir die „chinesische Schweiz“ hinter uns hatten

und das Tal des Moi-kong uns aufnahm und bald auch die Nacht uns ihr kühles Gewand borgte.

Kurz bevor wir an den Moi-Fluß kamen, als die Schatten der Bambusgruppen schon anfingen ins Gigantische zu wachsen, erreichten wir ein Teehaus. Die Träger, müde und durstig, stellten uns ab.

Als nun meine Frau und ich so beieinander standen und plauderten, ging von ungefähr ein älteres Bauernweib vorüber. Wie die uns bemerkte, kam sie ganz zutraulich heran und redete meine Frau an. Ich machte den Dolmetscher. Die alte Heidenfrau wurde durch das, was sie hörte, und durch unsere Freundlichkeit so gerührt, daß sie beinahe weinte vor Freude. Mit geradezu rührender Liebe und Zärtlichkeit streichelte sie Hände und Wangen meiner Frau, wobei sie immer wieder sagte: „O fremde Schwägerin, wie bist du so zart und so gut, man kann nicht anders, man muß dich lieb haben." Einigen Frauen gegenüber, die sich inzwischen eingefunden hatten, wiederholte sie diese Worte und erzählte ihnen, was sie von mir gehört hatte. Wichtig war ihr dabei besonders das, daß die „fremde Schwägerin", obwohl sie noch so jung sei, ihre Eltern und Geschwister verlassen habe, und aus Liebe zu ihnen, den Chinesenfrauen, so weit hergekommen sei. Als sie unter den herumstehenden Kindern ihren Enkel erblickte, hatte sie den schnell beim Ärmchen erfaßt und meiner Frau gebracht, die nun durchaus das kleine, schmutzige Bürschchen auf den Schoß nehmen und streicheln sollte.

Doch es war allmählich dunkel geworden, wir mußten darum der guten Alten Lebewohl sagen. Ihre Augen glänzten noch vor Freude, als sie uns nachblickte, und auch wir zogen unsere Straße fröhlich. Ich war hochbeglückt über die neue Mitarbeiterin, durch die mir plötzlich Türen geöffnet wurden, die mir bis dahin wie mit eisernen Riegeln verschlossen waren. Meine Frau war nicht weniger erfreut durch die Begegnung mit dem freundlichen Mütterchen. Sie erblickte darin eine gute Vorbedeutung für ihre Wirksamkeit in China. Und mit frohem Mut schauten wir beide hinüber über den Moi-Fluß, den wir bald darauf erreichten. Dort drüben lag in prächtigem Lichterglanz der große Markt Tshya-hang mit meiner ersten Filialgemeinde. Und nicht weit hinter dem Markt, nur durch einige Hügel verdeckt, begann schon die weite, breite Hin-nen-Ebene, an deren oberem Ende unsere Station lag. Es waren noch etwa

acht Stunden bis dorthin. Morgen nachmittag konnten wir sie erreichen.

Ein kleines Boot brachte uns hinüber nach Tshya-hang. Als wir ungefähr in die Mitte des Flusses gekommen waren, rief eine Stimme am jenseitigen Ufer, ob vielleicht der Ma-muk-s (Missionar Maier) auf dem Boot sei. Auf die bejahende Antwort der Schiffsleute ertönte drüben lebhaftes Schießen. Der Katechist Ng mit einer größeren Anzahl christlicher und heidnischer Freunde hatte sich eingefunden, um uns zu begrüßen. In feierlichem Zug ging es durch den Markt nach unserem Predigtlokal, wo ein solennes Mahl unser harrte. Allerhand Meerungeheuer und ein bekanntes, in China sehr geschätztes Borstentier hatten den Hauptbestandteil zu demselben geliefert. Uns wäre es lieber gewesen, wenn man uns eine Tasse Milch oder auch nur ein Glas frisches Wasser gebracht und dann in Ruhe gelassen hätte. Waren wir doch um zwei Uhr heute früh aufgebrochen, und morgen sollten wir wieder vor Tagesgrauen unsere Lenden gürten. Auch war der Tag so heiß gewesen, daß wir wie ausgedörrt waren. Und nun diese von Fett triefende Mahlzeit! Wir entledigten uns unserer schweren Aufgabe mit nicht geringer Selbstüberwindung. Unsere freundlichen Gastgeber waren verwundert über unsere geringen Leistungen. Sie suchten darum ihrerseits das von uns Versäumte nachzuholen und saßen noch lange, nachdem wir uns schon zur Ruhe begeben hatten, über dem wichtigen Geschäft. An Schlaf war bei dem Stimmengewirr und den zahlreichen Moskitos kaum zu denken. Noch war das Tageslicht nicht zu uns hereingedrungen, als wir uns erhoben und auf den Weg machten. Unsere Freunde begleiteten uns noch eine Strecke weit, und noch lange hallten die Bergwände von ihren Geschossen wider.

Mein Herz schlug höher, als wir nach einer halben Stunde den Boden von Hin-nen betraten. Hier wehte mir Heimatluft entgegen. Dorf und Stadt, Berg und Tal, Land und Leute waren mir bekannt. Die Tracht der Frauen, der besondere Akzent der Sprache, die breiten, ebenen Wege, die lieblichen Bambuswäldchen — alles grüßte so heimatlich. Ja, auch in der Heidenwelt, und sogar in China, kann man heimisch werden. Ich fühlte dies schon im vorigen Jahr, als wir von der Flucht zurückkehrten. Es war für mich wirklich ein Zurückkehren, ein „wieder nach Hause kommen“ gewesen.

Heute empfand ich ähnlich, nur stärker, denn heute zog ich im eigentlichen Sinn des Wortes der Heimat zu, ich führte meine junge Frau „heim".

Unsern Trägern schien sich etwas von meiner Freude mitzuteilen, denn je näher wir der Kreisstadt kamen, um so strammer schritten sie aus. Alle Müdigkeit schien geschwunden. Heute war aber auch ihr Ehrentag. Sie hatten während ihrer Dienstzeit schon allerhand Bekanntschaften gemacht. Hohe und höchste Herrschaften hatten sich schon ihren Schultern anvertraut. Aber eine fremde Sin-nyong, „Braut", war ihnen bisher noch nie vorgekommen. Mit einer solch teuren Last in die Stadt einzuziehen, an der gaffenden und staunenden Menge vorüber, war ein ebenso wichtiges, als ehrenvolles Geschäft! Die Träger hatten darum schon Grund, sich ein wenig zu fühlen!

Gegen ein Uhr kam die große Pagode in Sicht. In ihrer Nähe hatte sich der katholische Priester, P. Guillaume, angebaut, den zu beneiden ich heute weniger als je Ursache hatte. Obwohl der alte Herr mich persönlich kannte, nahm er keine Notiz von unserer Ankunft. Dagegen hatten es sich die Angesehensten seiner Katholiken nicht nehmen lassen, uns zu beglückwünschen und zu beschenken.

Endlich war die Kreisstadt erreicht. Aus einem der ersten Läden der Vorstadt trat ein Soldat heraus und überreichte mir die Karte seines Vorgesetzten, des Stadthauptmanns. Ihm folgte ein zweiter, dann noch ein dritter und vierter. Diese vier Vaterlandsverteidiger waren abgesandt, um uns als Ehrenwache zu dienen. Sie schienen uns nicht so früh erwartet zu haben, denn ihr Aufzug war keineswegs vorschriftsmäßig. Der eine hatte seinen Rock noch nicht zugeknöpft, der andere überhaupt noch keinen angezogen. Ein dritter war sogar barfuß, er hatte Schuhe und Strümpfe in der Eile nur noch schnell unter den Arm gepackt. Doch, „Lieb' Vaterland magst ruhig sein", noch ehe wir ans Stadttor kamen, war unsere Schutztruppe eingekleidet, und „fest und treu" marschierte sie an ihrem gestrengen Obern vorüber, der sich auch zu unserem Empfang eingefunden hatte.

Als wir eben durch das Stadttor einziehen wollten, erreichte uns ein Bote von Herrn E. Dieser ließ uns bitten, unsern Weg nicht durch die innere Stadt zu nehmen, da das Gedränge sonst zu groß werde. Wir umgingen deshalb die eigentliche Stadt und er-

reichten auf dem Wall und durch einige Nebengassen bald unsere Kapelle. Hier erst merkten wir, wie gut wir daran getan, daß wir den Rat befolgt hatten, denn die Volksmenge staute sich bereits derart, daß wir Mühe hatten durchzukommen.

War der Tumult auf dem Platze schon vorher groß gewesen, so tönte er durch unsere Ankunft geradezu in ein Feldgeschrei aus. Und als dann erst das Feuerwerk abgebrannt wurde und Tausende von „Fröschen" mit mehr oder weniger starkem Knall losgingen, und dazwischen hinein chinesische Sprenggeschosse gleich Kruppschen Vierundzwanzigpfündern in dumpfem, unheimlichem Rollen sich hören ließen, da wäre meiner Frau beinahe bange geworden. Doch die acht chinesischen Musikanten, die mit ihren vorsintflutlichen Blas- und Streichinstrumenten am Tor der Kapelle Aufstellung genommen hatten, beruhigten sie wieder. Erhebender freilich waren die schönen Weisen, die ein kleiner Chor von Katechisten und jüngeren Gemeindegliedern zu unserer Begrüßung anstimmte.

Und wie herzerquickend war der Anblick der versammelten Menge. Aus den Christengemeinden des unteren Kreises waren sie fast alle gekommen. Auch viele Heiden hatten sich eingestellt. Dazu kamen noch die Unzähligen, die bloß als Zuschauer zu rechnen waren. In langen Reihen standen sie da, viele in weite, seidene Gewänder gehüllt, andere mit dem Doktorhut. Der chinesischen Sitte gemäß verbeugte sich jeder tief vor uns, und von allen Seiten tönte uns als Gruß entgegen: Phin-on, „Friede sei mit euch". Mit den einzelnen zu reden war nicht möglich, ich mußte mich auf einige Dankesworte beschränken. Auch meine Frau zog sich mit einem To-tshya, „ich danke", zurück.

Nachdem wir eine Tasse Tee zu uns genommen und uns etwas ausgeruht hatten, brachen wir nach der etwas über eine Stunde entfernten Station auf. Draußen vor der Türe harrten zwei Tragstühle auf uns, die uns der Militär-Mandarin und der Polizeichef zur Verfügung gestellt hatten. Im ersten nahm meine Frau Platz, im zweiten folgte ich. Und nun setzte sich der Zug in Bewegung. Voran schritten etwa zwanzig unserer Anstaltsschüler mit Fahnen, Bambuszweigen und großen, mit chinesischen Zeichen beschriebenen Holztafeln. An sie reihten sich die Musikanten an, die sich redlich Mühe gaben, den Heidenspektakel zu erhöhen. Dann folgte, von einem älteren Mann getragen, ein prächtiger, seidener Ehren-

schirm, ein Geschenk der Christengemeinde in der Kreisstadt. Dieser Schirm zeigte in Goldschrift die Namen der einundsiebzig Spender. Auf den Schirmträger folgte meine Frau unter Eskorte jener vier Soldaten. In einem gewissen Abstand, der von Hin-nens Gassenjungen ausgefüllt war, kam mein Tragstuhl. Dicht an mich schlossen sich fünfzehn Berittene an. Dann kam noch allerlei Fußvolk.

Etwa um fünf Uhr erblickten wir die Station. Vom Turm der Kapelle ertönte feierlicher Glockenklang. Als wir anlangten, war der große, weite Hof dicht gefüllt mit Menschen, und hundert Hände streckten sich meiner Frau entgegen. Besonders waren es hier die älteren Männer und Frauen. Sie durften sich nicht in das Gedränge der Stadt wagen und hatten deshalb hier Aufstellung genommen. Dann hatte sich auch die ganze Nachbarschaft eingefunden. Die Anstaltsmädchen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen standen am Haupttor und begrüßten uns mit einem schön vorgetragenen Liede. Auch hatten sie Girlanden gewunden und unsere Wohnung allerliebst geschmückt. Über der Türe prangte ein „Willkommen", gleichsam eine Zusammenfassung alles dessen, was wir heute gesehen und erlebt. Mit freudigem, dankerfülltem Herzen traten wir über die Schwelle. Wir waren jetzt daheim und fühlten uns daheim.

War der Empfangstag geradezu großartig verlaufen, so blieben die nächsten Tage um nichts zurück. Vom Mandarin ab hatte alles, was Namen hatte, uns beglückwünscht und beschenkt.

Unter den Geschenken waren zum Teil recht wertvolle Sachen, so der oben erwähnte Ehrenschirm. Ferner ein prachtvolles chinesisches Kleid nebst Brautkrone für meine Frau. Ich erhielt einen Mandarinshut und Mandarinsstiefel. Von dreien unserer Gemeinden bekamen wir je einen großen, hübschen Wandschmuck, zirka zwei Meter breit und vier Meter hoch, aus roter, prächtiger Seide, mit nur einem einzigen chinesischen Schriftzeichen: Hi, „Gratulation". Außerdem wurden uns noch ungefähr sechzig lange Wandtafeln geschenkt. Dieselben bestanden auch entweder aus Seide oder aus rotem Papier und waren mit allerhand Sprüchen versehen. Zwei der schönsten stammten von den Seminaristen in Lilong, meinen früheren Schülern. Auf die eine hatten sie schreiben lassen: „Der Herr hat eine edle Jungfrau übers Meer gesandt, um das Herz des Isaak zu trösten." Auf der andern stand: „Bald wird die Gemeinde

zum Hochzeitsmahl in Kana sich einfinden." Der zweite Spruch enthielt einen zarten Wink, den ich verstand und gebührend erwiderte!

Weiter erhielten wir einen prächtigen Spiegel, zwei silberne Teetassen, vier Teebüchsen, zwei Teetöpfe, zwei Blumenvasen, zwei Stehlampen, drei Fächer, einige seidene Taschentücher und siebzigtausend sogenannte „Frösche" zum Abbrennen. Ferner viele hundert Eier, neunundzwanzig Hühner, dreiundzwanzig Enten, mehrere Tauben, Wein, Tee, Backwerk, Birnen, Fische, Schweinefleisch und sogar ein Kistchen Zigarren!

Unser beider Herz war voll Freude und Dank über diese vielen Zeichen von Liebe, Freundschaft und Ehre, die uns entgegengebracht wurden. Doch noch mehr regte sich in unseren Herzen der Wunsch, daß diese Feier für unser liebes Hin-nen recht nachhaltige und tiefgehende Folgen haben, und zu einer immer enger werdenden Verbindung zwischen Missionar, Christen und Volk führen möge.

Die Zerstörung der Station Phyang-thong.

Nur wenige Wochen nach unserem feierlichen und großartigen Aufzug in Phyang-thong wurde diese schöne Station während eines Aufstandes dem Erdboden gleichgemacht. Die Rebellen, die den Sturz der Mandschu-Dynastie auf ihre Fahne geschrieben hatten, gehörten der Trias-Gesellschaft an. Schon zwei Jahre früher hatten sich diese im Kreise Hin-nen erhoben. Dem tatkräftigen Einschreiten der kaiserlichen Truppen war es damals gelungen, den Aufstand im Keim zu ersticken. Zahlreiche Mitglieder des Geheimbundes wurden ergriffen und hingerichtet, viele aber, und darunter namentlich die Führer, konnten sich durch die Flucht retten.

Während des Boxeraufstandes im Jahre 1900 kehrten diese Leute größtenteils wieder in ihre Heimat zurück. Und obwohl ein hoher Preis auf ihren Kopf gesetzt war, sah man sie doch ganz offen auf den Märkten Yun-so und Nai-pi, den Ausgangspunkten der letzten Rebellion, herumgehen. Einzelne allerdings suchten sich hinter einer schwarzen Brille zu verbergen, machten sich dadurch aber nur um so mehr kenntlich. Aus Furcht vor Rache wagte niemand gegen sie vorzugehen. Und da die meisten von ihnen nichts zu verlieren hatten, zu einer ehrlichen Hantierung aber nicht mehr

zurückkehren konnten und auch nicht wollten, suchten sie ihr Heil in einer neuen Erhebung.

Der Hauptherd derselben war diesmal der Markt Lo-kong, acht Stunden nördlich von der Kreisstadt, tief in den Bergen. Hier brüteten sie ihre schwarzen Gedanken aus. Sie hielten große, öffentliche Versammlungen ab und organisierten sich militärisch. Bald fühlten sie sich stark genug, größere und kleinere Streifzüge zu unternehmen und sich an mißliebigen Personen zu rächen. Unter der Bevölkerung stieg die Angst vor ihnen derart, daß Tausende zu ihnen übergingen, um sich und ihre Habe zu schützen. Ihre Zahl soll zuletzt über hunderttausend betragen haben. Und mehr als hundert Schmiede standen in ihren Diensten und fertigten Waffen an.

Der Kreismandarin schien von alledem nichts zu merken. Statt Militär zu requirieren, veranstaltete er in der Stadt und auf den Märkten Theatervorstellungen. Dies war ergiebiger für ihn, es trug ihm täglich fünfzig Dollar ein, während die Soldaten nur Ausgaben verursacht hätten. Doch diesmal hatte er die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als seine Kreaturen kamen, um von den Theaterbuden die Abgaben zu erheben, waren ihnen die Rebellen schon zuvorgekommen. Diese unerhörte Frechheit ging dem würdigen Beamten dann doch zu weit. Schnell wurde ein Schreiben an die Oberen abgefertigt und um „große Soldaten" gebeten. Doch Brief und Bote wurden unterwegs von den Rebellen aufgegriffen.

Für uns Missionare war es unter solchen Verhältnissen nicht mehr so recht gemütlich. Auf unseren Ausgängen stießen wir fast überall auf Trias-Leute. Wir sahen auch, welch panischer Schrecken sich der Bevölkerung bemächtigt hatte, und wie viele bereits anfingen, sich und ihre Habe hinter den Mauern der Kreisstadt in Sicherheit zu bringen. Was sollten wir tun? An ein Halten der Station war bei der Übermacht der Rebellen nicht zu denken. Vom Mandarin war auch keine Hilfe zu erwarten. Sollten wir die deutschen Behörden um Schutz angehen? Es war dies nicht ratsam, denn wäre es bekannt geworden, dann hätten uns die Geheimbündler blutige Rache geschworen.

Inzwischen hatte der deutsche Konsul in Swatow durch chinesische Kaufleute von den Umtrieben in Hin-nen gehört. Er wandte sich sofort an den Generalgouverneur in Kanton mit dem Ver-

langen, chinesisches Militär zu unserem Schutz abzusenden. Gleichzeitig ersuchte er uns, ausführlich über die Lage zu berichten. Wir glaubten damals noch, das drohende Gespenst des Aufruhrs werde bald verschwinden, und gaben daher beruhigenden Bescheid. Doch kaum war unser Brief abgegangen, als sich das Bild plötzlich veränderte. Aus ganz zuverlässiger Quelle erfuhren wir, daß die Rebellen bestimmt am zehnten Tag des achten Monats (22. September 1901) losschlagen werden. Uns selbst wurde dringend geraten, die Station zu verlassen.

Der Gedanke an eine Flucht wurde uns schwer, doch beschlossen wir zuletzt, wenigstens unsere Frauen in Sicherheit zu bringen. Und so brachen wir am Freitag den 20. September in zwei Booten nach der Präfekturstadt Ka-yin-tschu auf. Unsere Pferde wurden auf dem Landweg dorthin gebracht, denn spätestens am Montag abend wollten wir wieder zurück sein.

Am Sonntag, gegen vier Uhr, erreichten wir Ka-yin-tschu. Die Pferde, die uns am nächsten Tag nach Phyang-thong zurücktragen sollten, waren schon vor uns eingetroffen. Da wir müde und abgespannt waren, verschoben wir die Rückreise um einen Tag. Als wir uns am Dienstag in der Frühe eben in den Sattel schwingen wollten, kam plötzlich ein Bote mit der Nachricht, daß unsere Station verbrannt sei. Wir hielten seine Aussagen zunächst nur für ein Gerücht. Doch noch im Laufe des Tages drang die Kunde von der Zerstörung der Station Phyang-thong auch noch auf einem anderen Wege zu uns, mit der Ergänzung, daß die Rebellen bereits die Kreisstadt belagern. Beides bestätigte sich. —

Auf unserer Station war am Montag die Mädchenanstalt noch im Betrieb gewesen. Als jedoch bekannt wurde, daß die Aufständischen schon auf dem Markte Thai-lyung-then, eine knappe Stunde von Phyang-thong entfernt, eingetroffen seien, verließen Lehrer und Schüler die Station, um sich in Sicherheit zu bringen. So waren am Dienstag vormittag nur noch einige Knechte dort. Doch gegen zehn Uhr schlossen auch diese sich der fliehenden Bevölkerung an. Und kaum hatte sich der letzte davon gemacht, als auch schon die Rebellen da waren. Sofort besetzten sie die Station und plünderten sie gründlich aus. Die Reisvorräte, eine Anzahl Hühner und Enten, zwei Hunde und was sie sonst an Eßbarem vorfanden, mußten zu einer Mahlzeit herhalten. Nachdem sie so wieder neue Kräfte ge-

sammelt hatten, begannen sie das Zerstörungswerk. Zuerst zertrümmerten sie das schöne Harmonium in der Kapelle, ein Geschenk christlicher Chinesen in Honolulu, dann schleppten sie alles Brennmaterial und alles, was nicht zum Mitnehmen war, nach unserer Wohnung und zündeten es an. Als überall Rauch aufstieg, und die Flammen schon zu den Fenstern herauszüngelten, zogen die Helden siegestrunken vor die Kreisstadt.

Diese war so gut wie unvorbereitet. Wohl waren die vier Stadttore verrammelt und die Bürgerwehr mit allerhand Mordwaffen versehen worden. Auch an Mut fehlte es dem einen und andern nicht. Indes, es war niemand da, der die Verteidigung leitete oder verstanden hätte zu befehlen. Planlos schrie man aufeinander ein, jeder wollte den andern vorschicken. Nur etwa fünfzig Soldaten aus Fui-tschu-fu, das einzige Militär am Ort, zeigten kaltes Blut. Sie waren mit guten Mausergewehren bewaffnet, verstanden auch diese zu gebrauchen.

Zum Glück hatten gerade sie die Wache am Osttor, als um Mitternacht an dieses geklopft wurde und eine Stimme sagte: „Brüder, macht auf.“ Als man durch die Schießlöcher spähte, erblickte man beim matten Schein einer Laterne drei weißgekleidete Gestalten mit Fahnen. Einige wohlgezielte Schüsse streckten zwei der Leute zu Boden, der dritte, ein großer, mächtiger Kerl, floh in die Nacht hinein. Die Soldaten verteilten sich nun längs der Mauer, mußten aber bald ihre kleinen Lämpchen löschen, denn von draußen wurde auf sie geschossen. Nun war alles dunkel, und nur ein wildes Geheul verriet die Anwesenheit der Räuber.

Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Belagerten. Dem Geschrei nach zu urteilen war die Zahl der Angreifer groß, und daß sich auch viele „Genossen“ innerhalb der Stadt befanden, war als sicher anzunehmen. Und wie sich später herausstellte, war diese Vermutung richtig. Es hatten sich gegen zweihundert Rebellen in die Stadt geschlichen, die nach getroffener Verabredung ihren Kameraden das Osttor öffnen sollten. Als jedoch diese ankamen, waren gerade die Soldaten von Fui-tschu-fu hier aufgezogen, wodurch der geplante Putsch vereitelt wurde.

Während das Angstgeschrei in der Stadt und das Geheul der Rebellen in schauerlicher Harmonie die Luft erfüllten, stieg auf einmal eine mächtige Feuersäule zum Sternenhimmel empor. Dicht

neben dem Osttor hatten die Rebellen aus Rache ein Haus in Brand gesteckt. Sie hatten nicht geahnt, daß dies ihnen selbst Verderben und Untergang bringen werde. Denn gleich einer Riesenfackel beleuchtete das brennende Haus das ganze Gelände. Und nun war es für die Soldaten leicht, aus dem Dunkel der Schießscharten sichere Treffer in die Reihen der Angreifer zu senden. Auch ließ sich jetzt, da diese im Schein des Feuers standen, eine Schätzung auf ihre Stärke machen. Hatte man bisher geglaubt, ihre Zahl betrage annähernd hunderttausend Mann, so stellte sich nun heraus, daß man es mit kaum tausend Leuten zu tun hatte. Des weiteren sah man auch, daß sie wohl viele Fahnen, Pferde und Tragstühle, ja sogar einige riesige Götzenbilder mit sich führten, daß es ihnen dagegen an Waffen fast gänzlich gebrach. Sie hatten gehofft, solche in der Stadt zu finden.

Die Soldaten eröffneten nun ein heftiges Feuer auf die Rebellen, auf das diese mit wütendem Geheul antworteten. Als jedoch einer nach dem andern zusammenstürzte, zogen sie sich mehr in das Dunkel der Nacht zurück. Jetzt gab der Hauptmann Befehl zur Verfolgung. Das Osttor wurde aufgerissen und die halbe Stadt stürmte hinaus. Und nun ging ein Würgen und Morden los, daß sich die Feder sträubt, Einzelheiten zu schildern. Man sah Soldaten mit mehreren abgeschnittenen Köpfen, die an den Zöpfen zusammengebunden über die Schultern hingen, im Feuer stehen. Andere brachten ganze Säcke voll abgeschnittener Ohren und abgehauener Hände aus dem Gefecht zurück. Jeder zog mit seiner Beute nach dem Amthaus, um die versprochene Belohnung zu holen. Und mancher biedere Bürger, der sich im Gedanken an einen kleinen Verdienst auch den Verfolgern angeschlossen hatte, mußte dies mit seinem Leben bezahlen, indem sein eigener Kopf zum Mandarin wanderte. Es konnte nämlich nicht ausbleiben, daß bei der Dunkelheit, dem Gedränge und der Mordlust auch viele Unschuldige gepackt und hingeschlachtet wurden. Ja, einige geriebene, handfeste Rebellen sollen sogar den Stiel umgedreht und ihre Angreifer als „Rebellen" an die Behörden abgeliefert haben. Und auch sie erbaten und erhielten eine Belohnung. Wieder andere mußten den von ihnen Ergriffenen wieder in Freiheit setzen, denn sie erkannten in ihm mit Staunen und Schrecken ihren eigenen Neffen, Sohn, Bruder oder Angestellten. Noch andere benutzten die Gelegenheit, sich eines verhaßten Feindes zu entledigen.

Die wildesten Leidenschaften, die in eines Menschen Brust schlummern können, wurden in dieser Nacht vor den Mauern von Hin-nen entfacht. Im ganzen sollen gegen vierhundert Menschen das Leben verloren haben. Weitere hundert wurden lebendig im Amthaus eingeliefert. Wäre die Verfolgung sofort energisch aufgenommen worden, dann hätte man die Rebellen leicht ganz aufreiben können. So aber konnten sich viele ungehindert durch die menschenleere Gegend zurückziehen. Und erst in den Bergen wurden später noch manche von ihnen gefangen, darunter acht berühmte Führer durch Verrat. Eine große Zahl wurde auch von den Bergbewohnern erschlagen und verscharrt.

Während in den zwei ersten Tagen jeder, der eingebracht wurde, ohne weiteres den Kopf verlor, wurde vom dritten Tage an ein ordentliches Gerichtsverfahren eingeleitet. Dabei offenbarte sich bei den Richtern jene Mischung von Feigheit und Grausamkeit, wie sie allen Orientalen, auch den Chinesen, eigen ist. Hatten sich diese Herren noch vor zwei Tagen in die hintersten Winkel ihrer Amthäuser verkrochen aus Angst, so quälten sie jetzt ihre Opfer mit den ausgesuchtesten und grausamsten Foltern.

Der Mandarin von Hin-nen ließ denen, die nicht bekennen wollten, den Rockkragen aufknöpfen und kochendes Wasser auf die Brust hinunterschütten! Einer der Angeklagten, ein kluger und beherzter Mann, sagte zu dem Beamten, als die Reihe an ihn kam und man auch bei ihm dieses Verfahren anwenden wollte: „Großer, alter Vater, ich bin ein Rebell, ich bekenne es, aber dein Sohn ist auch einer, er ist mein Anführer.“ Der Mandarin war erstaunt und empört über diese Worte und schickte sofort nach seinem Sohn. Dieser, ein feines Herrchen, schaute den gefesselt Dastehenden verächtlich an und sagte, zu seinem Vater gewandt: „Was will der Kerl, ich kenne ihn ja gar nicht!“ Doch der Mann ließ sich nicht drausbringen. Ruhig sagte er: „Großer, alter Vater, er ist ganz gewiß ein Rebell, laß nur siedendes Wasser bringen, du wirst sehen, er wird sofort bekennen.“ Der Mandarin kam ins Nachdenken. Er glaubte es; ja, auch sein Sohn würde sich als Rebell bekennen beim Anblick jenes Kessels mit seinem kochenden Inhalt. Und wer würde nicht bekennen! Er hatte den Mann verstanden, gab ihn frei und stellte das grausame Verfahren ein.

Ein anderer Angeklagter, ein armer Kuli, sollte durchaus den

Namen eines Führers angeben. Als er, vor dem Mandarin kniend, sich dessen weigerte, wurde ihm über beide Kniekehlen ein eiserner Stab gelegt, auf dessen beide Enden sich je ein Soldat stellte. Seine Arme waren an eine Stange gebunden, die von Zeit zu Zeit in die Höhe gehoben wurde, wobei dann die Gelenke nur so krachten. Da der Mann auch jetzt noch nicht bekennen wollte, erhielt er fünfzig Stockhiebe über den bloßen Rücken. Schon nach wenigen Schlägen war dieser zerfetzt. Blut- und Angstschweiß rieselten herunter. Der Arme wand und krümmte sich vor Schmerz, aber kein Laut kam über die zusammengepreßten Lippen. Schließlich wurde ihm eine glühende Eisenstange in den Rücken getrieben, und daran starb er, ohne indes seinen Führer verraten zu haben!

So gingen manche mit beispielloser Standhaftigkeit und Ruhe in den Tod. Bei andern offenbarte sich zynische Frechheit. Als der Rebellenführer Tschhin, der sich auf seinem Erlaß als „Oberbefehlshaber" unterzeichnet hatte, in Ka-yin-tschu eingeliefert und verhört wurde, sagte er zum Präfekten: „Großer Herr, bringe mich nicht um. Ich habe achttausend Soldaten, die will ich dir zuführen, um damit die Fremden zu verjagen." Als ihn dieser auslachte, kehrte der Mann plötzlich eine andere Seite heraus. Mit rollenden, stolzen Augen maß er den Beamten und rief ihm entgegen: „Wärest du in meine Gewalt geraten, dann hätte ich dich um einen Kopf kürzer gemacht, jetzt, da ich in deiner Hand bin, machst du es mit mir so. Doch wisse, daß jene achttausend Mann mich rächen werden." Dann fuhr er mit weiteren Drohungen und Verwünschungen fort, bis ein kräftiger Schlag des Scharfrichters ihm den Mund für immer schloß. Sein Kopf hing später an den Ruinen unserer Station, weil er den Befehl zu deren Zerstörung gegeben hatte. Erst auf unser Bitten ließ ihn der Mandarin entfernen.

Ein anderer Führer wurde in Hin-nen ergriffen und hingerichtet. Ein kleiner, frecher Kerl, kaum etwas über zwanzig Jahre alt. Als er vor dem Mandarin stand, schrie er diesen an: „Was! du willst mich richten? Wer bist du? Ich bin General, mich haben acht Träger getragen, dich tragen nur vier." Als die Soldaten ihn abführen wollten, schlug er wütend um sich: „Ihr Lumpen! Ihr wagt mich anzugreifen, mich, den General!" Die Henkersmahlzeit schlug er aus, nichts als ein paar Züge aus der Wasserpfeife wollte er noch tun. Auf dem Richtplatz angekommen, verlangte er gebieterisch, daß

er zuerst geköpft werde, denn so zieme es sich für den Anführer. Als ihm bedeutet wurde, daß gerade er zuletzt daran komme, sagte er: „Auch gut, nur zu, aber schnell!“ Und als er sah, wie einige seiner Genossen zitterten, schalt er sie feige Memmen und alte Weiber. Über den Scharfrichter machte er sich lustig, indem er ihm sagte: „Du verstehst dein Geschäft nicht, Alter. Gib mir einmal das Schwert, ich will es an deinem Hals probieren. Du wirst sehen, ich weiß es besser zu handhaben.“ Mit Witzen und Drohungen ging er kaltblütig in den Tod. Und dabei hatte der arme Bursche eine Braut und wollte im Herbst heiraten.

Unter den Effekten der gefangenen Führer fand man allerhand wichtige Papiere, so ein Verzeichnis von dreitausend Mitgliedern der Trias-Gesellschaft, ferner einen ausführlichen Operationsplan, eine frisch geprägte Münze mit dem Wappen und der Devise des neu zu gründenden Reiches. Ebenso wurde eine Anzahl Fahnen erbeutet, darunter eine mit den Namen fast sämtlicher Gottheiten Chinas beschrieben. Manche der Gefangenen hatten noch Beutestücke von unserer Station in ihren Taschen, wie Messer, Uhren und dergleichen. Viele steckten in unseren Kleidern, und einer trug sogar eine Frauenbluse und soll in dieser geköpft worden sein!

So hatte diese Mordbrenner ihr Schicksal bald erreicht. Das Volk von Hin-nen erblickte in dem kläglichen Ausgang des großartig organisierten Aufstandes ein Eingreifen des Himmels, eine Strafe dafür, daß sie die Station Phyang-thong zerstört hatten. Nun, jedenfalls haben sie eine ernste Lektion bekommen, und wir dürfen vielleicht hoffen, daß sie jetzt Ruhe halten werden.

Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein.

Der Mensch lernt und hört viel im Leben, er vergißt aber auch wieder viel. Manches bleibt für immer begraben, anderes wird später in der Schule des Lebens wieder aufgefrischt. Vieles, was treue Lehrer, die vielleicht schon längst unter dem Rasen ruhen, in unser empfängliches Kinderherz gepflanzt, manche Ermahnung, manches Sprüchlein aus Mütterleins Mund wird uns in Zeiten der Angst und Trübsal wieder in Erinnerung gebracht. Auch mir fiel kürzlich der Anfang eines Liederverses ein, den ich vor Jahren

im Hause meiner Eltern manchmal anführen hörte: „Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein." Ich habe über den Sinn dieser Worte damals nicht viel nachgedacht, heute jedoch gereichten sie meiner Seele zu großer Erquickung. —

Ich war an diesem Tage mit dem Morgengrauen aufgebrochen. Zur Station Phyang-thong, die mein Reiseziel bildete, waren es noch acht Stunden. Bis mittags zwölf Uhr saß ich fast ununterbrochen im Sattel. Jetzt hatte ich noch eine halbe Stunde zu reiten. Ich werde sie nie vergessen diese halbe Stunde!

Mein Pferd schritt rasch aus, es hatte diesen Weg ja schon oft gemacht. Es trug Verlangen nach dem Stall und dem Futterkorb. Ich selbst wäre lieber wieder umgekehrt. So schwer wie heute war mir noch nie ums Herz gewesen. Warum schauten mich die Leute so merkwürdig an, so fragend, so verwundert? Ich wußte es.

Jetzt war ich am Ziel. Ich stand vor der Station Phyang-thong oder besser: vor dem, was bisher diesen Namen getragen hatte. Was war aus der schönen Station geworden, seitdem ich sie auf der Flucht vor den Rebellen verlassen! Eine schauerliche Ruine gähnte mir entgegen. Ich stieg von meinem Pferd und lehnte mich an dasselbe. Meine Seele war matt und betrübt. Tränen flossen mir nicht. Ich hatte keine Tränen. Ob ich in diesem Augenblick etwas gedacht und was ich gedacht, ich weiß es nicht mehr. Plötzlich sprang und winselte etwas zu meinen Füßen, durch das ich aus meiner Erstarrung wieder ins Leben gerufen wurde. Es war mein Hund. Er hatte die Pferdeschellen gehört und ganz unerwartet seinen Herrn wieder gefunden. Groß war die Freude des treuen Tieres. Auch in mein Herz fiel unter seinen Liebkosungen ein erster warmer Strahl. Ich hatte noch einen Freund.

Ich führte mein Pferd durch das offene, große Hoftor. Unser alter Knecht kam und nahm mir dasselbe ab. Er brachte es in den Stall, der so gut wie unversehrt geblieben war. Der Mann selbst hatte sich in einem halbverbrannten Ökonomiegebäude notdürftig eingerichtet. Außer einem kurzen Gruß sprachen wir nichts. Ich las in seinem Gesicht eine lange, traurige Geschichte. Ich brauchte ihn nichts zu fragen. Auch er schien mein Inneres zu erraten, denn entgegen seiner sonstigen Gewohnheit blieb er schweigsam. Aber, wenn wir auch nicht miteinander redeten, so hatte ich doch einen bekannten Menschen vor mir. Es beruhigte mich etwas. Auch

einige Nachbarn und Kinder hatten sich inzwischen eingefunden. Auch sie hielten sich taktvoll zurück und ließen mich mit meinen Gedanken allein.

Ich schritt über den weiten Hof, der zu dieser Tageszeit stets von Anstaltsschülern wimmelte. Wie war alles so still. Ich wollte nach dem inneren Hof, in welchem sich die Zimmer der Lehrer- und Predigerfamilien befanden, und von dem aus man nach unserer Wohnung gelangte. Welch grauenvoller Anblick! Verkohlte Balken, eingestürzte Wände, ausgebrannte Fensterhöhlen, Eisenreste, zerschlagenes Küchengeschirr, versengte Bücher und ganze Berge zertrümmerter Dachziegel. Hoch aufgeschichtet lag das alles da. So recht das Bild einer grausigen Brandstätte. Ja, die Räuber hatten ganze Arbeit getan!

Und das war mein Heim gewesen! Vor sieben Jahren war ich hier aufgezogen. So frisch von Europa her trug ich mich damals mit großen Eroberungsplänen. Ich war ein Gesandter Gottes und ich wollte seine Botschaft ausrichten zur Zeit und zur Unzeit. Manches war mir gelungen, manches auch nicht. Diese zerstörten Räume konnten erzählen von meinem Streben und Ringen, Kämpfen und Arbeiten. In ihnen erlebte ich eine siebenjährige Geschichte. Eine Geschichte, die wohl für die Welt wenig zu bedeuten hat, die aber für mich reich ist. Es ist keine Weltgeschichte, aber es ist ein Stück meiner Lebensgeschichte.

In diesen Räumen hatte ich die Sprache gelernt, oft noch spät in der Nacht beim Schein der Lampe. Von hier aus unternahm ich meine Reisen. Hierher flüchtete ich mich immer wieder aus der heidnischen Stickluft. Hier hatte ich mir ein Stückchen Europa eingerichtet. In dem Bücherschrank standen meine Bücher, eine Quelle reicher Freude für den einsamen Mann im fremden Lande. Von den Wänden herab grüßten mich die Helden der Geschichte. Auch der Eltern und Freunde Bilder umgaben mich. Da und dort waren auch teure Andenken aufgestellt.

Hier in meiner Stube mündeten auch die Drähte, die mich mit der Außenwelt, mit Europa und der Heimat verbanden. Hier schrieb ich ans Mütterlein, an die Freunde, an die Braut. Hier empfing ich die Zeichen der Liebe aus der Ferne. Kam der Briefbote einmal mit leerem Sack, dann griff ich nach den alten Briefen, die wohlgeordnet im Fach lagen, und las sie wieder und wieder. Auch Zei-

tungen und Zeitschriften wurden mir auf den Tisch gelegt, und auch der Buchhändler fand zuweilen den Weg zu mir.

Hier in meiner Wohnung, in dieser kleinen Welt, fand der Christ, der Mensch, der Patriot immer wieder Nahrung. Und wie sehr der Mensch solcher Nahrung bedarf, weiß am besten der, der auch schon einmal losgelöst war von der fruchtbaren Muttererde und für längere Zeit gleichsam auf einsamer Steppe oder im heißen Wüstensand vegetierte. Unser Katechismus hat nicht umsonst ein so reiches Inventar unter das „Tägliche Brot" aufgenommen.

In dieses mein Heim, um dies auch noch zu sagen, hatte ich vor kaum zwei Monaten auch mein liebes, junges Weib geführt.

Und jetzt? Vor meinen Augen ein großer, schwarzer Schutthaufen! Meine Habe, meine Häuslichkeit, die Stätte des Wohlbehagens und des Friedens, mein Glück — lagen hier begraben!

Ich kletterte über die Trümmer hinweg nach unserem Garten. Dieser, sonst so wohlgepflegt, hatte sich in eine Wüste verwandelt. Schon seit fünf Monaten war der Himmel verschlossen, und da während meiner Abwesenheit niemand begossen hatte, waren die meisten Blumen und Sträucher verdorrt. Einige in der Nähe des Hauses gepflanzte Palmbäume hatte die Glut des Feuers versengt. Tod und Verwesung umgaben mich, und nicht nur in den öden Fensterhöhlen, sondern auch rings um mich wohnte das Grauen.

So floh ich denn diesen Ort und setzte mich ganz hinten im Garten auf eine Bank. Ein eisiger Nordwind trieb mir die welken Blätter eines riesigen Moskitobaumes ins Gesicht. Neben und vor mir wirbelte er Bettfedern auf, die schier haufenweise da herumlagen. Die Räuber hatten unsere Federdecken hierher geschleppt, sie aufgeschlitzt, den Inhalt ausgeleert und die Überzüge mitgenommen! Wie war es heute so kalt, wie fror mich, und wie froh wäre ich für diese Nacht an einem warmen Bett gewesen!

Ich saß fröstelnd und einsam auf der Bank und dachte viel und allerhand. Ich dachte an meine Frau, die ich hatte in der Ferne lassen müssen. Ich freute mich für sie, daß ihr der Anblick ihres zerstörten Heims erspart geblieben war. Ich kam in meinem Sinnen auch auf die Menschen, die mir dieses Leid angetan hatten. Keiner von ihnen war mir bekannt, keinem hatte ich je ein Unrecht zugefügt. Ich wollte ja nur ihr Bestes. Warum vergalten sie Gutes mit Bösem? Warum hatte Gott es zugelassen, daß sie uns mit Mord

und Brand überzogen? Warum durften sie gerade an mir so handeln? War ich ein Sonderlicher vor andern? Warum duldete Gott, daß sie sein schönes, so hoffnungsvolles Werk hier vernichteten? Diese und ähnliche Fragen stiegen in meiner Seele auf. Ich machte somit auch „christliche Fragezeichen". Oder waren es unchristliche? Darf der Mensch Fragen stellen an den souveränen Gott? Ist er nicht vielmehr gleich dem Ton in des Töpfers Hand? Und kann dieser nicht nach Belieben kneten und formen?

Ja gewiß, der Mensch darf fragen. Gott ist nicht bloß Schöpfer, er ist auch Vater. Er läßt sich fragen, denn er hat Mitleid mit uns und unserer Schwachheit. Zwar auf törichte und fürwitzige Fragen wird der Mensch ebensowenig ein Ohr finden als jene Baalspfaffen auf dem Karmel. Aber wenn aus einer so recht betrübten, hoffnungsleeren, trostbedürftigen Seele eine Frage an das Vaterherz Gottes dringt, dann bleibt die Antwort nicht aus! Das durfte auch ich erfahren.

Als ich innerlich müde und matt auf jener Bank saß, von Menschen und scheinbar auch von Gott verlassen, fiel mein Blick von ungefähr auf das Kreuz auf unserem Kirchturm. Während nämlich die Kapelle und die übrigen Gebäude zerstört worden waren, war der massive Turm stehen geblieben und ragte nun aus dem Trümmerhaufen empor, weithin sichtbar. Auch das Kreuz auf seiner Spitze, obwohl von Holz, war unversehrt. Die Flammen und rohe Hände hatten es nicht erreichen können — es stand zu hoch!

Mehr als die geistreichste und gewaltigste Predigt es vermocht hätte, redete in dieser Stunde das schlichte Holzkreuz mit seiner Umgebung zu meiner Seele. Ein ganzes Stück Reichsgottesgeschichte, ja geradezu der Typus derselben, lag hier vor meinen Augen. Wollte einer die Kirchengeschichte malen, nicht bloß schreiben, welch passendes Motiv hätte er hier gefunden! Jene schwarzen Trümmermassen und jener feste Turm mit dem Kreuzeszeichen, waren sie nicht ein treffendes Symbol für den Kampf zwischen den Mächten der Finsternis und dem Reich des Lichts, zwischen Heidentum und Christentum? Und das unversehrte, hochragende Kreuz, wie herrlich zeigt es uns den Ausgang dieses Kampfes! Ja, das Kreuz ist ein Siegespanier. Es wurde aufgepflanzt über der zusammenbrechenden pharisäisch-jüdischen Welt, es leuchtete über den Trümmern Roms, über den Trümmern der keltisch-germanischen

Götterwelt. Es hat auch schon geleuchtet über den Trümmern so manchen Menschenlebens, und wird einmal hell erstrahlen beim Ausgang des letzten Kampfes, wenn der Sieg unser und unseres Gottes sein wird.

Inzwischen werden die Feinde noch oftmals schnauben und wüten. Sie werden Kirchen zerstören, Stationen niederbrennen, Christen schlachten, auch nach dem Kreuze werden die Flammen züngeln. Sie werden es nicht erreichen, es steht zu hoch! Es steht auf Felsengrund!

Es wurden schon viele „Kreuzzüge" unternommen, bis in die neueste Zeit herein, und zwar sowohl gegen als für das Kreuz. Jene sind ebenso aussichtslos als diese unnötig. Der einzige Kreuzzug von Wert und Bedeutung ist der vom Amthaus des Pilatus nach dem Hügel Golgatha. Und mit dem Siegesruf des sterbenden Heilandes: „Es ist vollbracht!" ist die Frage nach Sieg und Niederlage in dem Kampf zwischen den zwei großen Weltmächten, zwischen Licht und Finsternis, entschieden. Das Kreuz *hat* gesiegt! Es braucht weder einen Angreifer zu fürchten, noch bedarf es eines Verteidigers.

So gereichte mir der Anblick des Kreuzes auf unserem Turm zum mächtigen Trost. Ich wußte, ich diente trotz allem keiner verlorenen Sache.

Aber auch noch nach einer andern Seite hin predigte mir jenes Kreuz. Ehe der Herr sprechen konnte: „Es ist vollbracht", ehe er das Kreuz als Siegespanier aufrichten konnte, mußte er zuerst dieses Kreuz tragen. Und es war ein schweres Kreuz. Sein Kampf in Gethsemane läßt uns nur ahnen, nicht ermessen, was er gelitten. Wie geringfügig war das, was mich in meinem Garten augenblicklich bewegte, gegen jenes mächtige Ringen? Und wenn unser Heiland uns ein so schweres Kreuz vorangetragen hat, sollten wir da nicht willens sein, auch in unserem Teil eine kleine Bürde auf uns zu nehmen? Durfte ich nicht in dem, was mich betroffen, ein Zeichen erblicken, daß „mein Freund, der mich liebet, mein gedenke, und mich aus der argen Welt, die mich hart gefangen hält, durch das Kreuze zu ihm lenke?"

Meine Fragezeichen waren gelöst. Ich wußte nun: „Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein." Und dies in doppeltem Sinn. Er braucht das Kreuz zu seiner Erziehung. Gott legt ihm dasselbe auf,

um ihn zu sich zu ziehen. Der Christ braucht aber auch das Kreuz, um sich am Anblick desselben zu stärken und aufzurichten. Er muß, während er sein Kreuz trägt, zuweilen anhalten und nach dem Kreuz auf Golgatha blicken. Jenes Siegeszeichen wird ihn ermutigen, sein Kreuz weiter zu tragen, bis ans Ziel, bis zum Sieg!

Wenn auch nicht gerade fröhlich, so doch mächtig gestärkt verließ ich die Ruine von Phyang-thong und machte mich auf den Weg nach der Kreisstadt, wo ich übernachten wollte. Es war mir zumute wie einem, der aus der oberen Welt eine unmittelbare Antwort, ein Zeichen bekommen hat.

Zuweilen bekommt der Christ ein solches Zeichen. So auch ich am Tage darauf, an einem Sonntag, aufs neue. Im Nachmittagsgottesdienst sprach der Katechist Tschong-Tschin-yit an der Hand der Geschichte Hiobs auch über das Kreuztragen. Er führte sehr schön aus, daß der Christ ein Kreuz nötig habe, daß aber dieses Kreuz immer seinen Kräften angepaßt sei. Der junge Mann sagte mir damit nichts Neues, aber er sagte mir in meiner jetzigen Lage doch viel. Und in meinem Herzen hörte ich wieder jenes Echo: „Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein!“

Weihnachten zwischen Ruinen.

Man hat schon gesagt, unsere Zeit stehe im Zeichen der Feste. Und es ist wahr. Landauf, landab werden Feste gefeiert. Sie alle zu zählen, wäre ein schweres Stück Arbeit. Unsere Väter waren in dieser Beziehung bescheidener. Ihre Feste standen fast alle im Kalender. Über die dort vorgeschriebene Zahl ging man selten hinaus. Ich möchte nun weder der guten alten Zeit das Wort reden noch unsere Festveranstalter schelten. Tatsache ist, daß sich von Zeit zu Zeit beim Menschen das Bedürfnis nach Feiertagen, nach hohen Zeiten geltend macht. Die Zahl dieser Festtage wird in dem Maße zunehmen, als das Alltagsleben einem Aufschwung von Herz und Gemüt hinderlich ist. —

Da auch bei mir in letzter Zeit jeder neue Tag dasselbe schwermütige Gewölk zeigte, so lechzte meine Seele förmlich nach einem Stück blauen Himmels, nach einem Strahl wärmender Sonne.

Weihnachten stand vor der Tür. Mir graute fast vor diesem Tag.

Wohl kannte ich die alte und immer wieder so neue, beseligende Weihnachtsbotschaft, wohl wußte ich, daß auch mir der Heiland geboren sei. Indes für ein deutsches Gemüt ist noch etwas Weiteres nötig, um frohe Weihnachten zu feiern. Ein deutsches Herz braucht an diesem Tag eine warme Stube, einen leuchtenden Tannenbaum, die fröhlichen Gesichter von Vater und Mutter, die strahlenden Äuglein der Kinder, die Nähe der Gattin, des Gatten, der Geschwister und Freunde. Und, wenn es recht schön und gemütlich sein soll, dann dürfen auch unsere Weihnachtslieder und eine Weihnachtsgabe nicht fehlen. Ohne diese Zugabe zur Engelsbotschaft kann vielleicht ein Spanier oder Russe „fröhliche" Weihnachten feiern, nimmermehr ein Deutscher. Arm und zu bemitleiden ist jeder Deutsche, der diese deutschen Weihnachtsgaben vermissen muß, aber auch der ist zu beklagen, der sie nicht vermißt, auch wenn er sie nicht hat.

Auch ich kam mir diesmal im Blick auf das nahe Weihnachtsfest arm und bedauernswert vor. Meine Station Phyang-thong lag in Trümmern. Ich wohnte in der Kreisstadt in einem dunkeln, kleinen Zimmer, mitten unter Chinesen. Meine Frau weilte krankheitshalber ferne von mir. Und ach, ich hatte es mir so schön ausgemalt, wie wir diesmal in Phyang-thong unter dem brennenden Weihnachtsbaum das erste Weihnachtsfest in unserem jungen Hausstand in Glück und Frieden verbringen wollten. Wie war alles so anders gekommen!

Und meine Christen, wo waren die? Ich hatte seit meiner Rückkehr vor einigen Wochen noch wenig Zeit gefunden, mich nach ihnen umzusehen. Sie waren so lange verwaist gewesen. Wie hatten sie wohl die Prüfung der letzten Monate bestanden? Waren sie treu geblieben? Und dachten sie in diesem Jahr auch an Weihnachten?

Einige Freunde in Ka-yin-tschu hatten mich eingeladen, bei ihnen das Weihnachtsfest zu verbringen. Ich verspürte starke Lust, der freundlichen Einladung Folge zu leisten. Doch war ich innerlich nicht so ganz ruhig dabei. Es kam mir vor, als würde ich mich durch mein Fortgehen meinen Christen gegenüber ins Unrecht setzen. Nach einigem Kampf entschloß ich mich, zu bleiben und mit ihnen Weihnachten zu feiern. Es war für mich ein Opfer, aber es fand seinen Lohn. Gott gab Abraham den Isaak auch wieder zurück, nachdem Abraham willens gewesen war, ihn hinzugeben. Gott will nicht die Opfergabe, sondern das opferfreudige Herz. Als ich

bereit war, um meiner Christen willen auf meine Weihnachtsfreude in Ka-yin-tschu zu verzichten, gab mir Gott diese Freude mit reichen Zinsen wieder zurück.

Ich kam nämlich auf den Gedanken, diesmal das Weihnachtsfest in den Ruinen von Phyang-thong zu feiern und sämtliche Christen der Gemeinden Phyang-thong, Sin-pi, Thai-lyung-then, Saphyang und Hin-nen-Stadt zu dieser Feier einzuladen. Wir wollten dort ein Fest des Wiedersehens und Dankes feiern. Ich teilte meinen Plan den Katechisten mit. Sie waren sofort begeistert dafür. Der Hausvater Tschung von Phyang-thong wurde mit den äußeren Anordnungen zum Fest betraut. Der große, weite Hof der Station sollte von Schutt frei gemacht werden, es sollten dort Bänke aufgeschlagen und eine Kanzel errichtet werden. Ein altes Harmonium stand noch in der Kapelle in Sin-pi. Ich gab Auftrag, dasselbe herzuschaffen. Auch sollte ein Christbaum den Festplatz zieren. Da der Turm der zerstörten Kapelle noch stand, auch die Glocken noch vorhanden waren, so konnten auch diese in den Dienst der Feier gezogen werden.

Für die Redner waren je zehn Minuten Zeit festgesetzt. Um Wiederholungen vorzubeugen, gab ich jedem sein Thema. An den nächsten zwei Sonntagen wurde die Sache in den fünf Gemeinden bekannt gemacht. Meine Leute meinten zwar, es würden sich nicht viele einfinden. Indes, das war nicht sicher. Und dann kam es auch nicht auf die Zahl der Teilnehmer an, sondern auf den Geist, der in der Versammlung herrschte.

Als eine gute Vorbedeutung für das Gelingen unseres Planes sah ich die plötzliche Ankunft von Freund K. an. Er war auf seiner nahen Außenstation Schak-ma gewesen und nun herübergeritten, um mir eine Freude zu machen. Nie werde ich ihm diesen Freundesdienst vergessen. Jetzt war ich doch nicht mehr so allein. Leider konnte ich ihm nur wenig von dem bieten, was sonst zur Behaglichkeit und Bequemlichkeit gehört, entbehrte ich doch selbst des Allernötigsten. Indes, wir lernten uns bescheiden und verlebten trotz unserer kalten, düsteren Behausung herrliche Stunden zusammen.

Am heiligen Abend hatten wir in unserer Kapelle in der Kreisstadt eine schöne Vorfeier. Der Katechist hatte im Verein mit einigen Christen den Raum allerliebst hergerichtet. Auch ein Christbaum prangte im hellsten Lichterglanz als schönes Symbol für das

Licht, das in jener heiligen Nacht der finsteren Menschenwelt aufgegangen. Vor einer dichtgedrängten Zuhörerschaft hielt ich eine kurze Ansprache. Auch viele Heiden hatten sich eingefunden, darunter der Stadthauptmann mit seinem Sohn. Alle waren höchst befriedigt, und in guter Vorbereitung für den morgenden Tag gingen wir auseinander. —

Am Weihnachtsmorgen brachen wir gegen neun Uhr nach Phyang-thong auf. Als wir dort ankamen, sahen wir mit Staunen, mit welchem Geschick Hausvater Tschung die Brandstätte in einen würdigen Festplatz umgewandelt hatte. Gegen dreihundert Bänke, von den heidnischen Nachbarn bereitwilligst zur Verfügung gestellt, luden zum Sitzen ein. An verschiedenen Stellen dampften große Teekessel. Auch für Tabak war gesorgt.

Zuerst waren nur wenig Leute da, denn es war empfindlich kalt an diesem Morgen, und da der Chinese die Kälte fürchtet, so sucht er sich namentlich morgens möglichst lang vor ihr zu schützen. Allmählich jedoch fing der Festplatz an sich zu beleben. Bald reichten auch schon die Bänke nicht mehr aus. Man war genötigt neue herbeizuschaffen. Endlich war alles gedrängt voll, namentlich auf der Frauenseite.

Als ich eben die Feier eröffnen wollte, kam noch ein neuer Festteilnehmer angeritten. Es war der Stadthauptmann, mit zwei Soldaten als Läufern. Nachdem der hohe Herr um seines Ranges willen — was würde Jakobus dazu gesagt haben? — und weil er als Hoklo-Chinese nicht gut Hakka verstand, in möglichster Nähe der Redner untergebracht war, bestieg ich die Kanzel.

Wohl selten habe ich dies so freudigen Herzens getan wie heute. Vor mir saßen im Festtagsschmuck und in Festtagsstimmung wohl achthundert Chinesen, Frauen und Männer, die stattlichste Versammlung, die ich je in China gesehen. Und zwar waren es nicht bloß Zuschauer, wie etwa bei anderen Anlässen, sondern wirkliche Zuhörer. Auch hatte sie nicht das sonst übliche Festessen angelockt, denn heute, das wußten sie, wurde nach dieser Seite hin nichts geboten. Es schien auch wirklich niemand das Bedürfnis nach einem solchen zu verspüren, vielmehr erfüllte eine bei den Chinesen sonst ungewohnte Begeisterung die Anwesenden. Aller Augen leuchteten und tiefste Stille herrschte. Welche Ermunterung für einen Prediger!

Nach dem Kanzelgruß ließ ich das Lied singen: „Herz und Herz vereint zusammen.“ Es folgte das Gebet. In meiner kurzen Ansprache sagte ich es offen, daß ich halb im Sinne gehabt habe, über Weihnachten nach Ka-yin-tschu zu gehen, daß mich aber doch schließlich die Liebe zu ihnen zurückgehalten habe. Es habe mich auch herzlich verlangt, nach so langer Trennung und nach so vielen Trübsalen ihr Angesicht wieder zu sehen. Daß ich sie alle gesund und wohl wieder um mich sehe, und daß sie sich so zahlreich eingefunden haben, erfülle mein Herz mit tiefstem Dank und innigster Freude. Meine Zuhörer mögen es mir abgefühlt haben, wie sehr mir das Gesagte aus dem Herzen kam, denn es ging eine freudige Bewegung durch ihre Reihen. „Ja,“ fuhr ich fort, „unsere Feinde mögen unsere Häuser zerstören, unsere Kirchen verbrennen, — unsere Liebe, unseren Glauben, unseren Heiland können sie uns nicht rauben! Das zeigt mir aufs neue diese große Versammlung. Wir wollen darum den Mut nicht verlieren, auch angesichts dieser Ruinen nicht, sondern uns nur um so enger aneinander und nur desto fester an Gott anschließen.“

Nun sprach Hausvater Tschung über die Weihnachtsgeschichte.

Auf ihn folgte Katechist Tschhin von Sa-phyang. Er wies darauf hin, daß uns nicht nur das Weihnachtsfest hier zusammengeführt habe, sondern noch ein anderer Grund. Und indem er auf die Trümmer um uns her zeigte, sagte er, daß wir uns im Blick auf die Ereignisse der letzten Zeit wohl billig fragen müßten, warum Gott solches zugelassen habe. Jeder einzelne solle sich vor Gott prüfen und demütigen und um Vergebung bitten.

Der Katechist Tshi von Sin-pi griff das auf und fügte hinzu, daß, wenn wir Gott bitten wollen, daß er uns vergebe, es dann auch unsere Pflicht sei, denen zu vergeben, die uns beleidigt und verfolgt haben. Auch von ihnen gelte: „Sie wissen nicht, was sie tun.“

Katechist Tschong-Ngi-yin von Phyang-thong ermahnte zur Dankbarkeit gegen Gott. Im achten Monat, zur Zeit der Rebellion, hätte niemand gedacht, daß wir noch ein so schönes Weihnachtsfest würden zusammen feiern können, alle so vollzählig und bei bestem Wohlsein. Keiner von den Unseren habe das Leben verloren, während unsere Feinde zu Hunderten schmachvoll umgekommen seien.

Nun kam der Katechist Tschong-Tschin-yit von Hin-nen-Stadt.

Er ließ das Lied singen: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Dann knüpfte er an seinen Vorredner an und sagte: „Wie Gott diesmal mit uns gewesen ist, so wird er auch in Zukunft unser Schirm und unser Hort sein. Zwar, ob er diese Station später wieder verbrennen läßt, ob eure Häuser, eure Habe, ja schließlich euer Leben noch einmal in die Hände unserer Feinde fallen werden, das weiß ich nicht, das steht bei Gott. Sollte er es zulassen, dann wisset, daß all das, weil sichtbar, deshalb auch vergänglich ist. Bleiben wird zuletzt einmal nur das Unsichtbare. Darum sichert euch beizeiten das Heimatrecht in der oberen, unsichtbaren Welt, dann kann euch in dieser sichtbaren nichts von Belang genommen werden."

Jetzt folgte Katechist Tsen von Thai-lyung-then. Auf Grund der Worte: „Wer Ohren hat zu hören, der höre," ermahnte er die Zuhörer, das heute Gehörte nun auch zu bewahren und es hineinzutragen in ihr Haus und ihren Beruf.

Den Schluß machte Freund K.: „Da ihr heute so viel gehört habt, wird es euch nicht leicht werden, der Mahnung des Katechisten Tsen Folge zu leisten. Ich will euch daher einen Rat geben: behaltet den Hauptinhalt des Gehörten, und der ist „Jesus". Er ist Kern und Stern aller evangelischen Predigt. Ohne Jesus kämen keine Missionare zu euch, ohne Jesus würde es keine Kapellen, keine Gemeinden geben, ohne Jesus wäre kein Weihnachtsfest, ohne Jesus kein Heil. Darum, wenn ihr nach Hause kommt und man euch fragt, was ihr heute in Phyang-thong gehört habt, dann antwortet: Wir haben von Jesus gehört."

Die ganze Feier dauerte etwa zwei Stunden. Die Ansprachen der Gehilfen waren kurz und gut, ich hatte meine Freude daran. Auch der vierstimmige Gesang, den sie abwechselnd mit dem Gemeindegesang ertönen ließen, war schön und erhebend. —

So war unsere Weihnachtsfeier in den Ruinen der Station Phyang-thong auf das schönste gelungen. Für mich war es die erhebendste, die ich je mitgemacht hatte. Neuer Mut, neue Hoffnung, neuer Glaube und neue Begeisterung für meinen herrlichen Beruf kehrten in meine Brust ein. Und als ich abends mit dem Stadthauptmann nach der Kreishauptstadt zurückritt, stand bei mir die Überzeugung fest: Im Kreise Hin-nen ist das Reich Gottes gegründet. Was auch immer die Zukunft bringen mag, der Grundstock, der hier als Gemeinde Jesu vorhanden ist, wird bleiben!

Für meine Katechisten freute ich mich ganz besonders über den heutigen Tag. Was hatten diese, zum Teil noch blutjungen Leute, in den letzten Jahren alles durchzumachen gehabt! Katechist Tshi ist jetzt drei Jahre im Amt und schon dreimal mußte er fliehen. Das eine Mal rettete er nichts als das nackte Leben. Dasselbe gilt vom Gehilfen Tschin in Sa-phyang. Nur durch ein Wunder entging er im letzten Jahre dem Tod. Er verbarg sich in einer Ackerfurche. Dreimal schritten die Rebellen über ihn weg, traten sogar auf seinen Rock, sahen ihn aber in der Dunkelheit nicht. Sein alter Vater dagegen wurde gepackt und fortgeschleppt, ja er bekam sogar einige Speerstiche, einen in das Gesicht. Auch die anderen Gehilfen mußten schon mehrmals fliehen und einige von ihnen haben in diesem Jahr alles verloren. Und neben all der Furcht, Aufregung und Angst hatten sie auch noch reichlich die Schmach Christi zu tragen. Die Missionare waren fort, so putzte jedermann an ihnen die Schuhe ab. Kein Wunder, wenn in letzter Zeit viel Zweifel, Furcht und Kleinmütigkeit bei ihnen mit unterlief. Am heutigen Tag entdeckte ich mit Freuden, daß ihr Mut sich wieder gehoben hatte und neue Berufsfreudigkeit über sie gekommen war.

Auch den vor Freude strahlenden Gesichtern der Christen fühlte man es ab, welch neubelebende Kraft von dem heutigen Tage ausgegangen war. Schon lange waren sie nicht mehr so zahlreich versammelt gewesen. Man merkte, wie sie sich selbst verwunderten, daß ihrer noch so viele waren. Aus ihrer gegenseitigen Begrüßung konnte man oft die stumme Frage heraushören: Was, du gehörst auch noch zu uns? Ja, mir selbst kam diese Frage, als ich von der Kanzel aus die Menge überblickte. Ich fand, daß von denen, die nach dem letzten Zensus als Christen zählten, nur sehr wenige fehlten. Aber auch sonst tauchte manches bekannte Gesicht auf, sei es das eines Taufbewerbers oder eines ausgeschlossenen Christen.

Und bei all diesen Leuten herrschte nur eine Stimmung vor, die der Freude und des Dankes. Nein, ihre Sache war noch lange nicht verloren. Sie hatten jetzt ihren Missionar wieder, ihre Prediger waren wieder da, und die Zahl ihrer Glaubensgenossen, die Zahl derer, die auch „mit Jesus von Nazareth waren", war weit größer als sie gedacht hatten. —

Von dem nahen Hügel aus schauten uns viele Heiden zu. Es war heute Markttag in Thai-lyung-then, und so kamen zahlreiche

Marktbesucher vorüber. Ich hörte nachher, daß sie verwundert zusammen gesagt haben: Ka, fung-kau-nyin tu han hap-sim, „die Christen, das muß man ihnen lassen, halten zusammen". Ein schönes Zeugnis. Möchten sie bald noch weiter gehen und mit jenen alten Heiden sagen können: „Seht, wie sie einander so lieb haben." Nun, der heutige Tag hatte meine Christen diesem herrlichen Endziel menschlicher Gemeinschaft jedenfalls um einen guten Schritt näher gebracht.

Eine denkwürdige Schuleröffnung.

Am 27. Februar 1903 wurde in der Präfekturstadt Ka-yin-tschu die erste sogenannte westliche Schule eröffnet. In aller Frühe schon brachte man vier Tragstühle auf unsere Station, in denen wir uns gegen zehn Uhr nach der neuen Schule begaben. Die Behörden hatten uns außerdem auch noch sechs Soldaten als Eskorte entgegengeschickt, und weitere zehn Bewaffnete erwarteten uns vor der zu einer wirklich schönen Schule umgestalteten Ahnenhalle des Stammes Ng.

Unter den üblichen Ehrensalven schritten wir durch die zahlreich herzugeströmte Menge die Steintreppe empor nach dem stattlichen Bau. Hier harrten auf uns die Vertreter der Regierung, zahlreiche Bücherleser, die Väter und Angehörigen unserer Schüler und diese selbst. Während wir in einem Nebenraum eine Tasse Tee zu uns nahmen, stellten sich die Schüler in der großen Halle zur Begrüßung auf. In zwei Gruppen schritten sie dann auf uns zu und machten eine dreimalige tiefe Verbeugung. Sie erkannten uns durch diese Zeremonie als ihre Lehrer an und gelobten zugleich Gehorsam.

Jetzt betrat ich den Katheder, um die Eröffnungsrede zu halten. Ich schloß an ein Wort des Konfuzius an. Dieser sagte einmal: „Jeder Mensch kann mir als Lehrer dienen. Das Gute, das ich bei ihm sehe, eigne ich mir an, das Böse, das ich an ihm wahrnehme, suche ich bei mir auszuscheiden." „Es ist uns bei unserem Unterricht," fing ich an, „keineswegs darum zu tun mai-fuk nyin sim, ‚das Herz unserer Schüler zu kaufen', sondern diese mögen ganz nach dem Ausspruch des Konfuzius gehen. Finden sie an uns und unserer Lehre etwas Gutes, dann ist es ihre Pflicht, dieses anzunehmen.

Glauben sie dagegen, das eine oder andere, das wir vortragen oder tun, sei nicht gut, dann können sie das ruhig beiseite stellen. Es wird uns nicht einfallen, ihnen unsere Art und unsere Ansichten aufzudrängen."

Des weiteren zeigte ich in kurzen Worten, was unter westländischem Wissen zu verstehen sei, dann wies ich auf den Nutzen solcher Bildung hin, ermahnte die Schüler zu Fleiß und Ausdauer und gab auch meiner Freude darüber Ausdruck, daß in Ka-yin-tschu Chinesen und Europäer sich verbunden haben zu einer gemeinsamen, hochwichtigen Arbeit.

Voll Spannung und voll Interesse lauschten die jungen Leute und die dicht gedrängt herumstehenden Zuschauer den Worten des Fremden. Einer der anwesenden Bücherleser schrieb sogar die Rede nach, und einige Tage später war sie in der chinesischen Zeitung in Swatow Wort für Wort abgedruckt und von einer überaus günstigen Rezension begleitet.

Obwohl nun der Missionar in China reichlich Gelegenheit hat, die Wechselfälle des Lebens und die Unbeständigkeit in der Stimmung des Volkes kennen zu lernen, so daß er sich mit der Zeit angewöhnt, seinen Gefühlen Zurückhaltung aufzuerlegen, konnten wir uns doch heute einer freudigen, fast begeisterten Stimmung nicht erwehren. Der heutige Tag bedeutete einen Markstein in der Geschichte der Basler Mission in China. Noch nie seit ihrem Bestehen war diese in so enge Fühlung mit dem gebildeten Teil der Bevölkerung gekommen. Der Anblick der jungen Leute mit den aufgeweckten, fragenden Gesichtern machte unsere Herzen höher schlagen und führte unsere Gedanken in eine hoffnungsreiche, schöne Zukunft. —

Am andern Tag begannen die Lektionen, und damit für Lehrer und Schüler viel Arbeit, mehr als beide Teile geahnt hatten. Was die letzteren anbelangt, so konnten wir ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie, mit nur wenigen Ausnahmen, mit großem Eifer und zäher Ausdauer den neuen Aufgaben oblagen. Das Englische stand ihnen natürlich obenan, weil sie dieses bald nutzbar verwenden zu können glaubten. Im Turnen zeigten sie eine wahre Begeisterung, aber auch für die andern Fächer, Religion, Weltgeschichte, Geographie, Rechnen und Physik, legten sie großes Interesse an den Tag.

Uns selbst hat die Schule neben der vermehrten Arbeit viel Freude gebracht. Die gebildeten Kreise unserer Stadt hatten offen-

bar keine rechte Vorstellung von dem Wirken, Können und Wissen eines Europäers. Staunten manche schon darüber, daß wir überhaupt chinesisch reden konnten, so waren sie geradezu frappiert, als sie merkten, daß wir auch „Ansichten" hatten und vernünftig und recht redeten. Laut wurde überall unser Lob gesungen, und fast hätten wir stolz werden können. —

Die Schule, der wir den Namen „Wu pun hok-thong" gaben, d. i. „Schule, in der man den Wissenschaften auf den Grund geht", wurde später Regierungs-Gymnasium. Wir blieben jedoch nach wie vor mit Lehrern und Schülern in gutem Einvernehmen. Bei meinem letzten Besuch in Ka-yin-tschu bat mich der Direktor sogar um mein Bild, das in der Aula aufgehängt werden sollte. Ich konnte diesem Verlangen nicht entsprechen, nichtsdestoweniger erblickte ich darin eine Anerkennung missionarischer Tätigkeit, und das freute mich nicht wenig.

Was mir das Geld erzählte.

Ich habe heute nachmittag Geld gezählt, eine seltene Beschäftigung für einen Missionar. 483 Dollar und 95 Cents waren es zusammen. Und das alles von den Chinesen eingenommen an einem Tag!

Das Herz lachte mir vor Freude, als ich den Geldhaufen vor mir sah. Lauter Silber, kein einziges Kupferstück. Ich verriegelte die Tür und machte mich ans Zählen. Wer mich durchs Fenster hätte beobachten können, hätte gewiß bedenklich den Kopf geschüttelt. Jedenfalls hätte er kaum einen Missionar in mir vermutet, sondern eher einen Wucherer, der seinen Gewinn einstreicht. So ganz war ich bei der Arbeit, und mit solch stillem Vergnügen glitt das Geld durch meine Finger. Häufchen türmte sich auf Häufchen, und Zahl reihte sich an Zahl. Und als das letzte Dollarstück zu seinen Brüdern gelegt und unter die lange Zahlenreihe der Strich gemacht und unter diesen Strich die Zahl 483.95 gesetzt war, da kannte meine Freude keine Grenzen. Liebevoll blickten meine Augen bald auf die Dollar-, bald auf die Centstücke. Und unter den letzteren waren es besonders die Fünfcentstücke, diese ganz kleinen, denen heute meine Liebe gehörte. Sie redeten am deutlichsten zu mir, so rüh-

rend, so bewegt. Denn das Geld vor mir war nicht toter Mammon, sondern das lebte. Das waren alles kleine Männlein mit klugen, lebhaften Augen. Und wie geschwätzig sie waren! Jeder erzählte mir etwas, irgend ein Stück aus seinem Leben. Und die meisten hatten ein bewegtes Leben hinter sich.

Dort, jener nächste Dollar war offenbar schon bei Jahren. Er war vor Alter schwarz geworden. Seine Heimat ist Mexiko, und sein letzter Besitzer war der dicke Katasterbeamte des hiesigen Amthauses. Dieser Herr brachte heute seine drei Buben zur Schule — wir hatten nämlich Schulanfang — und übergab mir dafür fünfundzwanzig Dollar, darunter den Mexikaner. Dieser hat auf seiner weiten Reise vom Lande der Azteken nach dem Reiche der Mitte gar manches erlebt. Er ist durch viele Hände gewandert und hat vieles gesehen. Auch manchen Puff und Stoß scheint er abgekriegt zu haben, und an seinem Rande haben offenbar kleine Indianerjungen oder Chinesenbuben ihre neuen Messerchen probiert, denn da reiht sich Narbe an Narbe.

Sein Nachbar ist jünger. Er behauptet, aus Japan zu stammen und den russisch-japanischen Krieg mitgemacht zu haben. Ob letztere Angabe auf Wahrheit beruht, ist nicht zu ermitteln, dagegen beweist der Sonnenorden auf seiner Brust, daß er tatsächlich in dem kleinen Inselreich in unserem Ostmeer das Licht der Welt erblickt hat. Er ist etwas schmächtiger als der alte Mexikaner, tritt aber nichtsdestoweniger sehr selbstbewußt auf und beansprucht durchaus Gleichstellung mit seinen runden Genossen. Wie der kleine Japaner nach China gekommen ist, läßt sich, wie gesagt, nicht feststellen. Einige Spuren weisen nach Swatow und Formosa. Von dort her dringen neben allen möglichen japanischen Waren auch japanische Dollar in unser großes Land, und man sagt, daß die Japaner an diesem Silberhandel schon ein gutes Stück Geld verdient haben.

Dies hat offenbar die Hongkonger Regierung nicht schlafen lassen, denn seit einigen Jahren befaßt auch sie sich mit dem Prägen von Dollarstücken. Und gar vornehm und stolz nehmen sich die Dollar des meerbeherrschenden Albion aus. Sie heben sich von ihrer Umgebung ab wie neue Ziegel von einem alten Dach. Auch auf meinem Tisch hat sich heute eine stattliche Anzahl dieser schönen, blanken Hongkonger eingefunden. Und, merkwürdig, sie strebten beim Zählen immer nach oben, diese Engländer. Die alten Mexi-

kaner, und ebenso die Japaner, mußten sich wohl oder übel unterordnen. Jedes Geldhäufchen bekam ganz von selbst eine englische Mütze.

Auch die französischen Dollarstücke, die sich als Vertreter von Indo-China eingestellt hatten, mußten vor den Engländern zurücktreten. Die stolze Republik muß auch in diesem Teil der Erde dem englischen Nachbar und Freund den Vorrang lassen. Nur vereinzelt kursieren ihre Münzen im Reiche der Mitte.

Das letztere gilt auch vom chinesischen Dollar. Er genießt trotz des neuerwachten Patriotismus geringes Ansehen in seinem Vaterland, und jeder begegnet ihm mit Mißtrauen und Zweifel. Der Chinese ist eben zu sehr gewöhnt, von seinen Volksgenossen betrogen zu werden, als daß er ihnen zutraute, daß sie gutes Geld machen. Und in der Tat, diese chinesischen Dollar sehen wenig vertrauenerweckend aus. Sie sind zwar auch rund und so groß und schwer wie die andern, aber sie sind meist stark zerschunden und oft so verbogen, daß sie schon mehr kleinen Schüsselchen gleichen. Wenn nämlich der Chinese einen solchen Dollar in die Hand bekommt, dann wird er zuerst gründlich untersucht. Er holt die Wage, er bohrt ihn an, er schürft da und schürft dort. Hat es mit Metall und Gewicht seine Richtigkeit, dann meißelt er sein Zeichen hinein. Wird ihm dann später ein falsches Stück vorgewiesen, als angeblich von ihm eingenommen, dann sucht er sofort nach seinem Stempel. Findet sich dieser nicht, dann stammt das Geld nicht von ihm, und er nimmt es nicht mehr zurück. Auf diese Weise sucht sich in China jeder vor Betrug zu schützen, und so wird dann so ein Geldstück zuletzt derart verunstaltet, daß von der ursprünglichen Form und Prägung nicht mehr viel zu erkennen ist. Der Dollar ist zu einem Schüsselchen geworden, dessen Innenseite über und über mit chinesischen Hieroglyphen bedeckt ist.

Auch die Dollarstücke anderer Staaten haben unter diesen Manipulationen zu leiden. Auch sie bekommen zuweilen die verunstaltende Erkennungsmarke. Am meisten gilt dies vom mexikanischen Adler. Doch auch die japanische Sonne ist oft fast durchschlagen von dem scharfen, spitzen Stempel. Ja selbst die stolze Britannia muß sich je und dann einen solchen Orden gefallen lassen. Doch sucht sich Hongkong zu schützen, indem es die gestempelten Dollar auf seinem Gebiet für nicht mehr kursfähig erklärt.

Indes nicht nur die großen Silberstücke, sondern auch kleinere Münzen, wie 20-, 10- und 5-Centstücke, werden nicht selten mit einem Erkennungszeichen versehen. Sie werden zwar nicht gestempelt, sondern meist nur gefärbt, die einen rot, die andern grün, wieder andere blau oder schwarz. Manche sind auch mit einem Zettelchen beklebt, auf das der letzte Besitzer seinen Namen geschrieben hat. So ergibt sich dann beim Zählen ein gar buntes Bild. Es schillert da in allen Farben, wie in der Zeit des Osterhasen.

Doch, trotz aller Vorsicht und Schlauheit kursiert eine Menge falschen Geldes in China. Und wie sollte das auch anders sein in einem Land, in dem der Falschmünzerberuf noch unter die anständigeren Berufsarten gerechnet wird, und so ein „Falschmünzermeister" es sogar wagen kann, durch die Zeitung einen Lehrling zu suchen!

Auch auf meinem Tisch wurden heute einige falsche Stücke untergebracht. Ich betrachtete mir zwar die einzelnen auch ganz genau, ließ sie mehrmals aufklingen, bohrte auch — nach dem Beispiel der Chinesen — die Verdächtigen an, trotzdem entdeckte mein chinesischer Gehilfe beim Nachprüfen einen falschen Hongkonger, zwei falsche 20-Centstücke und ein falsches Fünferlein! Der Hongkonger erschien mir deswegen unverdächtig, weil er noch so neu war, er trug die Jahreszahl 1909, und weil er ein Engländer war. Dieses große Handelsvolk bediente sich doch keiner falschen Dollar! Ich hatte vergessen, daß man auch in China englisches Geld prägen kann. Und tatsächlich stammte der besagte Hongkonger Dollar aus der berühmten Falschmünzerwerkstätte eines gewissen Tshya in Yong-then, nur wenige Stunden von Phyang-thong entfernt.

So war ich also hereingefallen! Und unter den Vätern und Müttern, die mir heute früh ihre Kinder zur Erziehung übergeben hatten, lachten jetzt einige über den dummen Fremden, der sich hatte anschmieren lassen. Soll ich mir dadurch meine Freude verderben lassen? Nie und nimmer! Ich werde versuchen, die Söhne dieser Betrüger Ehrlichkeit zu lehren. Und dann verbleiben mir ja immer noch Dollar 482.70 gutes Geld. Und die Freude über dieses Geld überwiegt weit den Verdruß, den mir etwa der falsche Hongkonger und seine falschen Brüderchen bereiten könnten.

Aber, ist es denn erlaubt, daß ein Christ, zumal ein Missionar, sich so sehr über das Geld freut? Wer so fragen könnte, würde da-

mit nur verraten, daß er noch nie unter Chinesen gelebt hat und daß ihm auch noch nie die Versorgung von dreihundert Menschen übertragen war. Eine solche Menschenschar will nämlich essen, und zwar viel essen. Und das Essen ist mit Geldausgeben verbunden, auch in China. Und daß die Eltern meiner Schüler zu diesen Ausgaben einen so hohen Beitrag gegeben haben, das ist's, worüber ich mich freue. Denn diese Eltern sind Chinesen! Und die Chinesen sind das habgierigste Volk der Erde! Und sie scheinen es geradezu als ihre Aufgabe anzusehen, andere, und besonders die nichtchinesische Welt, um ihr Geld zu betrügen. Es hat daher auch einmal einer den Ausspruch getan, „es sei wichtiger und verdienstvoller, einem Chinesen zehn Cents abzunehmen, als einen Chinesen zu taufen." Letzteres erschien ihm leichter als ersteres, und die Herausgabe eines 10-Centstückes von seiten eines Chinesen bedeutete nach seiner Auffassung eine Tat von so hohem sittlichem Wert, daß sie selbst den Übertritt zum Christentum aufwog. Ein solcher Satz klingt zwar etwas paradox und wenig christlich, und wir werden ihn nicht unterschreiben, verstehen dagegen können wir ihn, sofern wir es schon mit Chinesen zu tun gehabt haben.

Also diese Chinesen, diese Juden Ostasiens, diese Habgierigsten unter den Habgierigen, haben mir heute beinahe fünfhundert Dollar übergeben! Und das ist erst das Angeld; wenn sie erst alles gebracht haben, werden es zweitausend Dollar sein.

Indes auch noch von einem andern Gesichtspunkt aus betrachtet, bekommt die Einnahme einer solchen Summe eine höhere Bedeutung. Der Chinese ist nämlich nicht nur habgierig, sondern er ist auch arm, sehr arm. Und arm ist er, weil er habgierig ist, und habgierig ist er, weil er arm ist. Beides läßt sich sagen. Von seiner Armut erzählten mir heute besonders die kleinen Münzen, zumal die winzigen Fünferlein. Unter diesen gibt es viele Witwenscherflein. Denn während die Dollarstücke meist von den Beamten und Kaufleuten unserer Kreisstadt stammen, hängt an den Centstücken der Schweiß harter Arbeit. Es gibt zwar viele Chinesen, die es sich nicht sauer werden lassen, indes von diesen kleinen Münzen, die mir heute gebracht wurden, sind die meisten unter sengendem Sonnenbrand der Erde abgerungen, oder von schwer beladen dahinkeuchenden Männern und Frauen verdient, oft auch zu später Nachtstunde beim matten Schein des Öllämpchens am Webstuhl erworben.

Andere Stücke können direkt von Not erzählen. Sie stammen aus dem Pfandhaus. Eine Frau zum Beispiel, die einen Opiumraucher zum Mann hat, hat gestern ihre Wolldecke verpfändet. Ihr Knabe sollte einmal nicht in die Fußstapfen des Vaters treten. Wenn nur er gut aufgehoben war, wollte sie gerne frieren! So waren zum Teil die unentbehrlichsten Sachen ins Leihhaus gewandert, und der karge Erlös lag nun auf meinem Tisch. Viele jener Fünferlein und Zehncentstücke kamen aus jenen gewaltigen Bauten mit den stolzen Türmen, die unseren heimischen Kirchen so ähnlich sehen, hierzulande aber Pfandhäuser genannt werden. Die Not der Armen hat diese Paläste erbaut.

Wieder andere Stücke meiner heutigen Einnahmen sind erborgtes Geld. Der Schulanfang war für viele etwas zu früh gekommen. Noch war das Schwein nicht groß genug, um ohne Verlust verkauft zu werden, auch sonst war manche Rechnung fehlgeschlagen. So mußte man eben borgen. Der Nachbar war zwar ein harter Mann, der nur gegen schwere Zinsen, dreißig vom Hundert, sein Geld auslieh. Indes was wollte man machen? Ohne Geld war nun einmal in der Schule kein Platz zu bekommen. So unterschrieb man eben. Das Äckerlein diente als Pfand.

Solcher Art war das Geld, das sich heute bei mir eingefunden hatte: großes und kleines, gutes und schlechtes, einheimisches und fremdes, eigenes und erborgtes. Aus Amtsstuben und Kaufmannsgeschäften, Pfandhäusern und Bauerngehöften, Werkstätten und Witwenstübchen — von überall her war es hier zusammengeströmt.

Und war das jetzt ein Begrüßen und Erzählen, ein Fragen und ein Umherrennen. Und allen schien es wohl hier zu sein. Denn hier waren sie in ein Haus gekommen, wie die meisten noch keines gesehen hatten. Welche Ordnung, welche Sauberkeit. Blank der Boden, weiß die Wände, auch Licht und Luft. Und dann der freundliche neue Besitzer. Die Hongkonger und Mexikaner sahen sich bedeutungsvoll an. Sie erinnerten sich dunkel, einmal in ähnlichen Verhältnissen gelebt zu haben. Es war in ihrer Jugend gewesen, die Zeiten lagen weit zurück. Und ach, was hatten sie seither alles erlebt. Um so dankbarer waren sie jetzt, daß das Schicksal sie zu einem Europäer geführt hatte. Dieser war allerdings Protestant und ein Deutscher. Den katholischen Mexikanern wollte ersteres, den Engländern letzteres nicht so recht gefallen. Indes die Freude

überwog dann doch bald, und sie hatten jetzt nur noch den einen Wunsch, recht lange hier bleiben zu dürfen.

Leider werde ich ihnen schon in den nächsten Tagen eine herbe Enttäuschung bereiten müssen. Denn bereits habe ich mit meinem chinesischen Gehilfen folgende Einkäufe besprochen:

Reis	Dollar	250.—
Holz	„	75.—
Kohlen	„	80.—
Öl	„	20.—
Sonstige Ausgaben .	„	30.—
	Dollar	455.—

Nach diesen Anschaffungen verbleiben mir von den 483.95 Dollar nicht mehr viel. Meine kleinen, neuen Freunde werden also bald wieder in alle Winde zerstreut sein. Kann ihnen nicht helfen. Das Geld ist rund, es muß rollen, laufen.

Aber, und nun kommt die Frage, die ich schon wiederholt zurückgedrängt habe: Wenn die Chinesen doch einerseits so arm, anderseits so habgierig sind, warum bringen sie dann einen solchen Haufen Geld zum Missionar? Was ist es, das dieses Wunder zustande gebracht hat, daß diese sonst so geldgierigen, berechnenden Kaufleute, diese stolzen Beamten, diese geizigen Bauern, diese armen Handwerker und Witwen, mir, dem Fremden, so viel Geld auf den Tisch legen? Es ist das Vertrauen, daß ihre Kinder bei uns gut untergebracht seien, daß sie etwas Tüchtiges lernen und zu braven Menschen erzogen werden!

Es hat mich heute morgen ganz niedergedrückt, wenn ich sah, wie fremde Männer, Heiden, aus einer ganz abgelegenen Gegend unseres Kreises, oder jüngere Frauen, die sich sonst scheu an uns vorbeizudrücken pflegen, oder alte Großmütterchen, die im Heidentum grau geworden sind, mir ihre Söhne und Enkel, ihre Lieblinge, zur Erziehung übergaben, mit einem Vertrauen und einer Zuversicht, als ob wir nicht auch schwache, fehlbare Menschen wären. So haben einer Frau, deren Mann total verkommen ist, die heidnischen Dorfältesten geraten, sie solle ihren Sohn doch zu uns bringen, nur so sei sie sicher, daß er später nicht, wie sein Vater, auf die Bahn des Verbrechens gerate. Die Mutter ist nun der felsenfesten Überzeugung, daß ihr einziges Kind bei uns jeglicher Ver-

suchung und Gefahr entnommen sei. Ein Kaufmann in der Stadt, der einen Schuhladen besitzt, berief sich auf den Sohn einer entfernten Verwandten, der auch hier in der Schule sei und durch seine Kenntnisse und sein Betragen allgemeine Bewunderung errege. Er brachte mir zwei Söhne und zwei Neffen, damit auch sie bei uns profitieren möchten. Ein junger Mann, der aus Hinterindien heimgekehrt war, weil er gehört hatte, daß sein Vater gestorben sei, übergab mir seine beiden Brüder. Er müsse wieder fort, und Vater und Mutter seien tot, so wisse er keinen Platz, wo sie besser aufgehoben wären als bei mir. Ein Kreisbeamter brachte mir zuerst seine drei Brüder und dann noch zwei Neffen. Er habe an den Söhnen seiner Kollegen gesehen, wie tüchtig bei uns gearbeitet werde und welch gesunde Grundsätze wir vertreten.

Eltern von alten Schülern, die schon mehrere Jahre bei uns sind, heben immer wieder unsere Liebe hervor, wie wir in Krankheitstagen ihre Kinder gepflegt hätten, und wie wir auch sonst so viel Mühe und Sorgfalt auf sie verwendeten. Eine alte Großmutter rechnete es mir besonders hoch an, daß ich einmal ihren Enkel, ein zartes Bürschchen, nicht bestraft habe, obwohl er die Schule versäumt habe. Er habe daheim erzählt, alle andern Schüler hätten eine Strafe bekommen, zu ihm aber habe der Missionar gesagt, weil er noch so klein sei, geschehe ihm nichts. Das alte Heidenweib fand diese „zarte Rücksicht" besonders rührend. Tränen glänzten in ihren Augen. Wir hatten ihr ganzes Herz gewonnen.

Dieses Vertrauen ist es, was mir das heute eingenommene Geld vor allem lieb macht. Fast dreihundert Kinder wurden mir übergeben, von Heiden, von Götzenanbetern. Das ist etwas Großes, etwas ungemein Großes! Denn Vertrauen, völliges Vertrauen, ist ein Geschenk. Dies Geschenk gewinnt an Wert, wenn es uns im fremden Lande dargebracht wird, zumal in einem Lande wie China. Und wenn Mißtrauen dem Vertrauen hat weichen müssen, so bedeutet das einen Sieg. Siegesstimmung ist es auch, was heute abend mein Herz erfüllt.

Doch auch noch nach einer andern Seite hin redet das Geld auf meinem Tisch von einem Sieg. Es ist der Sieg über die Habsucht. Denn bis die 483.95 Dollar sich von den Händen und Herzen dieser Chinesen gelöst hatten, gab es manchen harten Kampf. Und daß es zum Siege führte, ist um so höher einzuschätzen, als das Geld einem

schönen, idealen Zweck geopfert wurde: der Erziehung und dem Wohle der Jugend!

Natürlich spielen bei meiner Freude auch materielle Gesichtspunkte herein. Ich habe dreihundert hungrige Mägen zu versorgen. Das Komitee in Basel aber gibt mir eine Unterstützung nur für etwas über hundert Schüler, die übrigen sind also ganz „meine" Kinder. Da schleicht dann manchmal die Sorge heran wie eine Schlange, und eine heisere, hohle Stimme fragt: was werden wir essen, was werden wir trinken? Einige Freunde in der Heimat, denen ich einmal etwas von dem Unbehagen andeutete, das diese Stimme mir verursache, antworteten kurz und bündig: du mußt eben nicht mehr aufnehmen, als dir von Basel verwilligt sind. Ist bald gesagt, ihr guten Freunde, ist in Europa leichter gesagt als hier in Phyang-thong. Was will man machen? Da kommt eine Frau, ein Büblein an der Hand. Ein intelligentes Bürschchen, das Zöpflein schön geflochten, sauber das Röcklein, und Äuglein dunkel wie Kohlen. Und diese Äuglein blicken mich so vertrauensvoll an, und ich lese ganz deutlich darin: Der Missionar, der ist ein guter Mann, der nimmt mich gewiß auf, und dann will ich aber fleißig lernen und ein tüchtiger Mann werden. Und die Mutter unterstützt diese Augensprache, indem sie erzählt, wie der Kleine ihr Tag und Nacht keine Ruhe lasse, und wie es schon Tränen abgesetzt habe und sogar Schläge, aber er lasse nicht nach, er möchte eben gar zu gern zum Missionar in die Schule. Und nun werden die Äuglein noch dunkler, und sie werden ganz Frage: Was wird der Fremde sagen, darf ich bleiben? Da sage „nein" wer kann.

Ich kann es nicht. Denn ich war auch einmal ein kleines Büblein, und noch deutlich erinnere ich mich einer Stunde, da ich mit einer mächtigen Schiefertafel und einem nagelneuen ABC-Buch in gehobener, erwartungsvoller Stimmung an der Hand meines nun längst heimgegangenen Mütterchens nach unserer Dorfschule schritt. Ich war damals fünf Jahre alt, also noch nicht schulpflichtig. Indes mein Wissensdurst wollte sich nicht mehr zurückdämmen lassen. Ich konnte ja schon Gedrucktes lesen, meinen Namen schreiben und auf hundert zählen. Somit konnte es mit meiner Aufnahme nicht fehlen. So dachte mein kleines Köpfchen. Der alte Lehrer aber, der dachte anders. Er maß mich mit einem strengen Blick, dann sagte er kalt und kurz: „Das Büblein ist zu klein, er soll näch-

stes Jahr wieder kommen." Wie geknickt ging ich mit meiner Mutter nach unserem Hause zurück. Und weder die Versicherung, daß so ein „Jährlein" bald vorüber sei, noch der mir für den Mittag in Aussicht gestellte Zwiebelkuchen wollten verfangen. Tagelang schmeckte mir kein Essen mehr und mein Mütterlein hatte seine Mühe und Not, meine Seele wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Der Lehrer aber hatte es bei mir für immer verdorben.

So nehme ich eben die kleinen Chineslein auf, wenn wieder eines gebracht wird. Ich stelle ihm dann auch sein Reisschüsselchen hin, und sehe seinem guten Appetit mit einigem Bangen, aber auch wieder mit herzlicher Freude zu. Und dann führe ich das Büblein in die Schule hinüber, an sein Plätzchen, ganz zu unterst. Und dann kommt andern Tags zu diesem letzten noch ein letztes, und dann noch eines. Und so immer mehr, bis schließlich die dreihundert voll sind.

Als ich in Phyang-thong aufzog, im Jahr 1906, waren es etwa vierzig Schüler. Im darauffolgenden Jahr stieg die Zahl auf neunzig, im nächsten auf hundertundfünfzig, und so immer mehr. Und dies, obwohl ich das Schul- bzw. Kostgeld um über die Hälfte erhöht habe. Mehr läßt sich, was den Beitrag von seiten der Eltern anbelangt, nicht erreichen. Ja, ich habe mir manchmal schon fast ein Gewissen daraus gemacht, wenn ich so ganz armen Leuten ihr Geld abnehmen mußte. Und doch, „der Not gehorchend", bleibt mir kaum etwas anderes übrig. Wenn ich anfangen wollte, das Schulgeld zu erlassen oder zu reduzieren, würde der Zudrang noch größer werden, und dann wäre auch plötzlich jeder arm, denn ach, die Chinesen, die sind schlau! Und woher sollte ich dann das Geld nehmen, um die vielen zu versorgen? Ich muß also aus pädagogischen Gründen und um der finanziellen Not willen manchmal hart sein, wo mein Herz mir Mitleid predigt.

So habe ich mir eine große Last aufgeladen, indem ich diese vielen Schüler aufnahm. Diese Last wird mir schwer und leicht zugleich. Mache ich einen Gang nach der Küche und der Vorratskammer, nach dem Holzhaus und dem Kohlenlager, dann wird die Last schwer. Denn dann rechne ich, dann werde ich zum Zahlenmenschen, und dann bricht mir etwa auch einmal der Schweiß aus. Und dann gehe ich auch noch nach hinten, zum Schweinestall, und sehe nach, ob die Schweine noch nicht fett sind. Ich verstehe zwar von

dem Ding nicht viel, aber doch rechne ich so beiläufig aus, wieviel mir die Borstentiere wohl einbringen werden. Und dann bete ich um Segen und Gedeihen auch für diese Bewohner unserer Station.

Dann aber gehe ich hinüber nach den Anstaltsräumen. Ich komme da zuerst zu den Mädchen. „Wir wünschen dir Frieden, Missionar," ertönt es bei meinem Eintritt. Weg ist der Sorgengeist! Diese frischen, sauberen Chinesenmädchen, mit ihren glattgescheitelten, rabenschwarzen Haaren und den blitzenden Augen, bannen die trüben Gedanken. Diese Mädchen sind Christenkinder. Viele von ihnen sind von mir getauft worden. Ich kenne ihre Eltern und Großeltern. Wie freue ich mich über ihre äußere und innere Entwicklung. Wie gut hat diese sich gemacht, und was ist aus jener ein prächtiges Mädchen geworden. Ja, diese Mädchenschar ist von großer Bedeutung für die Zukunft unseres Hin-nen-Volkes: christliche Frauen, christliche Mütter, christliche Erzieherinnen werden aus ihr hervorgehen!

Von den Mädchen komme ich in den nächsten Saal. Hier sind die Kleinsten untergebracht, lauter Knaben, etwa fünfzig an der Zahl. Es sind zum Teil noch recht kleine Tröpfchen, aber ich habe sie besonders lieb, und sie scheinen das zu wissen. Sie stürzen herbei, umringen mich und reden lebhaft auf mich ein. Auch allerhand Wünsche haben sie, diese Kleinen: der eine möchte eine leere Milchbüchse, um seine Seidenraupe darin aufzubewahren; der andere wünscht ein Schächtelchen, ein dritter möchte eine Schnur, ein vierter einen Zeitungsbogen. Wieder einem andern soll ich einen Vogel zeichnen. Ein ganz kleiner will Maulbeeren pflücken, die er in unserem Garten entdeckt hat. So geht es bunt durcheinander. Wenn irgend möglich, willfahre ich den kleinen Bürschchen, eingedenk dessen, daß auch ich einmal klein war und ähnliche Wünsche hatte.

Bei den größeren Knaben geht es schon etwas ernster her. Sie malen an ihren chinesischen Zeichen, sagen im Chor ihre Sprüche auf, oder sie sitzen über einer Rechenaufgabe.

Jetzt, wenn ich so von Schulraum zu Schulraum schreite, wird die Last leicht. Dreihundert Kinder lernen hier! Und sie lernen viel. Sie lernen unsere Sprüche und Lieder, sie hören von Abraham und Jakob, Mose und David, von Gott und von Jesus, vom Gericht und von Gnade, vom Himmel und von der Hölle. Ja, es wird viel Gutes in ihr Herz gesät. Und wenn ich dann zurückkehre in unsere

Wohnung, muß ich oft denken, was für ein Segen können unsere dreihundert Kinder werden für unsern Hin-nen-Kreis mit seinen achthunderttausend Seelen! Und dann blicke ich nach oben und sage: „Herr, gib du Segen und Gedeihen, laß du die Saat aufgehen und Früchte bringen." —

Und wenn ich jetzt zur Ruhe gehe und vor dem Schlafengehen nochmals meine Geldhäufchen überblicke, dann höre ich sie zu mir sagen, die Mexikaner und die Chinesen, die Japaner und die Hongkonger, die kleinen und die großen: „Daß du so viele Schüler hast aufnehmen können, daran haben auch wir unsern Anteil." Ja gewiß, den habt ihr, und deshalb habe ich euch auch so gerne. Doch jetzt habt ihr genug erzählt, nun marsch zu Bett, dort in der Kassette könnt ihr ausschlafen. Ich aber will noch geschwind einiges von eurem Geplauder zu Papier bringen, damit auch die Freunde in der Heimat erfahren, was in China die Dollar- und Centstücke dem Missionar zu erzählen wissen. Vielleicht interessiert sich der eine oder andere dafür, und vielleicht läßt er sich von euch auch etwas erzählen!

Also gute Nacht, ihr kleinen Männlein. Ihr habt heute einen langen Weg zurückgelegt, und bald wird die Reise wieder weitergehen. Darum, ruht euch gut aus!

Fromm Gesinde.

Ihr Name war Phan-sau, d. h. sie gehörte dem Stamm Phan an und wurde nach chinesischer Sitte von jedermann Schwägerin Phan genannt. Mit acht Jahren war sie an einen Mann vom Stamm Tschhin verheiratet worden. Dieser starb im besten Mannesalter und ließ die Frau als blutjunge Witwe mit zwei Kindern zurück. Das jüngere der beiden, ein Mädchen, verkaufte sie als Schwiegertochter, während sie ihren Jungen unter viel Entbehrung und harter Arbeit großzog.

Sie war schon in reiferen Jahren, als sie getauft wurde. Durch eine nette Christenfamilie, die mit ihr im gleichen Hause wohnte, war sie mit dem Christentum bekannt geworden.

Als ich nach China kam, traf ich Phan-sau in Stellung bei der Familie Z. in Phyang-thong. Frau Z. war voll Lobes über die

vortreffliche Frau, und auch die Kinder hingen ihr mit unbeschreiblicher Liebe an. Sie konnten weder in den Schlaf kommen, noch schmeckte ihnen das Essen, noch wollten sie sich waschen lassen, wenn nicht die gute Alte um sie war. Und es war rührend zu sehen, mit welcher Geduld, Freundlichkeit und zärtlichen Hingabe die treue Frau unter dem kleinen Volk waltete.

Als die Familie Z. nach Europa reiste, trat Phan-sau mit ihrem Sohn in die Dienste von Herrn R. Sie diente diesem mit derselben Treue wie der früheren Herrschaft, und als ihr neuer Herr später in Swatow einem tückischen Leiden erlag, stand sie als einzige Chinesin schüchtern und traurig auf dem kleinen Friedhof, und große Tränen rollten ihr über die Wangen.

Nach meiner Verheiratung stellte ich die Phan-sau an, und jetzt erst lernte ich die gute Seele in ihrem ganzen Wert kennen und schätzen. Nie werde ich vergessen, was mir diese einfache Chinesin in den schweren Tagen der Krankheit meiner Frau gewesen ist! Wenn ich am Bett der Kranken stand und um ihr Leben bangte, und in meiner Unerfahrenheit nicht wußte, wo aus noch ein, da war es immer wieder die tapfere Alte, die mich aufrichtete und mir mit Rat und Tat zur Seite stand. Geräuschlos, ruhig und mild waltete sie um die Kranke, so daß diese ihre Anwesenheit geradezu wohltuend empfand. Mit einem Wort: Phan-sau war für uns während dieser Zeit eine Diakonissin in des Wortes bester Bedeutung, voll selbstloser, liebevoller Hingabe und Aufopferung!

Auch in den Tagen der Flucht stand sie uns treu zur Seite. Bereitwillig verließ sie mit uns ihr Heim und ihre Habe. Und als wir unterwegs glaubten, wir müßten das Boot verlassen und unsere Reise zu Fuß fortsetzen, hatte sie von sich aus eine Last mit dem Allernötigsten gepackt, die sie uns nachtragen wollte, damit wir nicht von allem entblößt seien. Nur wer selbst schon einmal in einem fremden Lande gehetzt und gejagt worden ist, versteht, wie solche Treue dem Herzen wohltut!

Doch am schönsten offenbarte sich unserer Phan-sau goldtreues Herz bei der Geburt und in den ersten Lebenstagen unseres Kindes. Wie eine besorgte Mutter ging sie meiner Frau bei den Vorbereitungen zur Hand, und als dann die Kleine da war, nahm sie diese mit der stillen, innigen Freude einer Großmutter in ihre Pflege. Und da meine Frau sehr angegriffen und schwach war, war die

Kleine nicht nur am Tage, sondern auch meist des Nachts in der Obhut ihrer treuen Pflegerin. Diese schlief am Boden neben dem Bettchen, horchte auf jeden Atemzug des Kindes, besorgte es, wenn es erwachte, sang es wieder in den Schlaf, und es war köstlich mit anzuhören, wie lieb sie sich mit dem Kinde unterhielt. Und als ob die Kleine es verstanden hätte, jauchzte und strampelte sie vor Freude und Lust und fühlte sich überaus wohl und mollig in der Pflege der guten, lieben Alten. Und auch wir fühlten uns wohl und schätzten uns glücklich, eine solche treue Wärterin zu haben, der wir unsern Liebling so ruhig und ohne Sorgen überlassen konnten. Meine Frau zwar wollte es oft hart ankommen, die Nacht über das Kind wegzugeben, indes Phan-sau stellte ihr immer wieder vor, wie sehr sie der Ruhe bedürfe und sich schonen müsse, und wie auch der Missionar so viel Arbeit habe und bei Nacht nicht gestört werden sollte.

Ihr selbst schien das viele Aufstehen nichts auszumachen. Sie war immer gleich früh zur Hand und tat ihre Tagesarbeit frisch und vergnügt. Und welche Sorgfalt, Reinlichkeit und musterhafte Ordnung offenbarte sich in all ihrem Tun. Ja, sie war ein ebenso tüchtiges „Stubenmädchen", als sie eine treue Kindsmagd und hingebende Krankenwärterin war.

Auch auf Gebiete, die eigentlich nicht in ihren Bereich gehörten, erstreckte sich die Fürsorge dieser treuen Seele. Sie sah in der Küche nach dem Rechten, arbeitete im Garten, kannte im Hühnerhof jeden einzelnen Bewohner, war die Freundin von Nero, dem Haushund, besorgte unser Kätzchen, gab dem Kanarienvögelchen sein Futter, nahm sich der Blumen an und griff überall zu, wo etwas zu ordnen und zu besorgen war. Und das alles tat sie still und ungeheißen und Behagen verbreitend.

Auch des Sonntags, wenn all die Chinesenfrauen kamen, war Phan-sau meiner Frau eine tüchtige Hilfe. Wenn nämlich so fünfzig Chinesenweiber durcheinander schreien, ist es einer Anfängerin in der Sprache manchmal gar nicht leicht, der Geister Herr zu werden. Da war nun Phan-sau ganz die rechte Person, die Situation zu beherrschen und meiner Frau an die Hand zu gehen. Sie hatte zwar keine Schule besucht, zeigte jedoch ein ziemliches Verständnis für die christlichen Heilswahrheiten. So konnte sie zum Beispiel die Bedeutung des Abendmahls und der Taufe den Frauen ganz nett

erklären. Die letztere demonstrierte sie einmal an der Hand eines Bildes, das den verlorenen Sohn darstellt. Dieser kniet vor seinem Vater, der die Hand auf sein Haupt legt. Die gute Phan-sau, der — wie den meisten Chinesenfrauen — der Sinn für bildliche Darstellungen abging, hielt den alten Vater in seinem langen Gewand für einen Missionar und den vor ihm Knienden für einen Täufling.

So war unsere Phan-sau nach jeder Hinsicht brauchbar. Sie war so gar keine Chinesin. Wir hatten sie daher ungemein gern und hielten sie wie ein Familienglied. Sie war uns unentbehrlich.

Und doch haben wir sie nicht mehr! Vor einigen Wochen, als gerade unsere Kleine geimpft worden war und die Pflege ihrer Wärterin besonders nötig hatte, wurde diese plötzlich zu ihrem kranken Sohn nach Hin-nen, ihrer Heimat, gerufen. Wie gewöhnlich hatte sie noch die Nacht bei Klärchen zugebracht. Morgens um drei Uhr stand sie auf, und nachdem sie uns noch versichert hatte, daß sie bald wieder zurückkommen werde, da die Kleine ihr ans Herz gewachsen sei und auch die Trennung von uns ihr schwer werde, warf sie noch einen zärtlichen Blick auf das schlafende Kind, dann ging sie fort.

Sie hat ihr Versprechen nicht gehalten, die gute Alte, sie ist nicht mehr zu uns zurückgekehrt!

Als sie daheim ankam, traf sie ihren Sohn im Sterben. Andern Tags war er eine Leiche. Und acht Tage später betteten sie auch unsere gute, treue, unvergeßliche Phan-sau in die Erde! Ihre Tochter, ihr Schwiegersohn, ein Enkelkind und eine Tante folgten ihr. Die ganze Familie wurde innerhalb zweier Wochen dahingerafft. Sie alle waren der Pest zum Opfer gefallen. —

Mein Kind schaut mich traurig an, es ist, als ob es ihm bewußt wäre, daß seine treue Wärterin für immer von ihm gegangen ist. Auch meine Frau sehe ich betrübt. Sie hat viel verloren, nicht nur eine ausgezeichnete Dienerin, sondern fast eine mütterliche Freundin. Ja, auch ich kann nicht ohne Trauer der treuen Seele gedenken, die in Zukunft meinem Hause fehlen wird.

Phan-sau schuldete uns noch eine kleine Summe. Ich hatte ihr dieselbe geliehen, damit sie ihrem Sohn eine Frau kaufen konnte. Nun ließ sie uns vom Sterbebett aus noch grüßen und sagen, daß sie leider in dieser Welt ihre Schuld nicht mehr abtragen könne, daß sie aber hoffe, in der Ewigkeit sich uns noch dankbar erzeigen zu

können. Die gute Seele — als ob sie durch ihre Treue und selbstlose Hingabe nicht schon zehnfach abverdient hätte, was wir ihr dargereicht!

Wenn der Herr einmal die Treue belohnt, wie er verheißen hat, dann wird, so hoffen wir, auch unsere Phan-sau reichlichen Lohn empfangen. In unseren Herzen aber wird diese einfache Chinesenfrau dauernd einen Platz behalten.

Li-A-schak.

Es war im Sommer des Jahres 1906. Ich fuhr mit meiner Frau von der südchinesischen Hafenstadt Swatow aus nach unserer Station im Innern. Nur langsam bewegte sich das kleine Fahrzeug flußaufwärts. Die sengende Julihitze, der seichte Wasserstand und die völlige Windstille waren nicht gerade gute Bundesgenossen für die fünf schmächtigen Chinesen, die als Matrosen auf unserem Boot hantierten. Da die einförmige Landschaft am ersten und zweiten Tag des Interessanten nur wenig bot, blieb uns viel Zeit zum Denken. Und wir hatten viel zu denken. Dort, hinter jenen fernen, blauen Bergen, viele, viele Meilen weit im Westen, lag die Heimat. Dort weilten die Eltern, die Geschwister, die Freunde. Dort weilte auch unser Liebling, unser einziges Kind! Wie eine Ewigkeit kam es uns vor, und doch wieder schien es uns, als sei es erst gestern gewesen, daß wir uns von Klein-Klärchen losgerissen hatten. Es war heute der siebenundachtzigste Tag.

Jetzt waren wir wieder in China. Daran erinnerten uns die bezopften Bootsleute, die sonnverbrannten Jungen, die dort drüben badeten, der lange Zug von Lastträgern, der dort um die Ecke bog; weiter die Bambusgruppen zu beiden Seiten unseres Flusses, die grünen, wallenden Reisfelder, jene langgestreckten Dörfer und Weiler — alles, alles sagte uns, daß wir uns in einem fremden Lande befanden, daß wir wieder in China waren.

Wenn wir den hohen, breiten Gebirgszug, durch den sich der Fluß in unzähligen Krümmungen mühsam hindurchwand, hinter uns hatten, erreichten wir die große Ebene, in der unsere Station lag. Vor fünf Jahren hatten wir diese auf der Flucht vor den Rebellen verlassen. Wir hatten damals unser Leben in Sicherheit

gebracht, dagegen war die Station geplündert und eingeäschert worden. Wie werden wir es diesmal treffen? Wie steht es um unsere Christen? Was wird die Zukunft uns und ihnen bringen? Welche Folgen wird die moderne Bewegung in China für dieses Land selbst und dann für die ganze Welt haben? Was hat unser erhöhter Herr mit diesem Reiche vor? Diese und ähnliche Fragen beschäftigten lebhaft unsere Gedanken.

Wir waren in ernster Stimmung und nicht ohne Sorgen. Denn daß ein neuer Geist in China eingezogen war, hatten wir schon an der Küste gemerkt. Das große, weite Land war durch die Ereignisse der letzten Jahre gründlich aus seiner Erstarrung aufgerüttelt worden. Und es hatte sich diesmal nicht wieder auf die andere Seite gelegt, um weiter zu schlafen, wie früher, sondern China war wirklich erwacht! Mit einem Schlag sollte jetzt mit dem Alten aufgeräumt und alles nach modernen Vorbildern umgestaltet werden. Moderne Schulen sollten errichtet und das Heer neu organisiert werden. Man wollte Eisenbahnen bauen, die Post einführen, Telegraphen- und Telephonlinien anlegen. Es sollten Bergwerke geöffnet, die Landwirtschaft gehoben werden. Die Zeitungen verlangten ein Parlament, und manche forderten sogar gebieterisch die Republik! Über vierhundert Millionen Menschen waren hier im Osten in Bewegung. Wild und wirr klangen die Stimmen durcheinander, und eine unheildrohende, finstere Entschlossenheit sprach aus den dunklen Augen. Es war wie vor dem Gewitter: die Wolken flogen, die Donner rollten, Blitze zuckten durch die Luft, und den Menschen beschlich ein ernstbanges Gefühl.

Und in diese Gewitterschwüle fuhren wir jetzt hinein. Zwei einsame, fremde Menschen auf kleinem, schwankendem Boot. Und immer höher, immer steiler und drohender türmten sich auch die kahlen, grauen Gebirgsmassen vor uns auf. Wie Beklemmung legte es sich auf unser Gemüt. Wir atmeten erst wieder auf, als wir am fünften Tag die erste größere Lichtung erreichten und ein freundliches Dorf am Ufer sichtbar wurde.

Da es bald Mittagszeit war, schickten wir unsern chinesischen Begleiter aus, einiges Gemüse zu kaufen. Es dauerte nicht lange, da kam dieser zurück. Er mußte durch das Wasser waten, um zu uns zu gelangen. Ihm auf dem Fuße folgte ein Mann, der mich zu kennen schien, denn er grüßte schon von weitem. Ich musterte den

Ankömmling, konnte mich jedoch nicht entsinnen, ihn je gesehen zu haben. Jetzt kletterten die beiden aufs Boot, und nun kam der Unbekannte strahlenden Auges auf mich zu und grüßte abermals. Auch vor meiner Frau, die er unter dem Schutzdach entdeckt hatte, machte er tiefe Bücklinge. Wir kamen fast etwas in Verlegenheit. Dieser Mann tat wie ein alter Bekannter, und doch wußten wir beide nicht, wer er war. Er schien dies zu merken, denn plötzlich sagte er ganz erstaunt und fast etwas beleidigt: „Was, ihr kennt mich nicht mehr? Ich bin doch der Li-A-schak!"

Li-A-schak? — diesen Namen hatte ich schon gehört. Doch wo nur? Ich besann mich und besah mir den Mann, aber keine Erinnerung wollte sich einstellen. Da half mir dieser selbst darauf. „Ich habe dich doch einmal auf meinem Schiff gefahren, weißt du's denn nicht mehr? Damals, vor fünf Jahren, als du mit der Frau Missionar von Swatow nach Ka-yin-tschu gereist bist!" Ganz richtig — jetzt dämmerte es mir auf. Aber war das wirklich der alte, verkommene Opiumraucher, mit dem wir damals gereist waren? Das konnte doch unmöglich sein! Denn der da vor uns stand, war ja noch ein junger Mann, mit energischen Gesichtszügen, sauber und gut gekleidet. Er erinnerte auch in gar nichts an einen Schiffer, sondern machte eher den Eindruck eines gutsituierten Kaufmanns. Und dieser Mann sollte jener Li-A-schak sein? Nie und nimmer.

Und doch war er es. Und als ich jetzt weiter mit ihm sprach, erkannte ich ihn an der Stimme auch ganz deutlich wieder. Aber wie hatte der Mann sich verändert! —

Als ich damals in Swatow sein Schiff betrat, war ich nicht wenig erschrocken, als ich ihn sah. Ich hatte schon viele Opiumraucher getroffen, auch solche schlimmster Sorte. Aber so verkommen und vertiert wie dieser Schiffer war mir noch keiner begegnet. Das mußte eine schöne Fahrt werden! Ich hatte das Boot nicht selber gemietet, sondern durch einen Chinesen besorgen lassen. Hätte ich den Mann und seine Spießgesellen vorher zu Gesicht bekommen, ich hätte mich nie ihrer Führung anvertraut. Doch jetzt waren wir einmal da, also in Gottes Namen vorwärts. Und so fuhren wir ab.

Aber wo blieb der Besitzer des Bootes? Dort im Hintergrund hörte man gurgelnde, schnarchende Töne, auch kam von dort her ein durchdringender, verdächtiger Geruch. War er wohl dort? Ja, dort lag er, lang ausgestreckt am Boden: der Mund weit offen, die

tiefliegenden Augen stier und verglast, der Oberkörper bloß — ein lebendes Skelett.

Erst am andern Morgen erwachte der Mann aus diesem Zustand. Ich setzte mich zu ihm und sprach mit ihm. Ich sagte ihm, daß es nicht nur ein Unrecht sei, diesem Laster zu frönen, sondern es sei auch dumm. „Denn sieh," fuhr ich fort, „du meinst, das Opium gebe dir Kraft, während es dir doch die Kraft nimmt! Durch das kleine Löchlein deiner Pfeife wandern deine Muskeln, deine Lebenskraft, auch dein Geld, ferner dein Haus, deine Felder, dein Weib, deine Kinder und zuletzt deine Seele!" Durch die Glasaugen des Opiumrauchers blickte etwas wie Verständnis und Zustimmung, wenigstens schien es mir so. Dann aber brummte er, mehr für sich hin als zu mir: „Die Fremden sind doch merkwürdige Menschen! Der eine sagt, man soll rauchen, der andere, man soll nicht rauchen!" Als ich verwundert fragte: „Welcher Fremde hat dir gesagt, du solleſt rauchen?" sagte er: „Nun, dein Freund, der katholische Priester. Als ich diesen kürzlich nach Swatow hinunterfuhr, kam er einmal über das andere und forderte mich auf, ich solle doch rauchen, damit ich besser arbeiten könne. Und jetzt kommst du und sagst mir das Gegenteil. Wem soll ich nun folgen?" Ich erwiderte ihm: „Erstens ist der Priester nicht mein Freund, denn er verkündigt eine andere Lehre als ich; und zweitens hat er dir einen schlechten Rat gegeben, wenn er dich zum Opiumrauchen angehalten hat. Im übrigen kann dir dein Gewissen sagen, welcher von uns beiden es besser mit dir meint!" So weit hörte mir der Mann zu, dann lief er plötzlich davon. Und bald sah ich ihn wieder am Boden liegen und kräftige Rauchwolken durch Mund und Nase blasen. Und dann duselte er ein — ein nervenangreifender, widerlicher Anblick.

Als er am dritten Tag wieder so dalag, holte ich schnell ein Blatt Papier und einen Bleistift und versuchte es, die Jammergestalt in einer Zeichnung festzuhalten. Die Skizze gelang. Ohne ein Wort zu sagen, heftete ich den Bogen an einen Pfosten und ging weg. Es dauerte nicht lange, da stand auch schon die ganze Schiffsbesatzung vor dem Bild. Als sie den Helden erkannten, brachen die Leute in schallendes Gelächter aus. „Gut getroffen, gut getroffen!" hieß es lustig durcheinander. Und schon stieß auch einer den Schläfer unsanft mit dem Fuß an, indem er ihm zurief: „Wach auf, alter Onkel, und besieh dir hier einmal dein schönes Gesicht!" Nur mit Mühe

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
Montenegro	Schweiz	Italien	Spanien	Österreich	Deutschland	Japan	Bulgarien	Verein. Staaten	Frankreich	England	Rußland	Türkei	Holland	Portugal	Belgien	Dänemark	China

Die gelbe Gefahr.

(Aus einer chinesischen Zeitung.)

arbeitete sich der Opiumraucher in die Höhe. Die unangenehme Störung und das Gelächter seiner Leute hatten ihn in wütende Erregung gebracht. Jetzt stierte er das Bild an. „Wer ist das?" brachte er mühsam heraus. „Das bist du!" sagte ich ihm ruhig, und die Umstehenden bestätigten es mit allerhand stichelnden Bemerkungen. Denn es war kein holdseliges Gesicht, was da von dem Balken herab den alten Sünder anblickte. Ich hatte mit Absicht den Mund etwas breiter und auch die Ohren und die Nase etwas länger gemacht, als sie beim Original waren. Auch die Augen waren etwas groß und „fürchterlich" ausgefallen. Doch erkannte man den Mann noch gut. Diesem schien der Schreck in alle Glieder gefahren zu sein. Daß er ein solches Ungeheuer sei, hatte er nicht gedacht. Plötzlich fing er an zu lachen, als ob sein Konterfei ihn belustige. Auch die andern lachten. Dann verkroch er sich in eine Art Kabine im untern Schiffsraum, von wo er mehrere Tage nicht mehr zum Vorschein kam. Ich sah aber durch die Ritzen hindurch das bekannte Lämpchen schimmern, hörte, wie er rauchte, hörte ihn auch schrecklich stöhnen.

Als wir in Ka-yin-tschu angelangt waren, zeigte sich der Mann wieder. Er sah noch elender und abgespannter aus als vorher, schon mehr wie ein Leichnam. Mit tiefem Bedauern dachte ich bei mir: „Bei diesem Patron ist auch alles vergebens! Weder meine ernste Ermahnung, noch jenes mehr spaßige Zerrbild haben Eindruck auf ihn gemacht!" Indes, ich hatte mich getäuscht. Denn als ich eben das Schiff verlassen wollte, trat der Mann auf mich zu und sagte: „Missionar, du hast ganz recht! Ja, ich weiß, das Opium ist mein Ruin, aber ich werde dir folgen und mich von diesem Gift lossagen." Als ich ihn erstaunt und zweifelnd ansah, fuhr er fort: „Ganz gewiß! Und sieh, ich habe auch schon einen Anfang gemacht, um volle sieben Dollar habe ich auf dieser Reise weniger geraucht als sonst!" Meine Verwunderung wuchs. Ich hatte geglaubt, der Mann habe sich dort unten versteckt, um desto ungestörter rauchen zu können, und sein Stöhnen hatte ich auf Rechnung zunehmender Leidenschaft und Schwäche gesetzt. Nun hatte er im Gegenteil in seinem Versteck die furchtbarsten Kämpfe mit seinem Gegner ausgefochten. Täglich hatte er sich an dem Quantum Opium, das er bisher geraucht, etwas abgebrochen und dadurch seine Nerven und den ganzen Organismus zu wahnsinniger Auflehnung und Ver-

zweiflung gebracht. Furchtbar mußten die Qualen gewesen sein, die der Ärmste ausgestanden hatte, und sein zerrütteter Körper schien fast zu elend für weiteren Widerstand. Würde der Mann den Kampf zu Ende führen? Seine Augen zeigten mutige Entschlossenheit.

Und was hatte ihm zu diesem festen Entschluß verholfen? Mehr noch als meine Worte war es jene Zeichnung gewesen. Als er sein Bild gesehen habe, sei er „bis zum Tode erschreckt" worden, gestand er. —

Und dieser Mann hieß Li-A-schak. Jetzt, nach fünf Jahren, stand er wieder vor mir. Noch hieß er Li-A-schak. Aber welche Veränderung war mit ihm vorgegangen! Er war um Jahrzehnte jünger geworden! Sein Gesicht war voll und von gesunder, frischer Farbe. Die Augen blickten freundlich, aber fest, wie überhaupt die ganze Haltung des Mannes Kraft und Energie ausdrückte. Anstatt der Lumpen bedeckte ein sauberer, kleidsamer Anzug den kräftigen Körper. Ich hatte meine helle Freude an dem Mann.

Aber auch er freute sich, das las ich in seinen Augen und hörte es auch aus seinem Munde. Denn nachdem wir uns gegenseitig von unserem Erstaunen etwas erholt hatten, fing Li-A-schak an, mir in beredten und bewegten Worten seinen Dank auszudrücken dafür, daß ich die Ursache seiner Umkehr gewesen sei. Er sei das Grauen nicht mehr los geworden, das ihn beim Anblick jenes Bildes ergriffen habe. Auch meine Worte habe er nicht vergessen können. Und so habe er nach und nach das Opium abgelegt. Es habe schwere Kämpfe gekostet, aber er habe gesiegt. Viel und oft habe er an mich gedacht und sehr gewünscht, mich wieder einmal zu sehen, um mir zu danken für das, was ich an ihm getan habe. Als er dann heute meinen Diener ganz urplötzlich getroffen und von ihm gehört habe, daß wir hier auf dem Boot seien, da habe er sich über die Maßen gefreut. Er habe mir nun hier auch etwas mitgebracht, ich solle es als Zeichen seiner Dankbarkeit annehmen. Es waren acht Pfund Schweinefleisch und eine große Menge chinesischen Feuerwerks, das ich selber mir zu Ehren abbrennen sollte!

Ich war hoch erfreut über diese Begegnung, und dankte dem Herrn, daß er mir beim Wiedereintritt in die Arbeit gleichsam diesen Mann zur Begrüßung entgegengeschickt hatte. Ich durfte ihn ansehen als einen Beweis dafür, daß unsere Arbeit, wenn sie manchmal auch

schwer und aufreibend ist, doch „nicht vergeblich“ ist. Wie war der Mann so rührend dankbar. Dankbarkeit aber ist eine seltene Pflanze in China. Mit den besten Wünschen verabschiedeten wir uns von unserem Freund. Er ging wieder an seine Hantierung, und wir zogen frohgemut flußaufwärts, dem Ort unserer Bestimmung zu.

Unsere Bootsleute waren nicht wenig erstaunt, als sie sahen, daß so freundschaftliche Beziehungen zwischen einem der Ihrigen und mir, dem Fremden, bestanden. Sie wurden merklich freundlicher, und jetzt erfuhr ich auch, daß Li-A-schak zwei neue, große Schiffe sein eigen nenne, und daß er unter dem Schiffervolk des Honflusses großes Ansehen genieße. Auch sei man allgemein erstaunt über die große Wandlung, die mit ihm vorgegangen sei.

Gratulation zur Geburt eines Sohnes.

Vor einigen Tagen erhielt ich zur Geburt unseres Söhnchens folgendes Glückwunschschreiben:

Missionar Maier, großer Herr, Hochwohlgeboren!

In tiefer Ehrfurcht beginne ich mein Schreiben. Je länger ich von Dir getrennt lebe, um so tiefer wird meine Liebe zu Dir. Zumal jetzt, im Herbst, dachte ich besonders viel an Dich. Da, gestern — welche Überraschung! Dein Brief mit der Nachricht von der Geburt Deines verehrten Sohnes erschien mir wie eine Wolke von wundervoller Farbe. Wie freue ich mich, daß der Lotos eine so schöne, wohlriechende Knospe getrieben hat, daß an Deiner Hand ein so kostbarer Edelstein gewachsen ist. Das geht auf Deinen „kleinen Mandarin“, der Dein Haus zu großer Blüte bringen wird. Ja, es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß er in späteren Tagen selbst einen Bismarck und Gladstone in den Schatten stellen, und sogar die „acht Drachen“ des alten Sun und die „drei Phönixe“ des berühmten Set noch übertreffen wird.

Leider liegen zwischen mir im Norden und Dir im Süden Berge und Wasser. Und obwohl mich nach Dir verlangt, wie die Natur nach der Sonne, so verhindert doch die große Entfernung ein Zusammenkommen. Dadurch ist mir zu meinem großen Bedauern die Gelegenheit genommen, deine weisen Lehren zu

hören und auf die ersten Tönchen Deines werten Söhnleins zu lauschen. Wie soll ich vor Dir bestehen!

Mir und meiner Familie geht es, Gott sei Dank, gut. Du brauchst unsertwegen keine Sorge zu haben.

Ich habe dies eigenhändig geschrieben und gratuliere Dir nochmals. Lebe wohl! Du hast in neuester Zeit großes Glück. Wir alle sind über Deine „Zehntausend Glücksgüter" unendlich erfreut.

Gesenkten Hauptes grüßt Dich

Dein kleiner dummer Bruder
Ho-Schu-tet.

Fo-phin, 18. Tag, 8. Monat, 34. Regierungsjahr des Kaisers Kuang-hsü (13. Sept. 1908).

In meinem Antwortschreiben gab ich dem Gedanken Ausdruck, daß ich so hochfliegende Wünsche für meinen Sohn nicht hege, daß ich mich aber freuen würde, wenn er dereinst als tüchtiger Mann zu Nutz und Frommen der Menschheit und zur Ehre Gottes etwas beitrüge.

Der beste Freund ist in dem Himmel.

Unsere Missionsstation Phyang-thong liegt in der großen, weiten Ebene des Kreises Hin-nen, im Nordosten der Provinz Kanton. Wie ein mittelalterliches Kloster liegt sie da: Kirche und Schule, Wohnhaus und Garten. Das Ganze von einer Mauer umfriedigt und überragt vom Turm der Kapelle. Eine Pflanzstätte christlichen Geistes und christlichen Lebens.

Vom Garten der Station aus erblickt man über grüne Reisfelder und ausgedehnte Pflaumengärten hinweg den sogenannten „Geisterberg". Kühn und steil erhebt sich dieser aus der Ebene. Und, wie schon der Name ahnen läßt, spielt der Berg im Volksglauben und bei der Ausübung heidnischer Bräuche eine große Rolle. Zu Tausenden strömt das Volk aus Stadt und Land das Jahr hindurch nach dem Geisterberg, um auf dessen Höhen in frommer Andacht seinen religiösen Bedürfnissen zu genügen.

Auch der andere Berg im Osten, der „Friedensberg", der gleich

dem Geisterberg als Vorposten in das Flachland vorgeschoben ist, bildet eine Stätte religiöser Anbetung. In ein kleines Felsental eingebaut, liegt in halber Höhe ein buddhistisches Kloster. Eine Quelle rinnt dort aus dem zerklüfteten Gestein, und hohe Schattenbäume breiten sich schirmend über die fromme Niederlassung. Wohlgenährt und zufriedenen Gesichtes walten die Jünger Buddhas hier ihres Amtes. Sie haben ihre täglichen Verrichtungen im Tempel, oben auf der Spitze des Berges. Daneben steigen sie auch zu Tal, um da und dort eine Totenmesse zu lesen. Dann werden sie auch viel von den Landleuten angegangen. Ein Bäuerlein sucht ihre Mithilfe bei seinem Gebet um Regen; ein Trupp älterer Frauen beichtet den Wunsch nach einem Enkel. Andere kommen in Krankheitsnöten. Mit wechselndem Glück werden die frommen Väter den Bittstellern gerecht.

Trotzig, wie persönliche Gegner, schauen die beiden Berge, der Geisterberg und der Friedensberg, zur Missionsstation herüber: „Wir sind hier heimatberechtigt, du bist der Eindringling! Doch, wie unsere Höhen die Ebene beherrschen, so wird auch der Geist, der seit der Väter Zeiten hier oben gepflegt wurde, bis in die fernste Zukunft unter dem Volke von Hin-nen weiterleben. Darum laßt sie nur erklingen, die Glocken eures Türmchens, unsere Gongs sollen sie übertönen!“

So und ähnlich hat es schon oft von den beiden Bergen zu mir herübergeklungen. Nicht immer hatte ich eine ebenso trutzige und glaubensstarke Antwort zur Hand. Wohnen wir doch hier noch inmitten dunkelsten Heidentums. Heidnisches Unkraut reicht bis dicht an die Mauern unserer Station, ja droht nicht selten diese zu überwuchern. Wer wird den Sieg behalten? Wird die Saat, von Gott gepflanzt, die Oberhand gewinnen oder das Unkraut, das der Feind gesät? Schwer rang ich vor einiger Zeit nach einer Antwort auf diese Frage.

Es war gegen Abend. Müde, gedankenvoll und mit Sorgen beschwert, schritt ich in unserem Garten auf und nieder. Ich hatte an diesem Tage und in den letzten Wochen allerhand Enttäuschungen und manches Traurige erlebt. Ein Lehrer, der seit zehn Jahren in unseren Diensten stand, hatte sein Töchterchen an Heiden verkauft und mußte deshalb aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Dann war von Kanton die Nachricht eingetroffen, daß die dortigen

Sabbatistenmissionare sich mit dem Gedanken tragen, sich auch in hiesiger Gegend niederzulassen. Ein von uns entlassener Kolporteur und einige unlautere Christen trieben bereits eifrig Propaganda für die Sache dieser Amerikaner. Es drohte also die Gefahr einer Spaltung und Verwirrung unserer noch so schwachen, kleinen Gemeindlein. Auch sonst hatte es manches Unliebsame gegeben. Dazu kamen Krankheit und große körperliche und geistige Abspannung. Ich war sehr gedrückt. In mir war es dunkel, und von droben hatte ich auch keine Antwort. Und einen Freund, dem ich hätte meine Kümmernisse klagen können, hatte ich auch nicht. Dort drüben aber standen der Geisterberg und der Friedensberg, unheimlich, drohend!

Da, was war das? War es Täuschung, war es Wirklichkeit? Klar und deutlich klang es in den Abendfrieden hinein: „Der beste Freund ist in dem Himmel, auf Erden sind nicht Freunde viel."

Ich horchte auf. Es war eine glockenhelle Knabenstimme. Jetzt unterschied ich deren sogar zwei. Sie kamen von dort drüben, von jenem Dorfe her. Der Stamm Lo wohnte dort, alles Heiden. Ich trat dicht an die Gartenmauer, doch nichts war zu sehen. Indessen kam der Gesang näher und näher, und über der Hecke, die den Weg entlang führt, tauchten hin und wieder zwei kleine Köpfe auf. Jetzt traten die Sänger auf die Brücke heraus. Und nun erkannte ich sie. Es waren die Enkel unseres Kirchenältesten. Der ältere, der Schau-hyong, ist Zögling unserer Anstalt, und obwohl er erst acht Jahre zählt, steht er doch bereits im vierten Schuljahr. Der Großvater hatte gefunden, es sei gut, wenn der kleine Mann möglichst früh den Wissenschaften zugeführt werde, und dieser selbst war der gleichen Ansicht gewesen, wenigstens stellte er sich schon acht Tage vor Beginn der Schule bei mir ein. Spannung, Erwartung, ja eine ganze Welt schaute mir aus dem schmalen Gesichtchen mit den fast übergroßen, dunklen Kinderaugen entgegen.

Heute ist der Schau-hyong drei Jahre älter geworden. Äußerlich sieht man ihm das freilich kaum an, denn er ist fast noch ebenso klein wie damals. Seines Körpers Länge mißt nicht viel über zwei Fuß. Und wenn er mit seiner Klasse zum Turnen antritt, gilt von ihm das Umgekehrte, was von dem ersten König Israels: er ist eines Hauptes kürzer, denn alles Volk. Dieser Umstand hindert ihn jedoch nicht, mit einem Ernst und einer Würde den turnerischen Übungen obzuliegen, daß es allgemeine Bewunderung erregt. Ja,

sein Eifer hat ihm sogar den Namen „General" eingetragen. Doch auch sonst stellt er seinen Mann. Er weiß in den komplizierten chinesischen Zeichen ebensogut Bescheid wie in Geographie, Geschichte und Rechnen. Besonders gut zu Hause aber ist er in der biblischen Geschichte. Und wenn sein Großvater, dessen Liebling er ist, etwa einmal in den Söhnen Jakobs stecken bleibt oder sich in den ägyptischen Plagen verwirrt, dann hilft ihm der Enkel wieder zurecht. Er ist daher auch der Stolz und die Hoffnung der Familie. Hält er später, was er bis jetzt verspricht, dann kann sich vielleicht erfüllen, was sein Name besagt: Schau-hyong, „Ich pflanze die Reihe meiner guten Vorfahren weiter".

Ach, er hat viel zu sühnen, der kleine Schau-hyong. Vater und Großvater sitzen heute als Pächter, wo die Väter früher als Herren geboten. Das Spiel und andere Laster haben längst das Erbe der Ahnen verzehrt. Und nun soll der Enkel in die Fußstapfen der Guten seines Geschlechts treten, um den morschen Stamm wieder zum Sprossen und Blühen zu bringen. So wünscht es der Vater, so der Großvater. Armer, kleiner Schau-hyong! Dein Name legt dir große Verpflichtungen auf. Werden deine schwachen Schultern die Bürde zu tragen vermögen? Und weißt du, was es heißt, die Bahnen der Väter zu verlassen und den Kampf mit ererbten, tief eingewurzelten Anlagen und Leidenschaften aufzunehmen? Nein, er wußte es nicht, wußte es noch nicht, der gute Schau-hyong.

Den kleinen Vetter, den fünfjährigen A-yun an der Hand führend, kam er jetzt den Weg herauf, auf unsere Station zu. Der Großvater hatte die beiden ins Dorf hinübergeschickt, um dort eine Bestellung zu machen. Der freundliche Abend und die scheidende Sonne hatte ihnen auf dem Heimweg das Lied vom „Freund im Himmel" entlockt. Als sie meiner ansichtig wurden, riefen sie mir über die Mauer den üblichen Gruß zu: „Wir wünschen dir Frieden, Missionar." Dann zogen sie weiter, hinauf nach ihrem Häuschen.

Die beiden Bübchen hatten keine Ahnung, welche Freude sie dem einsamen, gedrückten Missionar ins Herz gesungen hatten. Wie hatte ich es nur vergessen können, daß ich dort oben einen Freund hatte, meinen besten Freund! Ach, ich hatte es nicht vergessen, aber ich hatte zu viel nach dem Geisterberg und nach dem Friedensberg geblickt. Gottlob! Jetzt war der Bann gebrochen, die Beklommenheit weg. Noch schauten zwar, wie immer, die beiden Berge zu mir

herüber; der Geisterberg, bei der zunehmenden Dunkelheit geister- und gespensterhafter als je, und auch der Friedensberg nichts weniger als friedlich. Indes das Bangigkeitsgefühl war gewichen und dafür glaubensfrohe Zuversicht in mein Herz eingezogen. Ja, droht nur immer, ihr beiden da drüben, unser ist der Sieg! —

Meine Frau war inzwischen neben mich getreten. Auch ihr teilte sich meine Siegesstimmung mit. Und Hand in Hand, wie vorhin der Schau-hyong und sein kleiner Vetter, schritten nun auch wir dahin, den Garten entlang, unserem Hause zu. Und durch den stillen Abend erklang es zum zweitenmal, jetzt in deutscher Sprache: „Der beste Freund ist in dem Himmel."

Herr, laß ihn noch dies Jahr.

Er sagte ihnen aber dies Gleichnis: Es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberg; und kam und suchte Frucht darauf und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre kommen, und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum, und finde sie nicht; haue ihn ab; was hindert er das Land? Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab.

Ich hatte diesen Text verlesen. Es waren ihrer nicht viele, die ihn vernommen. Zwölf Männer mögen es gewesen sein, und etwa sechs Frauen. Keine große Gemeinde. Und was Sankt Paulus von seinen Korinthern schreibt: „Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle," paßte buchstäblich auch auf diese Christen von Yap-thong.

Da zuvorderst der Mann mit dem schiefen Gesicht, Maurer und Zimmermann von Beruf. Er war der Aufgeklärteste und Gebildetste der kleinen Gemeinde. Mit Bücherweisheit zwar hatte er sich nicht allzu schwer belastet, aber er hatte die Welt gesehen und „konnte was erzählen". Hinter ihm der dicke Herr, flößte auch nicht gerade viel Vertrauen ein. Äußerlich allerdings machte er den Eindruck eines behäbigen Mannes, indes wer ihn näher kannte, wußte, daß er ein Spieler war. Er sei auf dem Wege der Besserung, sagte

mir der Katechist, doch zog sich dieser Weg in bedenkliche Länge. Sein Nebenmann war früher Baptist gewesen. Er war ein fleißiger Kirchgänger, konnte auch die Predigt behalten, aber der Mammon störte zu sehr sein inneres Gleichgewicht. Zwischen diesen beiden hindurch schaute ein altes, verschrumpftes Gesicht. Der Mann kam schon an die zwanzig Jahre in den Gottesdienst, war aber immer noch nicht getauft. Er fühle sich unwürdig, sagte er. Er mochte recht haben. Die hinter ihm saßen, hatten offenbar weniger Selbsterkenntnis. Sie waren getauft.

Über die paar Weiblein im Nebenraum ist wenig zu sagen. Geistige Betätigung schien ihnen ungewohnt. Ihr ganzes Interesse erschöpfte sich in der Frage: „Was werden wir essen?" Dies sagten die Blicke, dies zeigten die abgehärmten, mageren Gestalten. „Produkte des sozialen Milieus!"

Und nun der Hirte dieser kleinen Herde. Yen hieß der Mann. In seinem Äußern erinnerte er an Zachäus. Er war auch klein von Person. Seinem Range nach freilich konnte er sich mit jenem nicht messen. Er hatte bis vor kurzem den Bauern der Gegend die Mühlsteine in Ordnung gehalten. Sein geistliches Amt bekleidete er nur probe- und aushilfsweise. Auch finanziell konnte sich Yen mit dem kleinen Zollinspektor in der Palmenstadt nicht vergleichen. Er war arm, sehr arm. So hatte sich hier Gleiches zu Gleichem gefunden: ein armer Laienprediger zu einem armen, geringen Gemeindlein.

Um das Bild vollständig zu machen, bedarf noch das Gotteshaus dieser wackeren Leute kurzer Erwähnung. Man hatte sich bei einem Gemüsehändler eingemietet. Es war das letzte Häuschen des Marktes, mit drei Räumen zu ebener Erde. Rechts war ein Grobschmied untergebracht. Esse und Amboß des fleißigen Mannes feierten weder bei Tag noch bei Nacht. Auch am Tage des Herrn nicht. Im linken Flügel hauste der Katechist, während der mittlere Raum als Gottesdienstlokal diente. Nach hinten zu war das Mauerwerk brüchig und teilweise schon eingestürzt, und die eine Seitenwand neigte so sehr nach außen, daß sie selbst das Wunder von Pisa übertraf. Der kleine Yen hatte vorsorglich seine Lagerstätte in die Nähe der Haustüre verlegt. Er glaubte sich so schneller retten zu können! Auch ich konnte mich eines unbehaglichen Gefühls kaum erwehren, wenn ich inmitten dieser Baufälligkeit meines Amtes waltete.

Und über der Türe dieses Hauses prangte die Inschrift: „Halle der frohen Botschaft.“ Welche Ironie! Diese Ruine Halle einer frohen Botschaft! Diese geringen, gedrückten Leutlein Anhänger einer frohen Botschaft! Und dieser fremde Eiferer Verkündiger einer frohen Botschaft!

Ja, es war nicht gerade Evangelium, was ich heute von der morschen Kanzel aus meinen Zuhörern mitzuteilen hatte. Ich hielt eine Strafpredigt, stellte das Ultimatum. Sorgte die Gemeinde nicht für ein würdigeres Gotteshaus, blieb sie nach wie vor lau und träge, kam sie nicht zahlreicher zur Predigt — dann wurde der Baum abgehauen! So lautete die Ordre von Basel: die Außenstation Yap-thong solle aufgehoben und die wenigen Christen den nächstliegenden Gemeinden zugeteilt werden.

Traurig und niedergeschlagen ritt ich von dannen. Die sengende Sonne stand im Zenit. Den Schieferhügeln und Ackerfurchen entstiegen glühende Wellen. Gräser und Sträucher standen gebeugt, und an den Bäumen hing matt das Laub. Mein Pferd keuchte mühsam dahin. Und unter meinem Tropenhelm, wie auch in meinem Herzen lagerte drückende Schwüle. Wie lange wohnte ich nun unter diesem Volk! Wie oft schon hatte ich diese Ebene durchquert! Wie viele Kräfte hatte ich abgegeben! Wo war die Frucht? Stand es in meinen andern Gemeinden besser als in Yap-thong? Dort rechts Sin-pi, weiter unten am Fluß Hin-nen-Stadt, ganz unten Sa-phyang. Hier links Thai-lyung-then, hinter jenen kahlen Hügeln Schak-ma und dann die Gemeinde der Hauptstation. Wo war die Frucht all meiner Arbeit, all meiner Mühe?

Ich stieg in Phyang-thong vom Pferd. Frau und Kinder waren wohl. Die Schule ging ihren Gang. Alles in Ordnung. Ich fragte nach der Post. Es waren Briefe da. Auch das „Daheim“ war angekommen. —

Beim Schein der Lampe, in später Nachtstunde, sann ich noch lange über einem Bild. Bodelschwingh war gestorben. Die „Daheim“-Nummer brachte sein Bild und einen Aufsatz. Ich las diesen nicht. Ich betrachtete nur immer den Alten von Bethel in seinem Lehnstuhl. Du lieber, lieber alter Mann, du hast nicht vergeblich gearbeitet! Du warst kein unfruchtbarer Baum! Dort jene Krankenstadt zeigt deiner Arbeit Früchte. Du warst auch ein mitleidiger Gärtner. Um wie manchen Baum hast du die Erde gelockert! Wie

manches dürre, vertrocknete Herz hat deine Liebe getränkt und erfrischt! Klein und immer kleiner wurde ich vor diesem Mann. Mit Ehrfurcht schaute ich lange in die gütigen, freundlichen Augen. Dann blickte ich auch auf zu dem „segnenden Christus". Vater Bodelschwingh hatte ihn über seinem Schreibtisch aufgestellt. Wie sinnig! „Was ich hier schreibe und plane — gib du, o Herr, deinen Segen dazu." Und der, den des dänischen Meisters Künstlerauge so lebendig erschaut, er sprach sein Ja und sein Amen dem bittenden, hoffenden Mann. Auch meiner Seele entrang sich ein Sehnen, ein Bitten nach jenen segnenden Händen. Dann ging ich zur Ruhe. Ich war müde.

Der nächste Sonntag sah mich wieder auf der Reise. Mein Ziel war Schak-ma, die kleine Gemeinde im Norden. Hell erklangen die Glöcklein am Halse meines Pferdes in die Stille des dämmernden Morgens. Sie läuteten den Sonntag ein. Kein Echo kam zurück. Nichts von Sonntagmorgenstimmung. Nichts Feierliches. Nichts Weihevolles. Im Werktagsgewand erhob sich die Sonne im Osten. Werktagsstimmung lag über Wald und Flur, lag im Gezwitscher der Vögel, im Rauschen des Baches. Und Werktagssinn und Werktagssorgen sprachen aus den Mienen der Menschen, die geschäftig und unfroh, mit Hacke und Spaten, mit Hammer und Hobel ihr Tagwerk begannen.

Langsam ritt ich an diesem Sonntag durch das Land ohne Sonntag. Nach etwa einer Stunde nahmen mich die Berge auf. An einem der ersten Hänge stand ein Kloster. Buddha schwang hier sein Zepter. Zwei Mönche schritten über den Steg, der die geistliche Siedelung mit der Straße verband. Neugierig schauten die Kahlköpfe auf den Fremden. Der war so eine Art Berufsgenosse. Er ermahnte auch die Menschen zum Gutestun. Und wohl mit dem gleichen Erfolg. Ja, fremder Bruder, unser China ist ein harter Boden. Hart sind die Herzen, und hart die Köpfe nicht minder. Ihr habt recht, ihr guten Gesellen. Hart ist der Boden eures Landes, und schwer ist es da Furchen zu ziehen!

Wie werde ich es in Schak-ma treffen? Noch vor wenigen Jahren versammelten sich dort fünfzig und sechzig Leute zum Gottesdienst. Jetzt waren deren noch zwölf, manchmal auch nur fünf und noch weniger. Wo lag die Schuld? Fehlte es an mir? Fehlte

es am Katechisten? Oder hatte man früher statt Gold, Silber und edle Steine Holz, Heu und Stoppeln gebaut? War auch dieser Baum reif zum Abhauen? Sollte ich dies der Gemeinde androhen? Sollte ich es in Basel beantragen? Oder sollte ich —

Halt, was war das! Mein Pferd stand still. Ich war vor einer Brücke. Und über diese hinüber zu kommen war ein Kunststück. Es waren je drei schmale Balken nebeneinandergelegt, die in fünf Längen das gegenüberliegende Ufer erreichten. Von unten stützten schwache Holzpfeiler. Einige derselben waren tief eingesunken, andere hatten sich in dem sandigen Flußbett bedenklich gelockert. Ging jemand über die Brücke, dann machte diese die reinsten Schlangenbewegungen. Jetzt waren dazuhin die Balken noch naß und schlüpfrig vom Tau. Ohne Katastrophe ging es nicht ab. Und dort drüben lag die Kapelle. Und es war schon halb elf Uhr! Um elf Uhr aber nahm der Gottesdienst seinen Anfang, und ich hatte die Predigt zugesagt. Auch war heute Abendmahl. Mißliche Lage. Ich spähte flußaufwärts, flußabwärts nach einer Stelle, die vielleicht ein Durchreiten ermöglichte. Doch die Ufer waren zu steil und die Strömung zu stark.

Hinter mir erhob sich Lachen und Gröhlen. Eine Teehütte stand da. Vor dieser hatte sich ein Trupp Menschen angesammelt. Einen Fremden in Verlegenheit zu sehen, wird in China immer Freude auslösen. Meine ohnedies gedrückte Gemütsstimmung erfuhr durch diese Art von Teilnahme merkliche Steigerung. Ich drehte mich um. Und dem nicht gerade freundlichen Blick wollten entsprechende Worte Ausdruck verleihen.

Ich kam nicht dazu. „Ich wünsche dir Frieden, Missionar," ließ sich da einer vernehmen. Und durch den Knäuel von Menschen arbeitete sich eine kurze, kräftige Gestalt. Und, den Regenschirm über der Schulter, das Gesangbuch unter dem Arm, stand vor mir, gutmütig lächelnd, der Christ Hyen-khin-pak. Er war auf dem Weg zur Kapelle. „Gib her, Missionar," sagte er, und schon hatte er mein Rößlein am Zügel. Und wie ein Jüngling schritt der sechzigjährige Mann mit dem Tier über den schwankenden Steg. Ich folgte mit Herzklopfen. Doch Mann und Roß kamen glücklich hinüber.

Gleich der Sonne, wenn diese finsteres Gewölk zerreißt und die Landschaft mit ihren Strahlen vergoldet, hatten Tat und Worte

des freundlichen Mannes mit hellem Schein mein umdüstertes Gemüt durchleuchtet.

Ich predigte dann und reichte den Christen das Abendmahl. Dann blieb ich noch eine Woche bei ihnen. Auf mühsamen Gängen und beschwerlichen Wegen suchte ich sie in ihren Häusern und Hütten auf. Hier strafte, dort tröstete ich. Und es waren nicht immer freundliche Bilder, die sich vor meinen Blicken entrollten. Aber als ich am darauffolgenden Sonntag den Heimweg antrat, entrang sich doch meinem Herzen die heiße Bitte: „Herr, laß ihn noch dies Jahr." Ich hatte an dem verkrüppelten Bäumlein einige Schößlinge entdeckt, die mein Herz mit froher Hoffnung erfüllten.

Jetzt kamen wir heraus in die Ebene. Wir hatten noch ungefähr eine Stunde zur Station. Mein Schimmel schien dies zu merken. Er setzte sich in rascheren Gang. Und als ich plötzlich in einen Seitenweg einbiegen wollte, war er damit durchaus nicht einverstanden. Ich war genötigt abzusteigen. —

Dort drüben an der Berglehne stand ein Haus, halb versteckt hinter Bambus und Tannen. Ein reizender, idyllischer Winkel. Hier wohnte ein Christ, Teehändler seines Berufes. Der Mann war krank. Er litt an Magenkrebs. So sagten die Ärzte.

Ich stellte mein Pferd unter den hochragenden Bambus und trat durch die Türe. Der Mann saß im Lehnstuhl. Das Gesicht war zerfallen, und in tiefen Höhlen lagen die Augen. Als diese mich erblickten, verklärte freudiger Schein den todmüden Ausdruck. Ich setzte mich zu dem Kranken. Er erzählte mir seine Leidensgeschichte. Dann sprach man von diesem und jenem, auch von der Predigt, die ich in Schak-ma gehalten. Und manch Körnlein fiel auf gelockerten Boden.

Jetzt schickte der Mann seinen Buben nach Tee. Auch sonst sollte er noch etwas mitbringen. Bald kam die Mutter, ein robustes Bauernweib, aber freundlich und zutraulich. Sie setzte den Teetopf auf den Tisch. Und nun ließ ich mir's schmecken, war ich doch drei Stunden in heißer Sonne geritten. Auch der Kleine kam wieder. In dampfender Schüssel trug er sechs Eier. Die sollte ich essen. Sechs hartgekochte Eier, bei dieser Hitze und diesem Durst! Ich schälte das eine und würgte es mit Mühe hinunter. Beim zweiten erlag ich, trotz freundlichen Zuspruchs.

Doch nun kam die Hauptsache. Der Knabe holte ein Tüchlein

hervor. Aus diesem wickelte der Vater mit wichtiger, glücklicher Miene etwas heraus — zwei prächtige, saftige Birnen! Ein Freund hatte sie dem kranken Freunde geschenkt. Die sollte ich haben. Ich wies sie zurück. Ich konnte dem Mann, dem nur noch kurze Lebenszeit zugemessen war, unmöglich diese köstlichen Früchte abnehmen, die ihm doch selbst so gut mundeten. Doch, nun traf mich ein Blick, den ich so bald nicht vergessen werde. Ich durfte dem Sterbenden nicht wehe tun. So griff ich rasch nach der einen Birne, die andere drückte ich dem Mann in die Hand. Dann ging ich.

Und zum andernmal betete ich heute: „Herr, laß ihn noch dies Jahr." Ich tat dies zunächst im Blick auf sein Leben. Der Mann stand noch in den besten Jahren. Und dann hatte er ein Trüpplein Kinder, die den Ernährer und Erzieher schwer missen konnten.

Doch meine Bitte hatte noch einen tiefern Sinn. Der Teehändler war zwar Christ, aber noch fehlte ihm tiefere Erkenntnis. Heute jedoch hatte ich zwei beglückte Augen gesehen; es war, als die Birnen zum Vorschein kamen. Dem Mann hatte es offenbar große Freude gemacht, mich zu erfreuen. Nun gehört aber die Liebe gewiß zu denjenigen Früchten, die der himmlische Weingärtner in erster Linie beim Menschen sucht. Hier waren einige schöne Ansätze. Der Chinese hatte dem Fremden Liebe erwiesen, und ein Freudenschimmer hatte bei diesem Tun das welke Gesicht verklärt. Herr, laß ihn noch dies Jahr, laß ihn noch einige Jahre. Ich will um ihn graben und ihn bedüngen. Vielleicht trägt er noch mehr Frucht.

Unter diesen Gedanken hatte ich Phyang-thong erreicht. Ich war wieder daheim. Daheim! Wer noch nie in einem fremden Lande gelebt, nie unter einem fremden Volke gewohnt — fremd nach Rasse, Sprache, Sitte, Gemüt, wird hier nicht mitfühlen können. —

Als ich die letzte Anhöhe erreicht hatte, von der aus ich das Türmlein unserer Kapelle durch das Grün der Bäume schimmern sah, war mir zumute wie dem Schüler, der nach fleißigem Arbeiten seinem Heimatdörfchen zuschreitet, um im Elternhaus die Ferien zu verbringen. Ich traf zwar weder Vater noch Mutter, dafür aber zwei muntere Knaben und ein glückliches Frauchen. Und dann war hier alles so reinlich und sauber. Auch gab es Blumen und Bücher, dann Stille und Ruhe.

Die größte Freude aber brachte mir noch der Abend. Aus der

Kreisstadt kam die Post an. Die Verwandten hatten geschrieben, desgleichen die Freunde. Auch ein Geldbrief war gekommen, nicht gerade etwas Alltägliches auf einer Missionsstation. Der Brief trug den Poststempel „Honolulu-Hawaii". Die Aufschrift war chinesisch. Und der Inhalt? Zweihundertundsechzig Dollar! Die chinesischen Christen auf den Sandwichinseln schickten mir das Geld für die Kapelle in Sin-pi. Mir war ein Stein vom Herzen. Tiefe Freude erfüllte meine Brust.

Das Gemeindlein in Sin-pi hatte bisher kein eigenes Gotteshaus gehabt. Wir waren zur Miete bei einem Kaufmann. In diesem Jahr war der zwölfjährige Kontrakt abgelaufen. Es bestand wenig Hoffnung, ihn erneuern zu können. So schritten wir zum Kauf. Die Kaufsumme betrug zweihundertundsechzig Dollar. Viel Geld für eine Gemeinde von fünfzig Köpfen, die Kinder eingerechnet.

Nun hatte ich in Honolulu eine Freundin, eine Chinesin. Sie stammte von Sin-pi und hatte dort mit ihren Kindern länger gelebt. Jetzt war sie wieder bei ihrem Mann in Honolulu. Eine wirklich vorbildliche Christin. Dieser Frau, Yap-sau mit Namen, klagte ich meine und des Gemeindleins Not. Nun hielt ich in meinen Händen einen lieben Brief von ihr, und einen Wechsel auf Dollar 260.48 lautend! Wir hatten also mehr als wir brauchten. Dank Gott und den freundlichen Gebern.

Und wieder betete ich: „Herr, laß ihn noch dies Jahr." Laß sie noch, meine Gemeindlein in Schak-ma, in Yap-thong, Sin-pi und den andern Plätzen, bis daß ich um sie grabe und sie pflege, ob sie wollten Frucht bringen. Wo eine Yap-sau hervorgewachsen, konnten auch noch andere Frucht ansetzen.

Ein Jahr ist verstrichen. Wir feierten heute in Yap-thong ein Doppelfest — Himmelfahrt und Kapelleneinweihung. Fast die ganze Christenheit des Kreises Hin-nen feierte mit. Von überall her waren sie gekommen: von Sin-pi, Sa-phyang, aus der Kreisstadt; von Thai-lyung-then, Yong-poi und Thet-tschhong. Besonders stark aber war die Hauptstation vertreten. Von hier waren nicht nur die Missionare erschienen, sondern auch die Lehrer mit vierzig der besten Sänger aus der Zahl der Schüler und Schülerinnen.

Und es wurde wacker gesungen. Auch begeisterte und begeisternde Reden wurden gehalten. Und wie leicht sprach es sich hier, in dem freundlichen, festlich geschmückten Häuschen, vor so vielen, fröhlich gestimmten Menschen.

Da saß wieder der Maurer, der weitgereiste. Wie selbstgefällig schaute er drein. Dies Haus war sein Werk, er hatte es von Grund aus erneuert. Und wie strahlte das Gesicht des Baptisten. Das Vertrauen der Gemeinde hatte ihm die Ältestenwürde übertragen, und heute sollte er feierlich in sein Amt eingeführt werden. Auch jener Alte, der sich so lange des Christennamens unwert erachtet, er war getauft. Ja selbst der frühere Spieler saß mit entschlossener Miene in den Reihen der Festteilnehmer. Er schien auf dem Wege der Besserung ein gutes Stück vorangekommen zu sein. Und wie strahlten die Weiblein. Und wie beweglich war heute Zachäus. Vor Freude und Aufregung war ihm die Rede verunglückt.

Jene Predigt vom unfruchtbaren Feigenbaum hatte hier Wunder gewirkt. Mein Herz war voll Jubel und Dank.

Und meine Freude wird nächsten Sonntag noch eine Steigerung erfahren. In Phyang-thong soll an diesem Tag ein neuer Kirchenältester eingesetzt werden. Und dieser ist kein anderer als jener Teehändler, den ich bei meiner Rückkehr von Schak-ma als scheinbar sterbenden Mann verlassen hatte. Er hat auf meinen Rat hin im Missionsspital in Ka-yin-tschu Genesung gesucht und gefunden. Auch sein innerer Mensch ist gekräftigt. Ich hoffe, er werde der Gemeinde zur Zierde und zum Segen gereichen.

Und Schak-ma? Hier taufte ich am 1. März 1911 sechs Männer und sechs Frauen. Gegen sechzig Personen wohnten der Feier bei. Halleluja!

„Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab."

Heimweh.

Vor einer Reihe von Jahren, ich wohnte damals in Ka-yin-tschu, saß ich einmal auf einem kleinen Hügel in der Nähe unserer Station. Die drückende Gluthitze des Augusttages, die sich blei-

schwer auf Körper und Geist gelegt hatte, war einem frischen, angenehm kühlen Windzuge gewichen. Ehrerbietig neigten sich ringsum die Bambuswipfel zum Gruß, und sanft und geheimnisvoll klang das Säuseln in dem zarten Geäste. Die Sonne schickte sich eben an, für heute Abschied zu nehmen, um ihrem Nebenbuhler Platz zu machen, der in diesen Tagen sein kaltes, fahles Gesicht schon früh am Abendhimmel zeigte. Feurig, blutrot schwebte der Riesenball über der nahen Gebirgskette, und mit fast überirdischem Glanz vergoldete er unser schönes Tal. Ja selbst die sonst so kahlen Bergspitzen im Osten strahlten die Glorie der scheidenden Tropensonne wider.

Ganz trunken und wie gebannt hingen meine Blicke an dem herrlichen Gemälde, und fast wünschte ich auch mit jenem streitbaren Heerführer im alten Israel, die Sonne möchte verziehen, damit nicht der Schleier der Nacht das schöne Bild verhülle.

Wie ein Garten Gottes lag die Landschaft vor meinen Blicken. Gegen fünfzig Dörfer konnte mein bloßes Auge erreichen. In rötlicher Vergoldung schimmerten die sonst so weißen Giebel der einzelnen Gehöfte durch die Bambusgruppen, da und dort verrieten auch kleine, blaue Rauchwölkchen, die von den abendlichen Herdfeuern aufstiegen, das Vorhandensein einiger Hütten. Dazwischen dehnten sich gleich einem weiten Meere die saftig grünen Reisfelder, auf denen der leise Abendwind lustig tanzende Wellen schuf. Die Ortschaften ragten als kleine, liebliche Inseln aus den grünen Wogen hervor, und die nahen Berge begrenzten als mächtiger Wall den schönen Binnensee.

Der feierliche Ton eines Glöckchens weckte mich plötzlich aus meinem Sinnen. Unwillkürlich wandten sich meine Blicke einem kleinen Türmchen zu, das etwas abseits aus einer Bambuslichtung hervorragte. Es war unsere Kapelle. Das Abendläuten galt dem scheidenden Sonntag.

Ich war jetzt ganz wach. Richtig, es war heute Sonntag. Jene weichen Glockentöne erklangen zum Preise des Christengottes, als dessen Bote ich hier weilte. Ich war nicht daheim, ich saß auf fremder Erde. Die schöne Landschaft vor mir war Heidenland. Tiefe Finsternis und heidnische Greuel wohnten dort in den freundlichen Häuschen, und jene prächtigen Tempelzinnen und stolzen Pagoden

überragten weit unser bescheidenes Kirchlein. Ihre prahlerischen, lügenhaften Inschriften, wie höhnten sie mit ihren goldenen Lettern die einfachen, schwarzen Schriftzeichen über unserer Eingangstür: Ya-s kau-thong, „Halle der Jesuslehre".

Und dort unten, am Fuße des Hügels, jener breite Weg, es ist die große Heerstraße nach dem Norden. Sie kommt dort um die Ecke, direkt von unserer Station her. Tausende von Wanderern und Lastträgern, auch solche im Tragstuhl und zu Pferd, ziehen in der Abendkühle vorüber. Alles bezopfte Chinesen, unbekannte, kalte Menschen. Keiner hat einen Gruß für den Fremden, keiner Zeit und Interesse für die Überschrift über seiner Türe.

Jener junge Bursche dort, er hat heute in der Stadt gearbeitet, ihn verlangt nach Ausspannung und Ruhe. Dieser hier, mit der schweren Last, möchte vor Einbruch der Nacht noch das Teehaus auf der Paßhöhe erreichen. Er muß seine Schritte beschleunigen. Auch jene Frauen haben Eile. Sie kommen vom Markt, wo sie sich etwas zu lange aufgehalten. Jetzt zieht es sie heim zu den schreienden, hungrigen Kindern. Hier der dicke, behäbige Herr hält mäßigen Schritt. Seine Körperfülle hindert ihn an schnellem Gehen, und dann hat er wohl auch nicht mehr allzuweit zum heimatlichen Herd. Das Gesicht drückt Befriedigung aus. Er ist gewiß einer der reichen Kaufleute aus der Stadt, der heute gute Geschäfte gemacht hat und nun für einige Tage die Seinen auf dem Lande aufsucht. Einen starken Gegensatz zu diesem wohlsituierten Geschäftsmann bildet der Alte, der dicht hinter ihm schreitet. Sein Oberkörper ist bloß und ebenso wie Gesicht und Arme stark von der Sonne verbrannt. Der Rücken ist gekrümmt und das Haar auf ein kleines, weißes Zöpfchen zusammengeschrumpft. Auf der mageren Schulter ruht eine Tragstange, an deren vorderem Ende ein großer Bund Weihrauchstäbchen fest gemacht ist, während hinten ein Häuschen von Papier hängt, mehrere Fuß lang und hoch. Der gute Mann, der vielleicht selbst in einer elenden Lehmhütte irgendwo in den Bergen wohnt, schickt das schön bemalte und verklebte Haus in dieser Nacht seinen Ahnen ins Jenseits. Er ist ein typischer Vertreter von Millionen von Hungerleidern in China, die ihren letzten Groschen an ihre Toten und Götzen wenden, mit der stillen Hoffnung im Herzen, vielleicht doch noch einmal das Glück zu erhaschen, das ihnen bisher beharrlich ausgewichen.

Einen ganz andern Eindruck als dieses abgehärmte Bäuerlein macht wieder jener hagere Bücherleser. Würdig und gemessen, wie es sich für seinen Stand geziemt, schreitet er im wallenden Seidengewand zwischen den andern einher. Voll Selbstbewußtsein schaut der Herr durch die großen Brillengläser. Er kommt aus seiner Schule und hat heute, wie er glaubt, mit viel Erfolg die Lehren seines Meisters in die harten Köpfe seiner Zöglinge getrieben. Jetzt will er nach Haus. Wird er diesen Abend beim Schein des Lämpchens neues Licht in den Schriften der alten Weisen suchen, oder zieht er es vor, wie Tausende seiner Standesgenossen, das bereits gewonnene Licht durch die Rauchwolken der Opiumpfeife wieder zu verdunkeln? Seine hohlen Wangen sprechen gegen ihn. Noch zwar ist er nicht so weit wie jener andere dort mit dem schlotternden Gang, den zerlumpten Kleidern und schlaffen Gesichtsmuskeln. Eine wahre Jammergestalt. Ein ganzes Opfer des Opiums! Soeben hat er irgendwo in der Stadt die Höhle des Lasters verlassen und ist nun auf dem Weg nach seinem Heim, wo vielleicht ein ebenso zerlumptes Weib und hohläugige, schmutzige Kinder auf ihn warten. Mit der diesen Ärmsten oft eigenen Gutmütigkeit schaut er zu mir herauf und winkt mir sogar freundlich zu. Ob er ahnt, daß ich im Dienste dessen stehe, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen, das verloren ist? Und hatte er etwa Lust, sich von mir den Ausweg aus seinem Elend zeigen und sich retten zu lassen?

Dies wohl ebensowenig als jene Bauern, die dort unten auf den Feldern noch bei der Arbeit sind. Den ganzen Tag sind sie ab und zu gegangen und haben im Schweiß ihres Angesichts den Reispflanzen Wasser zugeführt. Jetzt schicken sie sich an, ihr Tagewerk zu beschließen. Aber heute ist doch Sonntag, unseres Gottes Tag, da der Mensch ruhen soll von seiner Hände Arbeit! Sie wissen es wohl. Unser Glöcklein hat heute früh mit gar heller, freundlicher Stimme den Tag des Herrn angekündigt, und die ganze Umwohnerschaft zum Hause Gottes gerufen. Doch nur wenige hatten der Einladung Folge geleistet. Aus all den großen, stattlichen Dörfern dort drüben war auch nicht eine Seele erschienen. Argwohn und Vorurteile, die Sorgen der Nahrung und die Lust dieser Welt vertraten ihnen den Weg.

Durch diese ließen sich auch abschrecken die vielen Schiffer dort, die auf ihren originell gebauten Kähnen den Moi-kong befahren.

Viele dieser Leute halten sich oft tagelang in hiesiger Stadt auf, doch die meisten von ihnen liegen in den Fesseln des Opiums und Spiels und haben keine Ahnung davon, daß auch für sie noch eine Befreiung aus ihren Banden möglich ist.

Wie schmuck sehen ihre Boote aus, mit den vom Südwind geschwellten Segeln. Und welch lebhaftes Treiben herrscht auf dem Fluß, der, einem breiten Silberstreifen gleich, die Ebene durchzieht. Auf langer Wanderung kommt er aus jenen schwarzen Bergen, in die soeben die Sonne eintauchte. Und dort im Osten, wo bereits Nacht und Tag um die Herrschaft sich streiten, verliert er sich wieder. Ruhig und majestätisch fließen seine Wasser zwischen den dunklen Bambushainen dahin, und schon spiegelt der Mond sich in seinen Fluten, deren geheimnisvolles, melodisches Gemurmel der Abendwind bis zu mir herüberträgt. Es dringt in mein Ohr als sinnbestrickende, heidnische Weise, die wohl der Flußgott den Wellen anvertraut, denn hier herrscht dieser noch mit unbeschränkter Macht.

Jeden Abend steckt der Schiffer des Moi-kong einige Räucherstäbchen zwischen die Planken seines Schiffes, um für sich und seine Ladung die Gunst des Gewaltigen dort unten in der trüben Flut zu erbitten. So haben es in grauer Vorzeit die Väter gehalten, so macht es der Enkel noch heute. Und von seiner Quelle in der düsteren Schlucht des Hochgebirges bis hin zur breiten Mündung sieht der Moi-kong nur heidnisches Wesen. Schlanke Pagoden und reichverzierte Tempel werfen ihre Schatten auf seine Wasserflächen, und heidnische Trauergesänge und Totenklagen tönen oft noch in der Geisterstunde an seine Ufer.

Geheimnisvoll, fast zauberhaft hörte sich das Plätschern der Wellen an. Die weißen Nebelwölkchen, die dem Fluß entstiegen, kamen mir vor wie giftige, unheilvolle Dünste. Und nun brach die Nacht herein. Und die unheimliche, dämonische Stille wurde nur unterbrochen durch das Gebell einiger Hunde.

Hinter einem schwarzen Wolkenberg trat jetzt der Mond hervor. Sein mattes Licht schuf furchterregendes, gigantisches Nachtleben. Riesen gleich, in den verschiedensten Stellungen, standen die hohen Bambusgruppen um mich her, schwarz und unheimlich. Auch der Erdboden zeigte dunkle Färbung. Um so greller hoben sich die weißgetünchten Gräber von dem düsteren Untergrund ab. Zahlreich bedeckten sie den Hügel, ja ich selbst saß auf einer dieser Toten-

kammern. Es war mir, als sähe ich da und dort eine Gestalt sich erheben, als sähe ich die Geister der abgeschiedenen Heiden sich fragend dem fremden Eindringling zukehren, der zu dieser nächtlichen Stunde ihre Ruhe gestört. Doch plötzlich erlosch die große Nachtlampe über mir, alles war finster.

Beklemmend legte es sich mir auf Herz und Gemüt. Doch nicht Gespensterfurcht war es, was in diesem Augenblick zentnerschwer auf mir lastete, sondern das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit. O, die Heimat! Die teure, ferne Heimat! Wie glücklich der, der jetzt dort sein durfte, über dem der heimatliche Himmel sich wölbte und der in dieser Nacht inmitten der Seinen die Augen zum Schlafe schließen konnte! Mich trennten Tausende von Meilen von der heimischen Erde, ich saß einsam in stockfinsterer Nacht auf einem chinesischen Totenfeld. Um mich her eine reichbevölkerte Gegend. Zu Hunderttausenden zählten die Bewohner dieser Ebene und der angrenzenden Gebirgstäler. Aber es waren Heiden, hochmütige Zopfträger, die im Mammons-, Ahnen- und Götzendienst ihre Tage verbrachten, und dem Fremden, wie seinem Gott, mit gleicher Verachtung und Ablehnung entgegentraten. Und hinter diesen feindlichen Massen stand die Macht der Finsternis, lauernd, drohend, kampfbereit! Ein Bote Jesu hatte die Grenze überschritten, hatte sich hereingewagt in verbotenes Gebiet.

Es waren ungleiche Kräfte, die sich hier maßen. Auf der einen Seite nur ein einziger, kleiner, schwacher Mensch! Noch nie hatte ich die Einsamkeit, Verlassenheit und Ohnmacht so drückend empfunden wie jetzt.

Unwillkürlich schaute ich nach Bundesgenossen aus. Doch Dunkelheit und Stille umgaben mich. Nur dort am gegenüber liegenden Abhang brannte unter uralten Schattenbäumen ein mächtiges Feuer. Ein Götzendiener brachte seinem Schutzheiligen sein Opfer dar. Der Mann hätte mich beschämen können durch seinen Eifer und sein Vertrauen. Er hätte mir zum Vorbilde dienen und meinen Gedanken die rechte Richtung geben können, nach oben, hinauf zu meinem Gott, der stärker war als der seine, und der mich nicht vergessen hatte in meiner Einsamkeit. Doch ich blieb kleinmütig und verzagt. Ich empfand starkes, zehrendes Heimweh!

Voll Sehnsucht gedachte ich an das Land meiner Väter. Ich suchte meine Freunde, Brüder und Glaubensgenossen in der fernen,

schönen, deutschen Heimat. O, die Heimat — —! Dort war es noch früh am Tag. Sie kamen jetzt vom Morgengottesdienst zurück und hatten sich erbaut an einer guten, evangelischen Predigt. Wie glücklich sie waren! Und nun lag der Sonntagnachmittag vor ihnen. Gottes schöne Natur lachte ihnen entgegen, Freund und Bruder streckte die Hand dar zum Gruß. Heimatluft, Freundesliebe — welch kostbare Güter! Und wie reich erschlossen sich ihnen überall die Quellen für Geist und Gemüt! Sie hatten alles — und ich? Ach, wie war ich arm, wie litt ich Mangel! Ich kam mir vor wie der Fisch, den ein mutwilliger Knabe seinem Element entnommen und auf den Sand gelegt hat. O die Heimat! Gedachte in dieser Stunde wohl jemand meiner, und nahm sich vielleicht gar einer Zeit zu einem kurzen Briefchen? Durfte ich hoffen, daß heute abend meiner vor Gott gedacht wurde, und hatte wohl einer Lust, mir hier unter die Arme zu greifen und mit mir des Tages Last und Hitze zu tragen?

Ein warmer, fester Händedruck unterbrach mich in meinen Gedanken. Es war mein treues, liebes Weib. Sie hatte mich vermißt und auf dem Hügel nach mir gesucht. Sie wußte, daß sie mich hier finden würde, denn hier war der Ort, den ich aufsuchte nach des Tages Last und Hitze. Der Ort, an dem ich etwas Kühlung fand an den schwülen, heißen Sommerabenden, wenn das Thermometer 28 bis 30 °R zeigte und einem fast das Atmen benommen war. Hier auf dem Hügel war aber auch der Ort, wo ich zu träumen pflegte. Wo ich Zwiesprache hielt mit mir und meinem Gott. Wie eine Insel lag er da inmitten der weiten Ebene; still und einsam. Ein richtiges Patmos. Und wie dem apostolischen Seher auf seinem Felseneiland, so wurde auch mir hier manches Licht und manche Offenbarung. Zuweilen aber umhüllte auch Dunkel mein Herz und Gemüt und kein Strahl aus göttlichen Höhen wollte die Finsternis durchhellen. Auch heute wieder hatte sich düstere Schwermut auf meine Seele gelegt. Der Himmel war verschlossen und heiße Sehnsucht nach Liebe und Menschen, nach Heimat und Freundschaft hatte sich meiner bemächtigt. Dort im Westen, in jenen goldschimmernden Fernen — dort lag die Heimat! Glücklich wer dort sein konnte! Wer Leiden und Freuden, auch Fehler und Schuld klagen und sagen durfte dem Freunde, dem Bruder.

Ich stand jetzt auf und schritt mit meiner Frau schweigend der Station zu. Der Mond, der wieder hinter der schwarzen Wand hervorgetreten war, leuchtete uns freundlich voran.

Bald saßen wir im traulichen Zimmer. Ich trat an den Bücherschrank und griff nach einem Band Evangelienpredigten, aus der Feder eines trefflichen schwäbischen Pfarrers. Ich las die Predigt auf den heutigen Sonntag. Unbeschreiblich wohl tat uns dieses Echo aus der Heimat. Wir vergaßen ganz, daß wir in China weilten. Uns umgab Kirchenluft, wir saßen inmitten einer andächtig lauschenden Gemeinde, wir sahen den Greis mit den Silberlocken, den milden, durchgeistigten Gesichtszügen, und hingen begierig an seinen Lippen.

Es war inzwischen spät geworden. Wir suchten die Ruhe auf. Bald schlossen sich die müden Augenlider und der Traum gewährte mir, was die Wirklichkeit versagte. Zwar in die Heimat wurde ich in dieser Nacht nicht geführt, aber die Totengebeine von Ka-yintschu wurden lebendig, und viele fleißige Hände griffen mit an auf dem weiten Erntefeld, und wir durften reiche Garben einführen in unseres Gottes Scheune.

Das Traumbild verschwand, aber die Hoffnung auf Verwirklichung desselben ist geblieben. Noch manchmal stieg ich des Abends auf jenen Hügel, und noch oft breitete ich voll Sehnsucht meine Arme nach Westen aus, um der scheidenden Sonne Grüße in die Heimat mitzugeben, die immer in den Ruf ausklangen: „Kommt herüber und helfet mir."

Oft folgte auch noch der Seufzer nach oben: „Herr, sende Arbeiter in deine Ernte! Denn die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter!"

Ach, wie ist doch das Menschenherz,
So voll von Unruh, Angst und Not,
Wie wechseln in ihm Freud' und Schmerz,
Bis daß es ruht in dir, o Gott!

Drum durch die Unruh dieser Welt,
Führ' mich an deiner starken Hand,
Hilf kämpfen mir stets als ein Held,
Bis ich erreicht mein Vaterland.

Wo scheinet mir dein göttlich Licht,
Und wo verschwunden Trug und Nacht.
Wo Freiheit herrscht, die Kette bricht,
In die uns schlug der Sünde Macht.

Wo Liebe wohnt in aller Brust,
Und niemand kennet Haß und Neid,
Dort laß genießen reine Lust,
O Gott, mich, frei von allem Leid!

Anhang.

Deutschland in der chinesischen Presse.

Vor einigen Jahren kam ich einmal durch den Markt Sin-pi im Hinterland von Swatow. In einem Lokal, hart an der Straße, sah ich eine Anzahl mir bekannter Chinesen über einen Tisch gebeugt. Ich trat ein und grüßte. Die lächelnden, etwas verlegenen Gesichter lenkten meine Aufmerksamkeit dem Tische zu. Dort lag eine chinesische Zeitschrift, aus der soeben vorgelesen worden war. Und das Gelesene mußte offenbar irgendwie in Beziehung zu mir stehen. Ich trat hinzu und nahm die Zeitschrift zur Hand. Sie trug den englischen Untertitel: „The Eastern Miscellany". An der aufgeschlagenen Stelle fand ich einen Aufsatz über das Thema: „Der neueste Stand der europäischen Politik". Und was da geschrieben stand, besonders über mein liebes, deutsches Vaterland, erregte derart mein Interesse, daß ich die Männer bat, mir die Zeitschrift mitzugeben, damit ich sie zu Hause in Muße lesen könne.

Nachdem ich dies getan, kann ich mich nicht enthalten, einiges davon in genauer Übersetzung hier wiederzugeben. Es dürfte vielleicht interessieren, zu sehen, wie von gewisser Seite auch schon in den chinesischen Zeitungen versucht wird, Stimmung gegen Deutschland zu machen. Als Verfasser jenes Aufsatzes zeichnete „Ein Westländer". Welchem westlichen Lande dieser angehört, wird kaum zweifelhaft sein. Der Mann schrieb:

„In Europa gibt es zurzeit eine große, wichtige Frage, die einmal die ganze Welt in Erstaunen setzen wird, bei vielen aber leider noch keine Beachtung findet.

Vor vierzig Jahren hatte Frankreich in Mitteleuropa die Macht in den Händen. Durch den Krieg vom Jahre 1871 fiel diese an Deutschland. Diese Tatsache ist indes, dank der Verstellungskünste der Diplomatie, bis heute noch nicht allgemein bekannt. Nach außen gelten Frankreich und Deutschland noch immer als ebenbürtige Mächte.

Was zunächst Frankreich anbelangt, so ist das Land äußerst schön. Die Meeresküsten sind ausgedehnt und vorzüglich, sein Reichtum ist groß, der Boden sehr fruchtbar. Seine Bewohner sind im Verkehr äußerst liebenswürdig und gewandt, sie sind auch begabt und geistreich. Und so nahm Frankreich früher einen hohen Rang unter den Völkern ein, und auch noch so zahlreiche Kriege vermochten sein Ansehen nicht zu erschüttern.

Ich komme nun zu Deutschland. Dieses Land liegt tief und ist sehr minderwertig. Es steht in Europa an unterster Stelle. Dabei ist Deutschland rings von mächtigen Staaten umgeben, von Frankreich, Italien, Österreich und Rußland. Sollte es daher eines Tages zu einem Streitfall kommen, dann könnten deren Truppen rasch und ungehindert über seine Grenzen marschieren. Deutschlands Meeresufer sind wenig ausgedehnt und schlecht. Das Land ist arm, der Boden unfruchtbar. Im Umgang mit andern sind die Deutschen langsam und unbeholfen. In allen diesen Stücken kommt Deutschland Frankreich nicht gleich. In einem Punkt dagegen, und zwar in einem sehr wichtigen, ist Deutschland Frankreich überlegen: während Deutschland fünfundsechzig Millionen Bewohner zählt, hat Frankreich deren nur neunundreißig Millionen. Und während die Bevölkerung Deutschlands jedes Jahr um rund eine Million zunimmt, ist die Frankreichs zum Stillstand gekommen. Deutschland wird also in dreißig Jahren etwa hundert Millionen Einwohner haben, Frankreich dagegen nach wie vor seine neunundreißig Millionen. So wird also Frankreich zu einem Staate zweiten Ranges herabsinken. Der Volksüberschuß Deutschlands aber wird einmal dessen Grenzen überfluten und sich in volksarme Gegenden anderer Länder ergießen.

... Wer heutzutage nach Weltmacht strebt, wie Deutschland, muß sich in erster Linie guter Häfen versichern, von denen aus er ungehindert die hohe See erreichen kann. Nun ist aber Deutschland in diesem Stück in jeder seiner Bewegungen gehemmt durch schwer zu beseitigende Hindernisse. Zwar ist seit dem preußisch-französischen Krieg vom Jahre 1871 seine Landmacht gewaltig angewachsen, und auch seine Industrie und sein Handel sind überaus rührig. Indes der Verkehr in seinen Häfen und der Verkauf seiner Waren sind noch durchaus von England abhängig. Und obwohl seine Seemacht in raschem Zunehmen begriffen ist, und trotz seiner Anstrengungen

im Bau von Schiffen, beträgt die Länge seiner Nordseeküste eben doch nur zweihundert englische Meilen. Sie genügt also den Bedürfnissen bei weitem nicht. Deutschlands Küstenanteil an der Ostsee ist zwar größer, aber der Schlüssel zu dieser liegt in den Händen Dänemarks und Schwedens. Auch ist der Zugang zu diesem Meer sehr schmal, so daß schon zwei bis drei Kriegsschiffe genügen, ihn zu blockieren.

So gleicht die Lage, in der sich Deutschland befindet, sehr der von Rußland. Wenn es diesen beiden Staaten nicht gelingt, die angedeuteten Hindernisse zu überwinden, das heißt einen besseren Zugang zum Meer zu gewinnen, werden sie nie Bedeutung zur See erlangen. Aus diesem Grunde trachtet Deutschland mit aller Macht nach Erweiterung seiner Meeresküste, ganz so wie Rußland nach der Mandschurei und der Liaotung-Halbinsel strebte. Beide Reiche beseelt dieser gleiche wichtige Gedanke. Und so sind die Pläne Deutschlands vor allem darauf gerichtet, die kleinen Nachbarstaaten mit sich zu verbinden und sie in Abhängigkeit vom deutschen Kaiserreich zu bringen.

Betrachten wir die Karte von Europa, dann sehen wir, daß, wenn Deutschland eine Seemacht werden will, es sich früher oder später Hollands oder Belgiens bemächtigen muß. Und in der Tat ist die Angliederung dieser beiden Länder an Deutschland das Hauptziel der deutschen Politik.

Ich lege diese Sache hier deshalb so ausführlich dar, damit die chinesische Regierung einen Einblick in die bösen Absichten Deutschlands bekommt, denn hier ist die Quelle alles Unheils für Europa und die Welt zu suchen. Indes Deutschland hat zum guten Glück einen gefährlichen Gegner, das ist die englische Flotte. Diese ist die weitaus stärkste der ganzen Welt. England ist bekanntlich eine Insel. Die Herrschaft zur See bedeutet daher für England geradezu eine Lebensfrage. Es kann nicht stillsitzen und ruhig zusehen, wie die deutsche Seemacht immer mehr anwächst. England darf deshalb kein Mittel unversucht lassen, die Pläne Deutschlands zu durchkreuzen.

Rußlands Begehren galt von jeher Konstantinopel. Daß sein früherer Einfluß in der Türkei jetzt auf Deutschland übergegangen ist, hat in Rußland großen Haß erzeugt.

Die deutsche Regierung hat Rußland immer davon zu über-

zeugen gesucht, daß seine Lebensinteressen in Asien liegen, damit Rußland seine Hauptkraft auf Asien verwende und den germanischen Völkern freie Hand in Europa lasse. Rußland sollte, das war Deutschlands heißer Wunsch, seine Pläne in bezug auf die Mandschurei und Mongolei nicht aufgeben, es sollte sein ganzes Interesse auf Asien konzentrieren. Frankreich dagegen, der Verbündete Rußlands, hat auf letzteres immer in dem Sinne eingewirkt, daß Asien für Rußland von geringer Bedeutung sei, daß Rußland nicht nötig habe, im Süden von Sibirien nach Landzuwachs zu streben. Es hat daher auch während des russisch-japanischen Krieges zu wiederholten Malen zum Abbruch der Feindseligkeiten geraten, weil mit jeder russischen Niederlage das politische Gleichgewicht in Europa verschoben wurde." Soweit der „Westländer".

Uns Deutschen sind diese Gedankengänge nicht neu, und wir regen uns darüber kaum mehr auf. Bedauerlich ist jedoch, daß diese Sorte politischer Brunnenvergifter auch schon in der jungen chinesischen Presse an der Arbeit ist. Die genannte Zeitschrift erscheint monatlich, ist gegen hundert Seiten stark und bringt gute Aufsätze und nette Illustrationen. Wie groß ihre Verbreitung ist, kann ich nicht sagen. Der Umstand jedoch, daß ich sie auf einem abgelegenen südchinesischen Markt gefunden habe, und daß der Schreiber obigen Aufsatzes hofft, durch sie das Ohr der chinesischen Regierung zu erreichen, läßt auf keinen kleinen Leserkreis schließen.

Man kann sich nun fragen, ob nicht die Pfeile, die der Mann abschießt, auf sein eigenes Vaterland zurückfliegen. Denn so sehr er sich auch Mühe gegeben hat, Deutschland anzuschwärzen und herunterzumachen, so wird dennoch jeder verständige Leser den Eindruck gewinnen, daß das Deutsche Reich offenbar nicht als quantité négligeable genommen werden dürfe, vielmehr ein kraftvoll aufstrebender Staat sein müsse, ein mächtiger Gegner. Denn sonst würde es hier wohl kaum in den Mittelpunkt der europäischen Politik gestellt. Auch daß jene Ausführungen nur von Eifersucht eingegeben sein können, wird ihm nicht entgehen. Und tatsächlich bewegte sich das Urteil meiner chinesischen Freunde in dieser Richtung. Der eine von ihnen, der den Aufsatz vorgelesen hatte, sprach es ganz offen aus, daß hier nur der Neid der Engländer gegen Deutschland zum Ausdruck komme. Der Aufschwung

Deutschlands und seine wachsende Macht zur See seien eben England ein Dorn im Auge.

Doch nicht alle Leser sind so verständig. Auch trifft es sich nicht immer so geschickt, daß gerade ein Deutscher dazu kommt, wenn die Chinesen so etwas lesen. Und so wird eben auch hier gelten: Semper aliquid haeret.

Was läßt sich nun hiergegen tun? Meiner Ansicht nach gibt es nur ein Mittel: wir Deutsche müssen mehr als bisher Einfluß auf die chinesische Presse und die chinesische Literatur bekommen. Doch, wie bekommen wir diesen Einfluß? Die Engländer und Amerikaner haben es uns gegenüber leicht. Sie können ihre Arbeiten in englischer Sprache einschicken. Auf der chinesischen Redaktionsstube wird sich immer jemand finden, der sie übersetzen kann. Auch die englische Zeitung findet dort bereitwillige Aufnahme. Der deutschen Zeitung und dem deutschen Aufsatz dagegen sind die Türen verschlossen, denn niemand von diesen Leuten versteht Deutsch.

Wird sich das ändern? Jedenfalls so bald noch nicht. Ach, es ist ein Jammer! In unserer Kreisstadt ist ein Chinese, der auf Borneo als „washman" sein Englisch gelernt hat, als Lehrer des Englischen an der Regierungsschule angestellt. Der Mann bezieht sechshundert Dollar Gehalt, eine Riesensumme für die hiesigen Verhältnisse. Sein jüngerer Bruder, den er sich als Lehrling herangezogen hat, ein Bürschchen von kaum siebzehn Jahren, streicht in der Nachbarstadt dreihundert Dollar ein. Dabei laufen hier etwa zehn junge Chinesen herum, die Deutsch gelernt haben, vier bis sechs Jahre lang und noch länger. Niemand will sie. „Sie können nicht viel," heißt es. Das mag sein, da ihnen die Übung fehlt. Indes bei einiger Geduld im Anfang würde es wohl schon gehen. Doch, wer will sich mit deutsch-radebrechenden Chinesen herumschlagen, wo er mit leichter Mühe Dutzende englisch-sprechender Leute bekommen kann. Das ist so verständlich wie nur etwas. Indes, ebenso verständlich dürfte sein, daß dies bei den Chinesen kaum die Lust erwecken wird, sich an die schwer zu erlernende deutsche Sprache zu machen, die so wenig Aussichten für das spätere Fortkommen bietet.

So bleibt nur der eine Weg übrig, wenigstens vorläufig: wir Deutsche müssen Chinesisch lernen, wenn wir Einfluß auf die chinesische Presse und das chinesische Geistesleben bekommen wollen.

Die Chinesen sollen unser Vaterland, unsere Politik, unser Wissen, unser Können, unsere Sitten, unsere Familie, unsere Helden nicht mehr nur in der Dürftigkeit und Entstellung englischer und amerikanischer Berichterstattung kennen lernen, sondern die deutsche Hand, der deutsche Geist, das deutsche Herz sollen ihnen die Kenntnis darüber vermitteln. Kann dies nicht in deutschen Buchstaben und deutschen Wendungen geschehen, dann müssen wir uns eben der chinesischen Sprache und Schriftzeichen bedienen.

Ich denke, es sollte nicht schwer halten, Männer zu finden, die, des Chinesischen mächtig, durch Aufsätze in chinesischen Zeitungen, durch chinesisch geschriebene Bücher und Schriften für die deutschen Interessen in China zu wirken imstande wären. Die deutsche Regierung sollte eigens zu diesem Zweck eine Summe auswerfen. Womöglich könnten auch unsere großen Exportfirmen einen Fonds hierfür gründen. Das so angelegte Geld würde reiche Zinsen tragen.

Ich bin jetzt bald zwanzig Jahre in China. Während dieser Zeit hörte ich in Gesprächen mit Chinesen unzählige Male den Namen Washington. Viele Chinesen scheinen diesen Mann für den größten Mann aller Zeit zu halten. Im Anfang wunderte ich mich hierüber. Es schien mir des Lobes doch gar zu viel zu sein. Denn ich selbst wußte von George Washington nicht gerade viel, nur etwa noch das, daß er sich große Verdienste um die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erworben habe, daß er ein tapferer Mann und ein vornehmer, edler Charakter gewesen sei. Jedoch solche Männer gab es anderwärts auch, ohne daß ich aus Chinesenmund jemals ihren Namen gehört hätte. Aber hier wies vielleicht mein Geschichtswissen eine Lücke auf. Ich griff daher nach meinem „Jäger", indes auch dieser sagte mir nicht viel mehr. Woher also diese, wie mir vorkam, übertriebene Wertschätzung des Amerikaners? Ich kannte eben damals den großen Einfluß der amerikanisch-englischen Presse und Literatur in China noch nicht.

Ebenso wie über Washington, schreiben sie auch über Roosevelt, über Taft, über Cromwell, Gladstone, Eduard VII., über ihre Maschinen, Schiffe, Lampen, Kohlen, Schulen, Soldaten, Eisenbahnen usw. Für unsern Bismarck dagegen, unsern Moltke, Stein, Kant, Goethe, Schiller, Lessing, Humboldt, wie für alle unsere Großen, für unsere Industrie und unseren Handel, für unser Schul- und Militärwesen fallen von dem amerikanisch-englischen Bücher-

tisch nur eben noch einige armselige Brocken ab, untermischt mit gefährlichen Giftkörnern. Das sollte anders werden. Deutschland muß sich den Chinesen selbst vorstellen.

Deutsche Pionierarbeit in China.

Es wird zurzeit in der deutschen Presse viel geschrieben über die „Aufgaben Deutschlands in China". Auch im Reichstag wurde dieses Thema schon zur Sprache gebracht. Man fängt an die große Bedeutung zu erkennen, die das gewaltige chinesische Reich in Zukunft gewinnen wird, und zwar sowohl auf politischem, als namentlich auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Man sieht auch ein, daß Deutschland in China ins Hintertreffen geraten ist, und daß dort England und besonders Amerika den Platz an der Sonne einnehmen. Dieses Überwiegen des amerikanischen und englischen Einflusses wird von manchen, und nicht mit Unrecht, vorwiegend der Tätigkeit der Missionare dieser beiden Länder zugeschrieben. Gegen die deutschen Missionare in China wird dann der Vorwurf erhoben, daß sie im Gegensatz zu ihren angelsächsischen Kollegen zu wenig die Interessen ihrer Nation vertreten, zu wenig Pioniere des Deutschtums seien.

Diese Angriffe sind nicht neu. Schon vor Jahren brachte eine angesehene deutsche Zeitschrift einen diesbezüglichen Aufsatz. Ich veröffentlichte damals im „Ostasiatischen Lloyd" in Shanghai eine Erwiderung, die ich im Auszug hier folgen lasse.

„Die deutschen Missionare in China haben die Arbeit ihrer englischen und amerikanischen Kollegen immer mit großem Interesse verfolgt. Mit aufrichtiger Freude haben sie wahrgenommen, wie deren Reihen sich von Jahr zu Jahr verstärkten, wie sie mit den reichen Geldmitteln, die ihnen zur Verfügung standen, Kirchen und Schulen bauten, Spitäler errichteten, Museen und Bibliotheken anlegten, Bücher und Zeitungen herausgaben usw. Was ihnen an ihren angelsächsischen Freunden zuweilen nicht gefallen wollte, war das, daß einzelne von ihnen zu sehr ihre Nationalität hervorkehrten, Patriotismus mit Chauvinismus verwechselten und ihren idealen Beruf sehr stark mit englischer oder mit amerikanischer Interessenpolitik verquickten.

Bekanntlich haben die Engländer die deutsche Aktion in Shantung und die sich daran anschließende Reise des Prinzen Heinrich von Preußen mit wenig wohlwollenden Blicken betrachtet. Die Kommentare, welche die englische Presse an jene Ereignisse knüpfte, verließen darum nicht selten den sachlichen Boden. Mit Bedauern mußte man sehen, wie auch in den von englischen Missionaren herausgegebenen chinesischen Blättern mißgünstige und abfällige Kritik geübt wurde. So erinnere ich mich, daß eine dieser Zeitungen, die in China weite Verbreitung hatte und namentlich in den Amthäusern viel gelesen wurde, die Erwerbung von Kiautschou in einer für Deutschland nichts weniger als schmeichelhaften Weise aufbauschte. Über den Prinzen Heinrich erzählte sie ein Histörchen, das durchaus geeignet war, den Prinzen in den Augen der Chinesen herabzusetzen und lächerlich zu machen. Er habe, so hieß es, auf einer früheren Reise einmal Japan berührt. Dort sei er beim Vogelschießen von einem Polizisten verhaftet und kurzerhand eingesperrt worden. Alle seine Proteste, auch die Berufung auf seinen hohen Stand, hätten nichts gefruchtet. Erst nach geraumer Zeit sei er auf Befehl von Tokio aus wieder auf freien Fuß gesetzt worden.

Dasselbe Blatt brachte etwas später einen Vergleich zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland. Der Refrain, der in dem Aufsatz immer wiederkehrte, lautete: Ich bin groß und du bist klein.

Die gleiche loyale Gesinnung und Bescheidenheit wie in ihren Zeitungen bringen diese Herren auch in den von ihnen in chinesischer Sprache abgefaßten Büchern zum Ausdruck. Vor mir liegt ein Atlas mit einem kurzen Abriß der Geographie. Das Buch ist reich illustriert. Die Karten sind gar nicht übel; Papier, Druck und Einband sind sogar recht gut. Gegen die äußere Ausstattung des Werkes läßt sich also nichts einwenden. Anders verhält es sich mit dem Inhalt. Während die Vereinigten Staaten in zehn Kapiteln ausführlich behandelt sind, wird Deutschland mit zwölf Zeilen abgetan. Ja, nicht einmal eine besondere Karte hat man für dieses. Die Union dagegen macht auf einer Doppelkarte einen geradezu großartigen Eindruck. Da reiht sich Staat an Staat, jeder mit einem andern Farbenaufdruck. Auch die Karten Englands und seiner Kolonien wirken imponierend. Deutschland dagegen ist nur ein

kleines Stückchen Land auf der Karte von Europa, und der aufgedruckte Name ist nicht der bei den Chinesen allgemein gebräuchliche und auch amtlich festgesetzte, Tet-kwet, sondern Nyit-ngi-man, eine phonetische Nachbildung des englischen Germany, so daß mancher Leser gar nicht darauf kommt, daß damit Deutschland gemeint ist.

Auch das Bild des deutschen Kaisers ist nicht aufgenommen, wogegen die Kaiser von Rußland und Österreich, die Königin von England, der König von Schweden, der Sultan, der Khedive und sogar Seine Äthiopische Majestät, Negus Menelik, das Buch zieren.

Eine ähnliche geographische Leistung kam mir kürzlich zu Gesicht. Es handelt sich um eine Karte der beiden Halbkugeln. Sie ist flüchtig ausgeführt, Wasser und Land sind weiß gelassen. Damit aber die Chinesen wissen, wo sie das britische Weltreich zu suchen haben, ist bei England und seinem gesamten Kolonialbesitz grelles Karmin aufgetragen. Dabei ist — ob mit Absicht oder aus einem Versehen? — die rote Farbe manchmal auch etwas in das Gebiet der Nachbarn hineingeraten. Dem Emir von Afghanistan verdeckt sie das halbe Reich, und auch in Süd- und Ostafrika zeigen sich verdächtige Abrundungen.

Dieselbe Tendenz wie in diesen geographischen Werken tritt auch in den Geschichtsbüchern zutage. Auch hier finden England und Amerika weit über Gebühr Berücksichtigung.

Verstehen können wir die Verfasser dieser Bücher schon. Sie schreiben eben als gute englische oder amerikanische Patrioten. Auch sind sie von Jugend auf gewöhnt, die nicht-angelsächsische Welt mit den gleichen Augen zu betrachten, mit denen bisher der Chinese die nicht-chinesische Welt betrachtete. Trotzdem können wir es nicht entschuldigen, daß sie in ihren Darstellungen so wenig Objektivität und Gerechtigkeit walten lassen. Vollends zu verurteilen aber ist, wenn sie mit Anekdoten, wie der oben erwähnten, ihre chinesischen Leser zu unterhalten suchen.

Wenn nun die deutschen Missionare keine Lust haben, dieses Treiben mancher ihrer englischen und amerikanischen Kollegen nachzuahmen, so darf daraus noch nicht der Vorwurf abgeleitet werden, sie seien keine guten Patrioten. Ein großer Prozentsatz von ihnen hat dem deutschen Heer angehört, so daß schon aus diesem Grunde ein patriotischer Geist bei ihnen als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt werden kann. Aber, wird man einwenden, wenn dieser

Patriotismus wirklich vorhanden ist, warum äußert er sich dann nicht? Nun, daß bei den deutschen Missionaren die patriotische Gesinnung nicht in der Weise der Engländer und Amerikaner zum Ausdruck kommt, wird ihnen jeder billig Denkende gewiß verzeihen, sie vielleicht sogar noch darum loben. Auch daß sie „ihren Beruf wesentlich idealer auffassen" als jene, kann ihnen kaum zum Tadel gereichen. Ebensowenig, daß sie es verschmähen, „sich im Innern des Landes an Spekulationen zu beteiligen, die ihnen zu großen Vermögen verhelfen". Wer darum aber glauben wollte, die praktische und patriotische Seite der Missionstätigkeit werde von ihnen vernachlässigt, würde ihnen unrecht tun.

Diese falsche und von keinerlei Tatsachen gerechtfertigte Auffassung, als hätten die Missionare „kein Verständnis für die Aufgaben des praktischen Lebens", als wären sie nur „fromme Schwärmer, die sich einbilden, die Chinesen mit Bibelsprüchlein bekehren zu können", kann nur auf völlige Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse zurückgeführt werden. Wohl braucht der Missionar diese Bibelsprüchlein auch, und manchem Chinesen hat er damit schon große Freude gemacht. Und diese Bibelsprüchlein — das sei hier ausdrücklich gesagt — werden für alle Zeiten das Hauptrüstzeug bilden für den Missionar im Kampf mit dem Heidentum. Aber in hundert Fällen weiß dieser sehr wohl, daß er nicht gleich mit Religion kommen darf. So richtet er sich eben nach den Verhältnissen und redet zunächst von etwas anderem. Heute sitzt er mit einem Mandarin zusammen. Mit diesem spricht er über deutsche Staatseinrichtungen. Er kommt auf den Kaiser, auf Bismarck, und beantwortet unzählige Fragen, die der lebhafte Herr an ihn richtet. Morgen trifft er einen Offizier. Dieser interessiert sich für das deutsche Militär. Der Missionar hat selbst gedient, er redet mit Begeisterung vom deutschen Heer, schwärmt für Moltke und kommt zuletzt auch noch auf den deutsch-französischen Krieg. Er wird warm, und auch der chinesische Soldat wird warm. Er begeistert sich für die Deutschen, versichert wohl auch, daß er schon viel von General v. Hanneken gehört habe, der ja auch ein Deutscher sei und lange in China gelebt habe, und bittet zuletzt, ihm ein gutes Gewehr zu besorgen. Oder, der Missionar tritt in eine Schule. Der chinesische Lehrer ist ein aufgeweckter Mann. Er fragt dies und fragt jenes, und man berichtet eingehend über alles. Der Chinese erfährt jetzt zum

erstenmal, daß in Deutschland der Schulbesuch obligatorisch sei, und zwar auch für das weibliche Geschlecht, was bei ihm große Verwunderung hervorruft. Man spricht weiter von den deutschen Gymnasien und Universitäten, vom deutschen Examenswesen, empfiehlt Bücher und Karten, namentlich auch die Schriften von Dr. Faber, wobei man ausdrücklich betont, daß dieser auch ein Deutscher gewesen sei. Besser bemittelten jungen Chinesen rät man etwa auch an, zu ihrer Ausbildung nach Deutschland zu gehen und weist auf die Japaner hin, die ebenfalls mit Vorliebe deutsche Hochschulen besuchen und deutschen Lehrern den Vorzug geben. Nicht selten opfert der Missionar auch seine wenigen Freistunden, um einige strebsame Leute in der deutschen Sprache zu unterrichten oder ihnen die Anfangsgründe von Mathematik, Physik usw. beizubringen. Oder es besuchen ihn, was oft vorkommt, Chinesen in seiner Wohnung. Sie sehen da Nähmaschinen, Wanduhren, Tischdecken, Lampen, Spiegel, Messer und hundert Dinge, die ihnen gefallen. Sie fragen nach dem Preis und der Bezugsquelle, bringen wohl auch die genannte Summe und bitten um Besorgung dieses und jenes Artikels. So sah vor einiger Zeit ein junger Chinese bei Anlaß eines solchen Besuches einen Ruderapparat. Das merkwürdige Ding interessierte ihn, er ließ es sich erklären und erschien schon nach wenigen Tagen mit fünfzig Dollar für einen ähnlichen Apparat. Heute rudert er auf Tod und Leben und ist entzückt über die Muskelballen, die sich an seinen mageren Ärmchen zu bilden beginnen. Auch größere Kaufabschlüsse für Baumwollgarn, Guano, Farbstoff usw. haben die Missionare schon vermittelt. Und die Vertreter deutscher Firmen, die zu diesem Zweck ins Innere reisen, haben bei ihnen jederzeit die weitgehendste Unterstützung gefunden.

Doch der Missionar dient den deutschen Interessen auch noch auf andere Weise. Er hat von jeher besonders der Schularbeit seine Aufmerksamkeit zugewandt. Das Unterrichtswesen der Basler Mission zum Beispiel ist vortrefflich organisiert. Es werden da unterschieden Schulen für die christliche und solche für die nichtchristliche Jugend. Und in diesen Schulen bietet sich dem Missionar reichliche Gelegenheit, deutsches Wesen zu vertreten und in deutschem Sinn und Geist zu arbeiten. Und daß er auch auf dem Gebiet der Schule Tüchtiges zu leisten imstande ist, dafür hat er schon wiederholt den Beweis erbracht. So kamen bei zwei theologi-

schen Preisaufgaben, die von englischen Missionaren für die eingeborenen Prediger von ganz China ausgeschrieben waren, das einemal der zweite und der dritte Preis, das anderemal der erste, dritte und vierte Preis in die Basler Mission.

Aber „warum werden dann alle Anfragen an die deutschen Missionen, ob für Lehrerstellen geeignete Kräfte — seien es Deutsche, seien es Chinesen — abgegeben werden können, verneinend beantwortet?“ fragt der Gewährsmann der eingangs erwähnten Zeitschrift. Nun, daß die Missionare sich solchen Anfragen gegenüber meist ablehnend verhalten, wird ihnen niemand im Ernst zum Vorwurf machen. Es gereicht ihnen vielmehr zur Ehre, daß sie trotz geringen Gehaltes und einer aufreibenden, anstrengenden Tätigkeit vorteilhaftere Angebote und eine bequemere Lebensstellung ausschlagen, nur um ihren Idealen treu bleiben zu können.

Aber dann die in den Missionsschulen ausgebildeten Chinesen, warum bieten sie sich nicht an? Was diese betrifft, so gelten für sie dieselben Grundsätze wie für den Missionar. Die höheren Missionsschulen für die christliche Jugend dienen in erster Linie der Heranbildung von Predigern und Lehrern. Es wäre nun für diese Leute ebenfalls unehrenhaft, wenn sie den Dienst der Mission, die zum größten Teil die Kosten ihrer Ausbildung bestritten hat, verlassen wollten, um in andere Dienste zu treten. Da man aber von Chinesen nicht die gleiche sittliche Kraft erwarten kann wie vom christlichen Europäer, also zu befürchten ist, daß der eine und andere von ihnen verlockenden Werbungen nicht würde widerstehen können, so wurde bisher an diesen Schulen vom Unterricht in fremden Sprachen abgesehen. Man sah sich zu dieser Maßregel veranlaßt durch die Erfahrungen, die an anderen Orten, zum Beispiel auf der Goldküste gemacht wurden. Dort verlangt die Regierung Unterricht im Englischen. Die Folge ist, daß immer wieder tüchtige Prediger und Lehrer den Dienst der Mission verlassen, um sich von den Minen- und Eisenbahngesellschaften, Kaufleuten und Beamten anstellen zu lassen, zum Teil mit fünf- und zehnfach höherem Gehalt. Man kann die Handlungsweise dieser Leute verstehen und darf sie nicht zu streng beurteilen. Indes man wird es ebenso begreifen, wenn die Missionare ihrerseits vorbeugen und ihren Angestellten das Verlassen des Dienstes dadurch erschweren, daß sie diese nicht in fremden Sprachen unterrichten. Denn niemand sieht es gern, wenn

ihm Leute davonlaufen, die er sich mühsam herangezogen hat und die er selbst gut brauchen kann.

Im übrigen wurde noch aus einem andern, idealeren Grund davon Abstand genommen, Unterricht im Deutschen oder Englischen zu geben. Die deutschen Missionare huldigten von jeher der Anschauung, daß es ihre Pflicht sei, mit allen Kräften das Wohl des Volkes, unter dem sie arbeiten, zu fördern. Diesem Zweck sollten auch die Schulen dienen. Es wurde daher bei der Erziehung alles vermieden, was geeignet gewesen wäre, die Schüler ihrem Volk zu entfremden. Man wollte diese zu tüchtigen Chinesen heranbilden und nicht zu Karikaturen, wie so manche Zöglinge englischer und amerikanischer Schulen, die zu wenig englische Bildung besitzen, um etwas Tüchtiges zu leisten, aber auch nicht genug chinesische, um noch in ihrem Vaterland brauchbar zu sein.

Selbstverständlich sind die deutschen Missionen daneben immer und überall bemüht gewesen, den Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen. Geben sie die Zöglinge ihrer christlichen Schulen nicht gerne an andere ab, so suchen sie, wo immer es sich als tunlich erweist, höhere Schulen für die nichtchristliche Jugend zu errichten. Die Basler Mission hat in Indien schon seit Jahren ein hochentwickeltes, blühendes Schulwesen. Über das ganze Land zerstreut findet man Beamte, die in ihren Schulen die Reifeprüfung für die Universität erlangt haben. Auch die Zahl von Schreibern, Übersetzern, Bahn- und Postbeamten, die aus diesen Schulen hervorgegangen sind, geht in die Tausende, und die englische Regierung unterstützt die Tätigkeit der deutschen Missionare in Indien durch bedeutende jährliche Beiträge auf das nachdrücklichste.

Daß in China nach dieser Seite hin weniger getan wurde, ist auf Gründe zurückzuführen, die ich als bekannt voraussetzen darf. Einmal fehlte es hier bisher am Bedürfnis nach westlichem Wissen, und dann waren die Zustände im Innern derart, daß an größere Unternehmungen nicht gedacht werden konnte. Seit jedoch, namentlich infolge des russisch-japanischen Krieges, überall reges Interesse für europäische Bildung erwachte, verkannten die deutschen Missionen keinen Augenblick ihre Aufgabe. Die Berliner und die Rheinische Mission, wie auch die Basler Mission gingen sofort an die Eröffnung von Schulen für westliches Wissen. In diesen wurde neben dem Chinesischen in Englisch und Deutsch unterrichtet.

Daß auch Englisch gegeben wurde, erregte bei manchen einiges Mißfallen. Doch war dies leider nicht zu ändern. Denn der neue chinesische Lehrplan schreibt das Englische nun einmal vor. Wer das Examen bestehen will, muß Englisch können. Die deutsche Sprache kommt erst an zweiter Stelle und ist fakultativ. Doch auch abgesehen vom Examenszwang kommt der Unterricht im Englischen einem dringenden Bedürfnis entgegen. Der Chinese ist nämlich der Ansicht, daß Yin-wun thung hang, das heißt er glaubt, das Englische spiele in der außerchinesischen Welt dieselbe Rolle wie in China der Mandarindialekt. Wohin er kommt — in Swatow, Hongkong, Singapore, Borneo, Australien, Amerika, Südafrika, überall hört er Englisch, sogar von den Deutschen! Was Wunder, wenn nun auch er vor allem diese Sprache erlernen will.

Aber „so schafft doch selbst ein Bedürfnis für Deutsch, soweit es nicht tatsächlich besteht," ruft jener Einsender den Missionaren zu, „doch das kommt den Herren wahrscheinlich gar nicht in den Sinn", fährt er etwas hochmütig weiter. O, gewiß ist das den Missionaren schon in den Sinn gekommen. Ja, es haben hierüber schon eingehende Beratungen und erregte Debatten stattgefunden, und im Anfang erhoben sich energische Proteste gegen den Unterricht des Englischen. Doch die Erkenntnis, daß mit dieser Sprache diese Schulen stehen und fallen, siegte zuletzt über alle Bedenken. Denn der Chinese ist, wie jeder weiß, durchaus praktisch veranlagt. Er fragt bei allem: Was kommt dabei heraus? Welchen Vorteil habe ich davon? Wie er nun zurzeit das Deutsche sollte verwerten können, sieht er nicht ein, ist ihm auch gar nicht so leicht begreiflich zu machen, wie der genannte Herr zu glauben scheint. Die wenigen Stellen, die sich etwa für deutsch-sprechende Chinesen finden lassen, sind bald besetzt. Und ein deutscher Kaufmann würde einen solchen Mann, wenn er nicht zugleich auch des Englischen mächtig wäre, kaum anstellen. Das Deutsche ohne das Englische ist daher an einer solchen Schule gegenwärtig noch ein Ding der Unmöglichkeit.

Wie aus diesen Ausführungen zur Genüge hervorgehen dürfte, sind die deutschen Missionare, auch was die Lehrtätigkeit anbetrifft, durchaus nicht müßig gewesen. Wenn ihnen daher jetzt ihre englischen und amerikanischen Kollegen als Vorbild hingestellt werden, und wenn gesagt wird: „Die Missionen dieser Völker haben längst erkannt, daß es ihre Aufgabe ist, auch auf anderen Gebieten, als

dem rein religiösen, sich zu betätigen," so ist der in diesen Worten enthaltene Vorwurf unberechtigt. Ich möchte diesen Satz vielmehr umdrehen und sagen: „Weniger die Missionen dieser Völker als vielmehr die Völker dieser Missionen haben jene Aufgabe erkannt." Denn das englische und das amerikanische Volk haben von jeher für die Arbeit der Missionare mehr Verständnis und Interesse gezeigt als der überwiegende Teil des deutschen Volkes. Wer die Mission kennt und weiß, was sie leistet, den muß diese Gleichgültigkeit mit Bedauern, aber auch mit Verwunderung erfüllen. Man rühmt so oft den deutschen Kaufmann, Ingenieur, Soldaten, Forscher, Beamten, die als „Pioniere des Deutschtums" im Ausland tätig seien. Man beleuchtet in den hellsten Farben — und wer möchte dies tadeln — die „deutsche" Tüchtigkeit und Gründlichkeit dieser Leute. Wohlan, so erkenne man auch dem deutschen Missionar diese Fähigkeiten und Vorzüge seiner Rasse zu. Auch er macht seinem Heimatland Ehre, auch er verrichtet deutsche Pionierarbeit, und zwar in weit höherem Maße als viele ahnen.

Die Engländer und Amerikaner haben diese Tatsache schon längst erkannt. Sie haben daher auch ihre Missionare in der freigebigsten Weise unterstützt. Und die reichlichen Mittel, die diesen zur Verfügung standen, ermöglichten es ihnen, ihre großartigen Schulhäuser, Spitäler, Druckereien und Anstalten aller Art zu errichten. Auch wurden diese Missionen in die Lage versetzt, große Scharen junger, zum Teil sehr tüchtiger Leute beiderlei Geschlechts in die Welt hinauszusenden, namentlich nach China, so daß jetzt „ein Wink genügt, und es steht eine beliebige Zahl von Leuten zur Verfügung" (als Lehrkräfte für Englisch, als Pioniere im englischen Interesse). Ja gewiß, das von jenen Völkern auf diese Weise angelegte Kapital fängt an sich zu verzinsen! Im neuen China sind heute Zehntausende ehemalige englische und amerikanische Missionsschüler tätig als Minister, Abgeordnete, Präfekten, Mandarine, Offiziere, Sekretäre und besonders als Journalisten. Und sie alle sehen die Welt nicht nur mit christlichen, sondern auch mit englischen und amerikanischen Augen an. Und sie alle sind — bewußt und unbewußt — Agenten des Angelsachsentums!

Die deutschen Missionare durften sich nicht gleichen Wohlwollens und Entgegenkommens von seiten ihrer Landsleute erfreuen wie ihre englischen und amerikanischen Kollegen. Diese letzteren spre-

chen zwar durchweg mit der größten Hochachtung und Anerkennung von der Arbeit der deutschen Missionare, aber im Hinblick auf deren öftere pekuniäre Schwierigkeiten und Verlegenheiten haben sie den Ausdruck geprägt „the poor German Missionaries". Ist diese Bezeichnung schon nicht schmeichelhaft für den deutschen Missionar, so liegt andererseits in derselben auch eine scharfe Verurteilung des deutschen Volkes!

Doch dieses hat es nicht nur an Interesse und Wohlwollen für die Mission fehlen lassen, sondern gewisse Kreise haben dieser geradezu Übelwollen und Feindschaft entgegengebracht, was hier nicht verschwiegen werden soll. Namentlich hat ein großer Teil der deutschen Presse der Mission gegenüber bisher eine durchaus ablehnende Haltung eingenommen. Dies ist nicht in letzter Linie zurückzuführen auf die Berichte mancher Reisenden, bei denen es fast Mode geworden ist, ihren Schilderungen über Land und Leute auch ein Kapitel über die Mission anzufügen, in welchem über die letztere oft in recht unnobler, oberflächlicher und wenig Sachkenntnis verratender Weise geurteilt wird. So traf ich vor einigen Jahren einmal einen dieser federgewandten Herren. Er sprach sich mir gegenüber in einem so geringschätzigen und abfälligen Ton über die Mission und die chinesischen Christen aus, daß ich sofort den Eindruck gewann, der Mann weiß gar nicht, um was es sich bei der Mission handelt. Ich fragte ihn daher, ob er schon eine Missionsstation besucht und sich die Arbeit dort etwas angesehen habe. „Nein," war die Antwort. Ich fragte weiter, ob er schon einmal einen Missionar gesprochen habe. „Nein, Sie sind der erste." „Aber unsere Christen haben Sie doch wohl kennen gelernt?" „Auch das nicht," mußte der Mann gestehen. Als ich nicht umhin konnte, meiner Verwunderung darüber Ausdruck zu geben, daß er trotzdem in der geäußerten scharfen Weise über die Mission sich auszulassen wage, vernahm ich, daß er seine Informationen in Holländisch-Indien eingeholt hatte. Also nach Java muß man gehen, wenn man sich über die Mission in China unterrichten will! Und was man dort im Klub „aus gut unterrichteter Quelle" vernimmt, verleibt man skrupellos seinem Buch ein, und die Presse druckt es ebenso skrupellos und mit Vergnügen nach. Es ist merkwürdig — derselbe Herr, ein berühmter Reiseschriftsteller, würde sich wahrscheinlich sehr hüten, über irgend ein anderes ihm fremdes Gebiet ein so sicheres und abschätzendes

Urteil zu fällen. Er müßte fürchten, sich dem allgemeinen Gespött auszusetzen und von der Gesellschaft nicht mehr ernst genommen zu werden. Bei der Mission dagegen und allem, was mit dieser zusammenhängt, wie auch sonst auf dem religiösen Gebiet, braucht es keine Sachkenntnis, denn hier läuft man nie Gefahr, sich zu „blamieren". Hier kann man des Beifalls seiner Leser von vornherein sicher sein.

Dies wußte auch jener junge Kaufmann, der zurzeit des Boxeraufstandes aus China nach Hause schrieb: „Hier im deutschen Klub in T. gibt es jedesmal ein Hallo, wenn die Nachricht eintrifft, daß wieder ein Missionar ermordet worden ist." Trauriger deutscher Michel! möchte man dem jungen Menschen zurufen.

Doch genug hiervon. Ich habe diese Beispiele nur angeführt, um zu zeigen, wie wenig vornehm und wie oberflächlich bisher von manchen Deutschen über eine Sache geurteilt wurde, die eines eingehenden und gründlichen Studiums wohl wert gewesen wäre. Es ist zu hoffen, daß in Zukunft im deutschen Volk und auch in der deutschen Presse die Mission eine bessere Würdigung und gerechtere Beurteilung finden wird. Zu bedauern wird freilich immer bleiben, was hier gefehlt worden ist. Denn nicht nur sind durch diese Verunglimpfungen viele junge Leute, die Tüchtiges hätten leisten können, vom Betreten der Missionslaufbahn abgeschreckt worden, sondern auch manche Unterstützung und Förderung ist dadurch den Missionaren entzogen worden, die auch der deutschen Pionierarbeit in China jetzt sehr zu statten käme. Was hier all die Jahre her versäumt und gesündigt wurde, ist so schnell nicht nachzuholen! Immerhin kann noch manches gut gemacht werden, wenn das deutsche Volk sich seiner Missionspflicht besser bewußt wird, und wenn es erkennt, welch tüchtige Mitarbeiter es in seinen kulturellen und wirtschaftlichen Bestrebungen in China in den Missionaren besitzt.

Im übrigen sollte jeder Deutsche, der in China lebt, sei er nun Missionar, Kaufmann, Ingenieur, Beamter, Dolmetscher, Lehrer oder Journalist, in seinem Teil treu deutsche Pionierarbeit tun durch Pflege unserer schönen Muttersprache, durch Festhalten und Verbreiten deutschen Wesens und deutscher Sitte, durch Tüchtigkeit in seinem Beruf, besonders auch durch Erlernung der chinesischen Sprache. Und da Einigkeit stark macht, sollten alle, die sich irgend-

wie an dieser Pionierarbeit beteiligen, fest zusammenhalten als tapfere Söhne Germanias, um mit vereinten Kräften das Wohl und den Ruhm des gemeinsamen Vaterlandes zu fördern."

So schrieb ich damals. Heute möchte ich noch hinzufügen, daß der Missionar allerdings nicht vergessen darf, daß er im Dienst dessen steht, der gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Er wird zwar auch in China seines deutschen Vaterlandes gedenken und jederzeit mit freudigem Stolz bekennen: Civis Germanus sum! Aber seine Hauptaufgabe wird und muß bleiben, Untertanen für das Reich Jesu zu gewinnen. Die Interessen dieses Reiches stehen ihm höher als alle andern Interessen.

Und für die Pionierarbeit in diesem Sinne ruft nun auch er seine deutschen Brüder zur Mithilfe auf, wie er andererseits auch wieder bereit ist, diese in ihrer deutschen Pionierarbeit zu unterstützen, soweit sich dies mit seiner Stellung und seinem Beruf vereinbaren läßt.

Liebe und Not.

In einer alten, malerisch am Aarestrand gelegenen Stadt der Schweiz tagte eine Versammlung. Viele geistliche und auch zahlreiche weltliche Herren waren erschienen. Es wurden lange Beratungen gepflogen und wichtige Beschlüsse gefaßt. Im Laufe der Verhandlungen brachte einer der Redner auch die Mission zur Sprache. Er schilderte die Not der Heiden und wies auf die Pflichten hin, welche die Christenheit diesen gegenüber habe.

Die von großer Liebe und Wärme getragenen Ausführungen verfehlten nicht, tiefen Eindruck auf die Anwesenden zu machen. Nur einer war mit denselben nicht einverstanden. Es war ein Laie, ein hochmögender Herr von streng kirchlicher Richtung. „Ich möchte dem gegenüber, was wir soeben von den Heiden gehört haben," begann er, „auf die Not im eigenen Lande hinweisen. Große Summen werden alljährlich für die Mission gegeben; sie sind für unsere Stadt, unsern Kanton, unser Land verloren! Man beschäftigt sich mit den Schwarzen und den Chinesen und mit allen möglichen fremden Menschen, während wir doch so viel Hilfsbedürftige und Notleidende, so viel Armut und Mangel vor unserer Türe haben. Ich

meine, ehe wir unser Geld in die Ferne weggeben, wollen wir doch lieber dem Notstand in der Nähe steuern. Das Hemd, wenn dies zu sagen gestattet ist, ist uns näher als der Rock."

Nach diesen mit Überzeugung und Würde gesprochenen Worten setzte sich der edle Menschenfreund.

Niemand widersprach ihm. Ja, manche gaben durch beifälliges Kopfnicken ihre Zustimmung kund. Am meisten war seine Rede einem der anwesenden Stadtgeistlichen zu Herzen gegangen. Dieser stand an einer armen Gemeinde. Er hatte es in seinem Bezirk vorwiegend mit kleinen Handwerkern und Arbeitern zu tun. Unter diesen gab es nun allerdings viel Not und Elend. Dem Pfarrer bereitete diese Not „vor seiner Türe" manche schwere Stunde. Gerade jetzt wieder beschäftigte eine arme Arbeiterfamilie Tag und Nacht seine Gedanken. In einem Hinterhaus, in dumpfer Stube, lag der Mann schon seit Monaten auf dem Siechbett. Die schwache Frau war ebenfalls leidend und dabei noch im Gemüt bedrückt. Am Boden und in den Bettchen schrien fünf Kinder nach Brot. Der Pfarrer tat, so viel in seinen Kräften stand, indes diese begannen zu versagen. „Der kann helfen," schoß es ihm plötzlich durch den Sinn, als er den genannten Herrn so warm und so eifrig über Armut und Not reden hörte. Er war dem Mann bisher nicht näher getreten, er wußte nur, daß er draußen vor der Stadt eine Villa besaß und sehr reich war.

Sobald er nach Hause kam, setzte er sich an den Schreibtisch. In kurzen, eindringlichen Worten legte er die Notlage der so schwer heimgesuchten Familie dar und bat für diese um eine Unterstützung. Seine eigene Tochter sollte den Brief überbringen.

Am andern Tag stand diese zeitig vor dem prachtvollen Landsitz. Der parkähnliche Garten war ein kleines Paradies. Vor dem Hause lag ein kunstvoller Blumen- und Rasenteppich ausgebreitet, während auf der Rückseite die breitästigen Kronen uralter Bäume Kühlung und Schatten spendeten. Auf das Zeichen der elektrischen Glocke erschien eine schmucke Zofe. Mit gnädiger Herablassung führte diese die Pfarrerstochter auf das Zimmer des „Herrn". Nach langem Harren erschien dieser. Die stolzen, harten Züge nahmen einen etwas freundlicheren Ausdruck an, als er das junge Fräulein erblickte. Gütig nahm er das Schreiben entgegen. Kaum jedoch hatte er einen Blick in dasselbe geworfen, als er die Stirne kraus

zog. „Ich gebe grundsätzlich nichts für diese Menschen," wandte er sich an die Überbringerin. Barsch und kalt klangen seine Worte. Betroffen, fast verlegen schickte sich die junge Dame zum Gehen an. Doch jener hielt sie zurück, indem er sagte: „Hier, da haben Sie etwas." Und mit goldberingter, wohlgepflegter Hand entnahm er einer schweren Börse — fünfzig Centimes! Unter der Türe aber schlugen noch die Worte an das Ohr der Weggehenden: „— selber schuld — ganz überlaufen — Bettelvolk!"

Eine andere Geschichte.

In einem freundlichen Städtchen des fernen Morgenlandes rüstet ein Mann zu einer Reise. Da es keine Eisenbahn und überhaupt wenig Fahrgelegenheit gibt, sattelt er sein Maultier. Das Gepäck schnallt er am Sattelzeug fest. Auch das nötige Reisegeld steckt er zu sich. Jetzt nimmt er Abschied von Weib und Kind, dann trabt er weg von der traulichen Heimstätte.

Er zieht dahin auf der großen Straße, die mittagwärts führt. Reiter und Tier schmachten bald unter der schwülen, sengenden Hitze. Über die heißesten Stunden des Tages halten sie Rast. Sie ruhen vor einer Herberge im Schatten der Ölbäume. Immer wieder schweift der Blick nach den blauen Gebirgszügen, welche den südlichen Horizont begrenzen. Auf jenen fernen Höhen liegt Jerusalem, das Ziel ihrer Reise.

Am Abend des dritten Tages reitet der fremde Mann durch das Tor der alten Königsstadt. Bei einem befreundeten Wirt stellt er ein. Erfrischt und neugestärkt geht er in der Morgenfrühe seinen Geschäften nach. Vier Tage halten ihn diese in der jüdischen Hauptstadt fest. Am fünften schickt er sich zur Heimreise an. Er wählt den Weg über Jericho und das Jordantal, denn auch in der Palmenstadt hat er zu tun.

Man hat ihm gesagt, die Straße zwischen Jerusalem und Jericho sei etwas unsicher, verschiedene Überfälle seien in den letzten Wochen dort vorgekommen. Obwohl er nicht viel zu verlieren hat, mahnt ihn doch der Gedanke an die Lieben im Samariterland zur Vorsicht. Dennoch bricht er auf, nachdem er sich zuvor noch dem Schutze des Gottes Jakobs anbefohlen.

Er verläßt die heilige Stadt der Juden durch das Osttor. Zunächst lenkt er sein Maultier hinab in das Tal des Kidron, den er

überschreitet, um die Straße nach Jericho zu gewinnen. Behutsam zieht er seines Wegs. Vorsichtig spähen die Augen nach rechts und nach links. Nirgends etwas Verdächtiges. Im Gegenteil, vor ihm tauchen zwei Gestalten auf, deren Anblick ihn eher beruhigt. Es sind jüdische Priester. An ihrer Tracht erkennt er sie. Sie scheinen dasselbe Reiseziel zu haben wie er. Wenn diese Leute, die doch sonst nicht gerade zu den Mutigen gehörten, es wagten, den Weg zu machen, dann mußte die Unsicherheit so groß nicht sein. Leichteren Herzens, ganz gemächlich, reitet der Mann dahin. Liebliche Bilder steigen vor ihm auf: Hinter Feigen- und Ölbäumen versteckt erblickt er ein rebenumranktes Häuschen, ein jugendliches, gebräuntes Weib, frische, muntere Kinder beleben das freundliche Heimwesen. Er sieht sie Ausschau halten nach dem Vater. Bald darf er sie ans Herz drücken, bald —

Doch, was ist das? Die beiden da vorn auf der Straße, warum schreiten sie plötzlich so rasch aus? Was ist geschehen? Ist Gefahr im Anzug? Er hält sein Tier an und sieht sich um. Er kann nichts entdecken. Er reitet langsam weiter. Da — klang das nicht wie Stöhnen? Noch einige Schritte, herum um die Biegung der Straße — richtig, da lag einer! Die Augen waren geschlossen, das Gesicht blutüberströmt, der ganze Körper zeigte Stichwunden. Nur ein leichtes Heben und Senken der Brust, ein schwaches Röcheln verrieten, daß noch Leben in dem Mann war.

Dem biederen Samariter stockt das Blut in den Adern. Schreck und Entsetzen bemächtigen sich seiner. Was wird er tun? Wird er dem Beispiel der beiden geistlichen Herren folgen und sich auch davon machen, oder wird er sich des Unglücklichen erbarmen? Sieh, er steigt ab. Er führt sein Tier zu einem Maulbeerbaum und bindet es dort fest. Dann kommt er zurück und beugt sich über den hilflos am Boden Liegenden. Er untersucht seine Wunden.

Aber was machst du, guter Mann! Du handelst nicht klug. Sieh, du begibst dich selber in Gefahr. Weißt du denn, ob nicht die Mordgesellen noch irgendwo in einem Versteck lauern? Bald könnte auch dich ihr Stahl treffen. Und dann, was geht der Mann dich an? Du kennst ihn ja nicht, er ist nicht einmal dein Landsmann, er ist ein Jude! Wenn jene Priester es nicht für ihre Pflicht halten, sich seiner anzunehmen, dann hast du erst recht nicht nötig, hier einzugreifen. Ist es nicht töricht, eines landfremden Menschen wegen

sein Leben aufs Spiel zu setzen? Denk an deine Familie! Du hast dich dieser zu erhalten, hast ihr gegenüber die nächste Verpflichtung. Dann denke weiter an die Unterbrechung, die deine Reise erfahren wird, wenn du dich hier mit dem Manne aufhältst. Wie werden die Deinen daheim sich ängstigen und sorgen! Auch kann dir die Geschichte noch Auslagen bringen. Warum das Geld hier in der Ferne ausgeben, wo doch daheim in deiner Stadt, vor deiner Türe, so viel Mangel herrscht. Und dann noch eins: du kannst in schlimme Ungelegenheiten kommen. Wenn dich jetzt einer träfe, wie du dich an dem Mann zu schaffen machst, wie leicht könnte er Verdacht schöpfen und dich selber des Mordanschlags beschuldigen. Darum besinne dich wohl, was du tust, ich sage dir's.

Ach, wie klug und verständig du redest, wirklich sehr verständig! Aber sieh, der Fremdling aus Samarien scheint dich nicht zu verstehen. Immer noch kniet er neben dem Bewußtlosen. Und sieh doch die stille Freude in dem treuherzigen Gesicht, den edlen Glanz in seinen dunklen Augen. Wie eine Mutter auf ihr hilfloses Kind, so blickt der bärtige Mann auf den armen Unbekannten. Hast du schon eine Mutter beobachtet in ihrem stillen Walten, wenn sie ihre kleinen Lieblinge bettet und hegt? Was ist es, das du ihrem Wesen abfühlst, wovon ihr Herz, ihre Augen erfüllt sind? Liebe ist es! Nun sieh, Liebe, barmherzige, teilnehmende Liebe wohnt auch in der Brust des Mannes aus dem Samariterland. Und daher verfangen deine nüchternen, klugen Erwägungen bei ihm nicht. Ach, guter Freund, versuche es einmal, den elektrischen Strom zurückzuhalten, wenn er in Verbindung gebracht ist mit dem entgegengesetzten Pol! Sieh, Liebe und Not, die sind auch wie Pluspol und Minuspol. Sobald sie einander näher kommen, springen Funken über, Liebesfunken. Liebe und Not sind einem bestimmten, festen Gesetz unterworfen: die Liebe sucht die Not aufzuheben!

Unser Reisender steht auch unter diesem Gesetz. In seinem Herzen wohnt Liebe, vor ihm, am Wege, sieht er Not. So zieht es ihn von seinem Maultier herab, er m u ß helfen. Mit linder Hand befühlt er den zerschlagenen Körper. Einige Wunden sind leichterer Art, andere gehen tief. Er hofft den Mann retten zu können. Aus der Satteltasche hat er sich zwei Fläschchen geholt. In dem einen befindet sich etwas Öl, das andere ist gefüllt mit Wein. Die für-

sorgliche Gattin hat ihm die beim Weggehen noch zugesteckt. Es sei „für alle Fälle", hat sie gesagt, man wisse nicht, was passieren könne. Wie froh ist er jetzt darüber. Bald sind die Wunden gereinigt und verbunden. Den Rest des Weines träufelt er dem Daliegenden zwischen die trockenen Lippen. Die Bemühungen sind von Erfolg gekrönt. Der Mann schlägt die Augen auf. Schreckerfüllt starrt er auf den Fremden. Der milde, freundliche Gesichtsausdruck beruhigt ihn. Es kann keiner der Räuber sein.

Nicht ohne Mühe bringt der Samariter den wieder zum Leben Erwachten auf sein Maultier. Mit der rechten Hand stützt er den Reiter, in der linken hält er die Zügel. So geht es langsam voran. Nach einigen Stunden erreichen sie ein Wirtshaus. Die Leute haben bereits von dem Überfall gehört. Ein durchreisender Priester und ein Levit hatten die Kunde überbracht. Die beiden hätten zwar nichts Näheres berichten können, hieß es, nur seien sie sehr aufgeregt gewesen und haben erzählt, daß einer am Wege gelegen sei und daß sie in großer Gefahr geschwebt haben, und daß Jehova, der Herr, sie beschützt habe!

Der edle Mann hat nicht Zeit zum Hören. Er bittet den Besitzer der Herberge um eine Kammer für den Verwundeten. Erst als dieser auf bequemem Lager ruht, ein Stärkungsmittel genommen und die Lider zum Schlaf geschlossen hat, tritt er in die Gästestube. Jetzt fordert auch er eine Erfrischung. Er ist müde und erschöpft. In seinem Herzen aber preist er Gottes Güte: er hat dürfen einem Menschen das Leben retten.

Die Nacht über wacht er neben der Lagerstätte. Mit Spannung lauscht er auf die Atemzüge des Schlafenden. Sein Gesicht trägt den Ausdruck von Beruhigung. Es liegt keine Gefahr mehr vor, er kann morgen reisen und den Mann getrost der Pflege des Wirtes überlassen. Am andern Tag geht er zu diesem und befiehlt den Verunglückten seiner Fürsorge. Er gibt ihm auch Instruktionen für richtige Behandlung. Dann zahlt er seine Rechnung, drückt ihm außerdem noch zwei Groschen in die Hand und sagt: „So, das ist für deine Auslagen und deine Mühe. Reicht es nicht, dann komme ich ja wieder; ich werde dann mit dir rechnen."

Jetzt sattelt er und macht sich reisefertig. Doch ehe er aufbricht, tritt er noch einmal in die Kammer. Der Mann ist erwacht. Er erkennt seinen Lebensretter. In seinem Auge glänzt eine Dankes-

träne. Auch der Blick seines Retters ist feucht. Tiefbewegt scheidet der Fremdling vom Fremdling.

Doch, jetzt wieder zurück ins schöne Schweizerland, nach derselben Stadt, die wir vorhin verlassen.

Wer in den letzten Jahrzehnten durch die charakteristischen Arkaden dieser Stadt kam, dem mußte eine Frau auffallen, die dort an einem der Bogenpfeiler Lebkuchen feilhielt. Sie war ärmlich, aber sauber gekleidet, schon älter, klein und unscheinbar. Man hätte sie häßlich nennen können, wenn nicht zwei überaus freundliche Augen heiteren Sonnenschein über das verwitterte, faltenreiche Antlitz ausgegossen hätten. Täglich saß sie da, die gute Alte, sie war wie mit dem Pfeiler verwachsen. Kein Unwetter, weder Hitze noch Kälte, vermochten sie von ihrem Standort zu vertreiben. Zur Winterszeit waren oft Gesicht und Hände blaugefroren.

Wer war das Weiblein? Wo wohnte es? Niemand wußte dies zu sagen. Denn nur die Kinder pflegten bei ihm Einkäufe zu machen, die Erwachsenen schritten achtlos vorüber. Wäre die Frau einmal ausgeblieben, dann hätte man sie wahrscheinlich vermißt. Jetzt, da sie da war, sah sie keiner.

Einmal, es war an einem frostigen Spätherbsttag, klopfte es bei einem Pfarrer der Stadt. Es war der gleiche, der von jenem reichen Anwalt der Armen und Hilfsbedürftigen kurz vorher die unfreundliche Abweisung erfahren hatte. Der Pfarrer geht an die Türe und öffnet. Zu seinem Erstaunen steht das „Lebkuchenfraueli" vor ihm, die Augen noch einen Grad freundlicher als gewöhnlich. Er kannte die Alte nicht näher. Ein vielbeschäftigter Stadtgeistlicher kann nicht jedermann kennen. Indes einen kurzen Gruß hatte er immer für sie übrig gehabt, wenn er auf seinen Gängen durch die Stadt an ihr vorüberkam. Herzlich und hocherfreut hatte sie denselben jedesmal erwidert.

Was wollte sie jetzt von ihm? Wollte sie eine Unterstützung? Manchmal schon hatte er gedacht, ob sie wohl von ihrem Handel auch genügend zu leben habe. Er lädt sie freundlich ein, Platz zu nehmen. Doch das Weiblein erklärt, keine Zeit zu haben, es habe nur wollen dem Herrn Pfarrer etwas bringen für die Mission. Dieser ist nicht wenig erstaunt! Er wagt es fast nicht, die Gabe anzunehmen. Doch die Frau sieht ihn an mit einem Blick, daß er

rasch nach dem Kuvert greift, das sie jetzt in seine Hand legt. Mehr als irdische Glückseligkeit lag in diesen Augen. Ein Strahl von oben mußte hier Herz und Gemüt getroffen haben, daher dieses Leuchten, diese warme Innigkeit.

Als die Alte fort war, öffnete der Pfarrer den Umschlag. Er war aufs höchste überrascht und erstaunt: er fand drei Hundertfrankenscheine!

Und nun, du reicher Herr auf deinem schönen Landsitz, was sagst du zu dieser Geschichte von der armen Frau in den Arkaden deiner Vaterstadt, und zu der andern, von dem Mann aus dem Samariterland? Kennst du jenes Sprüchlein im ersten Brief des Johannes: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt?“ Sieh, die Liebe, die entzündet ist an der vergebenden Liebe Jesu, kalkuliert nicht so kühl und verständig wie du. Die Liebe fragt nicht: „Wer ist denn mein Nächster?“ Sie ist der Nächste jedem, der in Not ist: sie erbarmt sich des Armen, der an die Türe klopft, sie beugt sich über den Verwundeten am Wege, sie hört aber auch das Rufen der Heiden. Denn auch diese sind verwundet, in die Hände des Seelenmörders gefallen. Und Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, auch diesen Ärmsten!

An jenem großen Tage, wenn der Herr die Liebe, die man „einem seiner Geringsten“ erwiesen, belohnen wird, werden auch das „Lebkuchenfraueli“ und der Samariter ihren Anteil bekommen. Dir aber sagt ihre Geschichte: „So gehe hin und tue desgleichen.“

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Wichtig für Jünglings-, Jungfrauen- und Missionsvereine!

Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt.

Lebensbilder aus der Mission von Paul Richter.

4 Teile à 200 Seiten mit je 4 Bildern.

Gebunden à ℳ 2.50;

auch in 2 Bände gebunden à ℳ 4.50.

Das Werk enthält anziehende Lebensbilder von Pionieren der evangelischen Heidenmission, insbesondere der deutschen, unter anderen von Ziegenbalg, Zinzendorf, Zeisberger, Carrey, Livingstone, Mackay und anderen im ersten, von Schwartz, Hebich, Riedel, Morrison, Paton, Chalmers und anderen im zweiten Band. Die Darstellung ist frisch, farbenreich, voll interessanter Episoden. Es sollte darum in allen Haus-, Schul- u. Volksbibliotheken Eingang finden. Zum Vorlesen wie auch zur Vorbereitung für Missionsstunden ist das Buch wie kaum eines geeignet. — —

Diese Lebensbilder sind frisch und anschaulich geschrieben. Sie sind sehr geeignet, die heranwachsende Jugend für die Mission zu erwärmen und zu begeistern. Aber auch für Missionsstunden werden sie gute Dienste leisten und in Missionsvereinen wie am Familientische gerne gelesen werden. Auch bieten sie dem Lehrer ausgezeichnetes Material für die Behandlung der Mission in der Schule. Ein hübsches Konfirmationsgeschenk. **Der Reichsbote.**

Eine höchst erfreuliche Erscheinung in tadelloser Ausstattung. Namentlich für junge Leute, deren Blick in die Ferne geht, und die man überhaupt für hohe Ziele begeistern möchte. **Der Heidenbote.**

Wem der Missionssinn noch nicht aufgegangen ist, der sollte vor anderen nach diesen Lebensbildern greifen. **Die Christliche Welt.**

Zwanzig Lebensbilder aus der Missionsgeschichte, in anschaulicher, frischer und lebendiger Weise dargeboten, — eine vortreffliche Gabe für unser Volk, insbesondere für die reifere Jugend. Die Anschaffung für Volks- und Jugendbibliotheken ist anzuraten. Das Buch ist gut ausgestattet und preiswert, hilft einem Mangel ab und wird Segen und Freude bringen.
Missionsblatt.

YALE UNIVERSITY LIBRARY
3 9002 02964 7428
MR5
M281s

DATE DUE

MR5
M281s

Maier-Hugendubel, Martin
AUTHOR

Schi tshing.
TITLE

DATE DUE	BORROWER'S NAME

Yale Divinity Library
New Haven, Connecticut